



Jean Rhys

Irrfahrt im Dunkel *Roman*
Guten Morgen, Mitternacht
Roman

Jean Rhys Werke
ZWEITER BAND

Jean Rhys
Werke in vier Bänden

ERSTER BAND

Quartett

Roman

Nach der Trennung von

Mr. Mackenzie

Roman

ZWEITER BAND

Guten Morgen, Mitternacht

Roman

Irrfahrt im Dunkel

Roman

DRITTER BAND

Adieu Marcus, adieu Rose

Erzählungen

VIERTER BAND

Sargassomeer

Roman

Lächeln, bitte!

Unvollendete Erinnerungen

Jean Rhys

Irrfahrt im Dunkel

Roman

Guten Morgen, Mitternacht

Roman

Rogner&Bernhard bei Zweitausendeins

Inhalt

Irrfahrt im Dunkel
(Voyage in the Dark)
Übertragen
van Simon Werle

Guten Morgen, Mitternacht
(Good Morning, Midnight)
Übertragen
van Grete Felten

Irrfahrt im Dunkel

Erster Teil

Es war, als sei ein Vorhang gefallen über alles, was ich gekannt hatte. Es war fast, wie neu geboren zu sein. Die Farben waren anders, die Gerüche waren anders, das Gefühl, das die Dinge tief in mir auslösten, war anders. Es war nicht nur der Unterschied zwischen Wärme und Kälte, zwischen Licht und Dunkelheit, zwischen Purpurrot und Grau. Sondern ein Unterschied wie zwischen Angst-haben und Glücklich-sein. Zunächst mochte ich England nicht. Ich konnte mich nicht an die Kälte gewöhnen. Manchmal machte ich die Augen zu und stellte mir vor, die Hitze des Ofens oder die Bettdecke, in die ich mich gewickelt hatte, sei Sonnenwärme; oder ich stellte mir vor, ich stünde daheim vor dem Haus und blickte die Market Street hinunter auf die Bucht. Wenn eine Brise wehte, war das Meer ein millionenfaches Glitzern, und an windstillen Tagen war es purpurn wie Tyros und Sidon. Die Market Street roch nach dem Wind, aber die schmale Gasse roch nach Negern, Holzfeuern und den in Speck gebratenen salzigen Fischklopsen. (Wenn die Negerfrauen in der Savanne Fischklopse verkaufen, tragen sie sie auf Tabletts auf dem Kopf. Sie rufen: ›Salzfischklopse, zart und köstlich, zart und köstlich.‹) Es war komisch, aber mehr als an alles andere dachte ich daran – an den Geruch der Straßen und an den Geruch von rotem Jasmin und Limonensaft und Zimt und Gewürznelken, von Süßigkeiten aus Ingwer und Sirup, den Geruch von Weihrauch nach Beerdigungen oder Fronleichnamsprozessionen und an den der Patienten, die nebenan vor dem Sprechzimmer des Arztes warteten, und an den Geruch des Seewinds und den ganz anderen Geruch des Landwinds.

Manchmal war es, als sei ich wieder daheim und England nur ein Traum. Dann wieder war England Wirklich-

keit und die Erinnerung an zu Hause der Traum, aber beides zusammenfügen konnte ich nie.

Nach einer Weile gewöhnte ich mich an England und fand es nicht mehr so schlimm; ich gewöhnte mich an alles, nur nicht an die Kälte und daran, dass die Städte, in die wir kamen, alle so gleich aussahen. Ständig fuhr man in eine andere Stadt, die doch ständig die gleiche war. Stets führte eine kleine graue Straße zum Bühneneingang des Theaters und eine andere kleine graue Straße zur Unterkunft und den Reihen kleiner Häuser mit Kaminen, die aussahen wie die Schlote von Spielzeugdampfern und deren Rauch dieselbe Farbe hatte wie der Himmel; und eine graue Steinpro menade verlief kahl und gerade dicht neben dem graubraunen oder graugrünen Meer entlang; oder es gab eine Corporation Street oder eine High Street oder eine Duke Street oder eine Lord Street, auf der man umherging und sich die Läden anschauten.

Southsea hieß diesmal der Ort.

Wir hatten gute Zimmer. Die Wirtin hatte gesagt: »Nein, ich nehme keine Berufstätigen.« Aber sie knallte uns nicht die Tür vor der Nase zu, und nachdem Maudie eine Weile geredet und dabei ihre Stimme möglichst damenhaft hatte klingen lassen, hatte sie gesagt: »Gut, diesmal kann ich ja eine Ausnahme machen.« Schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft gab es ein Donnerwetter, weil wir beide spät aufstanden und Maudie im Nachthemd und einem zerrissenen Kimono herunterkam.

»Sich halbnackt an meinem Wohnzimmerfenster zu zeigen«, sagte die Vermieterin. »Und das um drei Uhr nachmittags. Das bringt mein Haus in Verruf!«

»Schon gut, Ma«, sagte Maudie. »Ich gehe mich gleich anziehen. Ich hatte heute morgen so schreckliches Kopfweh.«

»Bei mir gibt's das nicht«, sagte die Wirtin. »Wenn Sie zum Essen runterkommen, sind Sie gefälligst anständig angezogen. Und nicht im Nachthemd.«

Sie knallte die Tür zu.

»Schau dir das an«, sagte Maudie, »schau dir das an. Die alte Ziege fällt mir langsam auf die Nerven. Die pfeife ich an, wenn sie noch ein Wort zu mir sagt.«

»Beachte sie doch gar nicht«, sagte ich.

Ich lag auf dem Sofa und las *Nana*. Es war ein Taschenbuch mit dem farbigen Bild einer fülligen, dunkelhaarigen Frau darauf, die ein Weinglas schwenkte. Sie saß auf den Knien eines glatzköpfigen Mannes im Abendanzug. Der Text war sehr klein gedruckt, und die endlose Prozession der Wörter gab mir ein seltsames Gefühl – von Trauer, Unruhe und Angst. Es war nicht das, was ich las, es war der Anblick der dunklen, verschwommenen Wörter, die endlos weiterzogen, was mir dieses Gefühl gab.

Hinter dem Sofa war eine Glastür. Man konnte in ein kleines unmöbliertes Zimmer sehen, und von dort führte eine zweite Glastür in den ummauerten Garten. Der Baum an der hinteren Mauer war gestutzt, so dass er aussah wie ein Mann mit Stümpfen, statt mit Armen und Beinen. Die Wäsche hing schlaff und reglos im graugelben Licht.

»Ich ziehe mich an«, sagte Maudie, »und dann sollten wir rausgehen und ein bißchen frische Luft schnappen. Wir könnten zum Theater gehen und sehen, ob Post da ist. Sieht aus wie ein unanständiges Buch, was du da hast.«

»Es ist zum Teil nicht schlecht«, sagte ich.

Maudie sagte: »Ich weiß; es handelt von einer Nutte. Finde ich widerlich. Ich wette, ein Mann, der ein Buch

über eine Nutte schreibt lügt so oder so. Überhaupt sind alle Bücher so – sie lügen das Blaue vom Himmel runter.«

Maudie war groß und schlank, und ihre Nase bildete mit ihrer Stirn eine gerade Linie. Sie hatte hellblondes Haar und eine sehr weiße, weiche Haut. Wenn sie lächelte, fehlte auf einer Seite ein *Zahn*. Sie war achtundzwanzig Jahre alt und hatte allerhand erlebt. Wenn wir nachts aus dem Theater nach Hause kamen, erzählte sie mir oft davon. »Du mußt nur lernen, ein bißchen auf die Pauke zu hauen, dann fährst du am besten«, sagte sie immer. Im Bett lag ihr Haar in zwei langen Zöpfen neben ihrem länglichen, weißen Gesicht.

»Auf die Pauke hauen, das ist die Parole«, sagte sie.

Im Theater lag keine Post für uns.

Maudie sagte, sie kenne ein Geschäft, in dem ich die Strümpfe bekäme, nach denen ich suchte. »In der Straße kurz vor der Promenade«, sagte sie.

In einem der Häuser, an denen wir vorbeikamen, spielte jemand Klavier – es war ein perlendes Geräusch wie von rinnendem Wasser. Ich begann, sehr langsam zu gehen, weil ich zuhören wollte. Aber es kam aus immer größerer Ferne, und dann hörte ich es gar nicht mehr. »Aus und vorbei«, dachte ich. Ich spürte einen Kloß in meiner Kehle, als müßte ich weinen.

»Eins hast du ja«, sagte Maudie. »Du siehst immer damenhaft aus.«

»Ach Gott«, sagte ich, »wer will schon damenhaft aussehen?«

Wir gingen weiter.

»Dreh dich nicht um«, sagte Maudie. »Uns folgen zwei Männer. Ich glaube, die wollen mit uns anbändeln.«

Die beiden Männer überholten uns und gingen ge-

mächtlich vor uns her. Einer von ihnen hatte die Hände in den Taschen; ich mochte seinen Gang. Es war der andere, der größere, der sich umschaute und lächelte.

Maudie kicherte.

»Guten Tag«, sagte er. »Machen Sie einen Spaziergang? Schöner Tag heute, nicht? Sehr warm für Oktober.«

»Ja, wir schnappen ein bißchen frische Luft«, sagte Maudie. »Aber wir wollen sie natürlich niemandem weg-schnappen.«

Alle lachten. Zwei und zwei gingen wir weiter. Maudie mit dem Langen voran. Der andere musterte mich ein-, zweimal von der Seite – sehr rasch von oben bis unten, wie sie es immer machen – und fragte dann, wo wir hingingen.

»Ich wollte mir hier in diesem Laden ein Paar Strümpfe kaufen«, sagte ich.

Sie kamen alle mit in den Laden. Ich sagte, ich brauchte zwei Paar – Florgarn mit Muster an den Seiten – und ließ mir Zeit beim Aussuchen. Der Mann, neben dem ich gegangen war, wollte sie bezahlen, und ich war einverstanden.

Als wir draußen waren, sagte Maudie: »Schon ganz schön kühl, was? Warum kommt ihr beide nicht auf einen Tee mit zu uns? Wir wohnen gleich um die Ecke.«

Der Lange wäre wohl lieber gegangen, aber der andere sagte, sie kämen gern mit; und sie kauften zwei Flaschen Portwein und etwas Gebäck auf dem Rückweg.

Wir hatten keinen Hausschlüssel. Ich dachte schon, die Wirtin würde bestimmt wieder grob werden, wenn sie uns aufmachte. Aber als sie die Tür öffnete, machte sie nur ein finsternes Gesicht, sagte aber kein Wort.

Wir machten Feuer im Wohnzimmer. Maudie hielt ein

Streichholz in den Ofen und entzündete das Gas.

Auf dem Kamin warfen zu beiden Seiten einer großen, dunklen Uhr zwei Bronzepferde ihre Vorderbeine in die Luft. In regelmäßigen Abständen hingen blaue Teller an den Wänden.

»Macht es euch gemütlich, ihr beiden«, sagte Maudie.
»Und darf ich vorstellen: Miss Anna Morgan und Miss Maudie Beardon, zur Zeit auf Tournee in *Der Blaue Walzer*. Machen wir den Portwein nicht auf? Ich hole Ihnen einen Korkenzieher, Mister Wie-war-noch-gleich-der-Name. Wie heißen Sie übrigens?«

Der Lange gab keine Antwort. Er starrte mit runden, trüben Augen über ihre Schulter. Der andere räusperte sich.

Maudie sagte auf Cockney: »Ich red' mir dir, 'Orace. Hörst du? Du sitzt doch nicht auf deinen Ohren. Ich hab' gefragt, wie du heißt.«

»Jones«, sagte der Lange. »Ich heiße Jones.«

»Und weiter«, sagte Maudie.

Er wirkte verärgert.

»Das ist aber komisch«, sagte der andere und fing an zu lachen.

»Was ist komisch?« sagte ich.

»Verstehen Sie, er heißt wirklich Jones.«

»Ach, wirklich?« sagte ich.

Er hörte auf zu lachen. »Und ich heiße Jeffries.«

»Ach, wirklich?« sagte ich. »Jeffries?«

»Jones und Jeffries«, sagte Maudie. »Das kann man sich gut merken.«

Ich haßte beide. Man nimmt Leute mit, und dann sind sie unverschämt zu einem. Wenn man einmal damit anfängt, Leute mitzunehmen, dann glauben sie immer, sie könnten unverschämt zu einem sein.

Aber nach einem Glas Portwein fing auch ich an zu lachen, und dann konnte ich gar nicht mehr aufhören. In dem Spiegel über dem Kamin sah ich mir zu, wie ich lachte.

»Wie alt sind Sie?« sagte Mr. Jeffries. »Ich bin achtzehn. Haben Sie mich für älter gehalten?«

»Nein«, sagte er. »Im Gegenteil.«

Mr. Jones sagte: »Er wußte schon, Sie wären entweder achtzehn oder zweiundzwanzig. Ihr Mädchen habt nur zwei Alter zur Auswahl. Sie sind achtzehn, also ist Ihre Freundin natürlich zweiundzwanzig. Natürlich.«

»Sie sind einer von den ganz Schlauen, was?« sagte Maudie und streckte ihr Kinn vor. Das tat sie immer, wenn sie sich ärgerte. »Sie wissen über alles Bescheid.«

»Also ich bin wirklich achtzehn«, sagte ich. »Ich kann Ihnen meine Geburtsurkunde zeigen.«

»Aber nicht doch, liebes Kind. Das wäre zuviel des Guten«, sagte Mr. Jones.

Er reichte die Portweinflasche herüber und schenkte mir wieder ein. Als er meine Hand berührte, tat er so, als fröstelte ihn. Er sagte: »Mein Gott, eiskalt. Kalt und ziemlich feucht.«

»Ihr ist immer kalt«, sagte Maudie. »Sie kann nichts dafür. Sie kommt aus einem warmen Land. Von den Westindischen Inseln oder irgendwo da her, stimmt's, Kleines? Die Mädchen nennen sie die Hottentottin. Ist das nicht gemein?«

»Warum denn Hottentottin?« fragte Mr. Jones. »Ich hoffe, Sie geben es ihnen tüchtig zurück.«

Er sprach sehr schnell, trennte aber die Wörter deutlich voneinander. Er schaute mir nicht auf die Brüste oder die Beine, wie sie es sonst immer tun. Wenigstens bemerkte ich es nicht. Er sah mich offen an und hörte allem, was

ich sagte, höflich und aufmerksam zu, und dann guckte er weg und lächelte, als habe er sich ein Urteil über mich gebildet.

Er fragte, wie lange ich schon in England sei, und ich antwortete: »Zwei Jahre«, und dann sprachen wir über die Tournee. Die Truppe sollte noch in Brighton auftreten, dann in Eastbourne und zuletzt in London.

»London?« sagte Mr. Jones und zog die Brauen hoch.

»Ja, in Holloway. Holloway ist doch London?«

»Natürlich«, sagte Mr. Jeffries.

»Das ist genug zum Thema Theater«, sagte Maudie. Sie sah immer noch verärgert aus. »Erzählen Sie doch zur Abwechslung mal was von sich. Erzählen Sie uns, wie alt Sie sind und was Sie machen. Nur zur Abwechslung.«

Mr. Jeffries sagte: »Ich arbeite in der City. Ich arbeite sehr hart.«

»Sie meinen, Sie lassen hart für sich arbeiten«, sagte Maudie. »Und was macht Daniel in der Löwengrube? Aber ihn braucht man gar nicht zu fragen. Er erzählt uns sowieso nichts. Nicht so griesgrämig, Daniel. –Kennen Sie den vom Schlangenbeschwörer?«

»Nein, ich glaube, den kenne ich nicht«, sagte Mr. Jones gezwungen.

Maudie erzählte den vom Schlangenbeschwörer. Sie lachten nicht sehr, und dann räusperte sich Mr. Jenes und sagte, sie müßten gehen.

»Wie gern hätten wir uns heute abend Ihre Vorstellung angesehen«, sagte Mr. Jeffries, »aber leider ist es nicht möglich. Wir müssen uns unbedingt sehen, wenn Sie nach London kommen; ja, wir müssen uns unbedingt Wiedersehen.

Vielleicht möchten Sie abends mal mit mir essen ge-

hen, Miss Morgan«, sagte er. »Würden Sie mir vielleicht eine Adresse geben, unter der Sie zu erreichen sind, damit wir uns verabreden können?«

Ich sagte: »In vierzehn Tagen sind wir im Holloway, aber das hier ist meine ständige Adresse.« Ich schrieb:

Miss Anna Morgan

c/o Mrs. Hester Morgan, D8, Fellside Road, Ilkley, Yorks.

»Ist das Ihre Mutter?«

»Nein, Hester ist meine Stiefmutter.«

»Wir müssen uns verabreden«, sagte er. »Ich freue mich darauf.«

Wir gingen zum Abschied mit auf die Straße. Ich fand es komisch, dass ich so kichern konnte, denn innerlich war ich immer traurig, es schmerzte mich so wie die Kälte in der Brust.

Wir gingen zurück ins Wohnzimmer. Wir hörten die Wirtin draußen im Korridor vorbeigehen.

»Gleich schlägt sie wieder Krach«, sagte Maudie.

Wir lauschten. Aber sie ging an der Tür vorbei, ohne hereinzukommen.

Maudie sagte: »Eins möchte ich wissen: Warum glauben die, sie können frech zu dir sein für nichts und wieder nichts? Das möchte ich wirklich wissen.«

Ich rückte ganz nahe an den Ofen. Ich dachte nach: ›Es ist Oktober. Der Winter kommt.‹

»Du hast Glück gehabt mit deinem«, sagte Maudie. »Meiner hat nicht viel getaugt. Hast du gehört, was er gesagt hat, von wegen ich sei zweiundzwanzig, und wie er hämischi gegrinst hat?«

»Ich mochte sie beide nicht«, sagte ich.

»Dafür hast du aber deine Adresse ziemlich schnell rausgerückt«, sagte Maudie. »Und recht hast du. Geh mit

ihm aus, wenn er dich drum bittet. Männer wie die haben Geld, das sieht man auf den ersten Blick, stimmt's? Das sieht jeder. Männer mit Geld und Männer ohne Geld sind zwei Paar Schuhe.

Ich habe noch niemanden gesehen, der so fröstelt wie du«, sagte sie. »Das ist ja furchtbar. Machst du das etwa mit Absicht? Leg dich aufs Sofa, und ich deck dich mit meinem dicken Mantel zu, wenn du willst«

Der Mantel roch nach warmem Tier und nach billigem Parfüm.

»Den Mantel habe ich von Viv«, sagte Maudie. »So ist er. Er macht selten Geschenke, aber was er schenkt, ist ordentlich, kein Ramsch.«

»Wie ein Jude«, sagte ich. »Ist er Jude?«

»Natürlich nicht. Das hab' ich dir schon mal gesagt.«

Sie erzählte weiter von dem Mann, der ihr den Mantel geschenkt hatte. Er hieß Vivian Roberts, und sie war lange in ihn verliebt gewesen. Sie sah ihn noch, wenn sie zwischen den Tourneen in London war, aber nur sehr selten. Sie sagte, ganz sicher würde er Schluß machen, aber peu à peu, weil er vorsichtig sei und alles peu à peu mache.

Sie redete weiter über ihn. Ich hörte nicht zu. Ich dachte, wie kalt es draußen auf der Straße sei und auch in der Garderobe, und dass mein Platz neben der Tür mitten im Durchzug war. Das war immer so. Eine verdammte Schande. Und ich dachte an Laune Gaynor, die sich in der Woche neben mir umzog. Jungfrau nennt sie mich, und manchmal blöde Kuh. (›Kriegst du es nicht fertig, die Tür mal richtig zuzumachen, Jungfrau, du blöde Kuh?‹) Aber ich mag sie lieber als alle ändern. Sie ist ein nettes Mädchen. Sie ist die einzige, die ich wirklich mag. Und ich dachte an die kalten Nächte; und daran, wie

deutlich in meinem Kostüm im ersten Akt meine Schlüsselbeine zu sehen sind. Es gibt was zu kaufen, das die Schultern runder macht. Venus Carnis. ›Keine Faszination ohne Rundungen. Meine Damen, werden Sie sich Ihres Charmes bewusst.‹ Aber es kostet drei Guineen, und wo nehme ich drei Guineen her? Und die kalten Nächte, die verdammt kalten Nächte.

Sie liegt zwischen 15°10' und 15°40' N und 61°14' und 61°30' W. ›Eine schöne Insel, zum Teil Hochland, aber ganz mit Wald bewachsen stand in dem Buch. Und völlig zu Hügeln und Bergen zerknittert, wie man ein Stück Papier in der Hand zerknittert – sanft auslaufende grüne Hügel und scharfkantige Berge.

Ein Vorhang senkte sich, und ich war wieder da.

... Das hier ist England sagte Hester und ich betrachtete es mir durch das Abteilfenster das in Quadrate aufgeteilt war wie ein Taschentuch; überall sah es kleinkariert und ordentlich aus alles war nach allen Seiten eingezäunt – was ist das denn dort – das sind Heuhaufen – ach, das sind Heuhaufen – ich hatte über England gelesen seit ich lesen konnte – kleiner schäbiger ist alles aber das macht nichts – das ist London – Hunderttausende von Weißen, weiße Leute voller Eile und die düsteren Häuser die eins nach dem ändern alle gleich alle in einer Reihe drohend herabschauen – die Straßen wie glatte eingesperrte Schluchten und die drohend herabschauenden Häuser – nein ich werde dieses Land nicht mögen nein ich werde dieses Land nicht mögen nein ich werde dieses Land nicht mögen – du wirst dich dran gewöhnen sagte Hester dann du mußt dich jetzt fühlen wie ein Fisch auf dem Trockenen aber du wirst dich bald dran gewöhnen – mach nicht so ein Gesicht wie der sterbende Karl und der feierliche Gregor wie dein armer Vater immer gesagt hat

du wirst dich schon dran gewöhnen ...

Maudie sagte: »Geben wir dem Portwein den Rest.« Sie goß zwei Gläser voll, und wir tranken langsam. Sie betrachtete sich im Spiegel.

»Ich kriege Falten unter den Augen, oder?«

Ich sagte: »Ich habe eine Cousine zu Hause, ein richtiges Kind. Sie hat noch nie Schnee gesehen und möchte unbedingt alles darüber wissen. Sie schreibt mir immer und fragt mich, wie er aussieht. Ich wollte auch immer Schnee sehen. Das war eines der Dinge, nach denen ich mich gesehnt habe.«

»Na«, sagte Maudie, »den hast du ja jetzt gesehen. Was meinst du, wie hoch diese Woche unsere Rechnung ist?«

»Fünfzehn Schilling, denke ich.«

Wir rechneten nach.

Ich hatte sechs Pfund gespart, und Hester hatte versprochen, mir zu Weihnachten fünf Pfund zu schicken, oder auch früher, wenn ich das wollte. Darum hatte ich mich entschlossen, mir irgendwo ein billiges Zimmer zu suchen, anstatt in die Revuegirl-Herberge in der Maple Street zu ziehen. Das war ein gräßliches Haus.

»Nur noch drei Wochen diese verdammte Tournee, Gottlob!«, sagte Maudie. »Das ist kein Leben, schon gar nicht im Winter.«

Als wir an diesem Abend vom Theater nach Hause kamen, begann es zu regnen, und in Brighton regnete es die ganze Zeit. Wir kamen nach Holloway, und es war Winter, und die dunklen Straßen um das Theater ließen mich an Mordgeschichten denken.

Ich gab Maudie den Brief zu lesen, und sie sagte: »Ich hab's dir gesagt. Ich hab' dir gesagt, er hat Geld. Das ist ein todsschicker Club. Die vier schicksten Clubs in Lon-

don sind ... «

Alle Mädchen fingen an, darüber zu streiten, welches der schickste Club in London sei.

Ich schrieb ihm, ich könne am Montag nicht mit ihm zu Abend essen, weil ich schon eine Verabredung hätte. (»Immer sagen, du hast schon eine Verabredung.«) Aber ich schrieb, ich könnte am Mittwoch, dem 17. November, und gab ihm die Adresse des Zimmers, das ich in der Judd Street gemietet hatte.

Laurie Gaynor sagte: »Schreib ihm, er soll sich im Club den Dosenöffner borgen. Schreibe: ›P.S. Bitte vergessen Sie den Dosenöffner nicht.‹«

»Ach, lass sie doch in Ruhe«, sagte Maudie.

»Schon gut«, sagte Laurie. »Ich will sie nicht ärgern. Ich bringe ihr nur Etikette bei.

Sie weiß doch, ich bin eine gutmütige alte Kuh«, sagte Laurie. »Viel gutmütiger als die meisten anderen alten Kühe. Stimmt's, wie heißt du noch – Anna?«

Ich sah auf meine Hände, und die Nägel glänzten hell wie Messing. Zum mindesten an der linken Hand – an der rechten waren sie nicht ganz so schön.

»Tragen Sie immer Schwarz?« fragte er. »Ich erinnere mich, Sie trugen auch ein schwarzes Kleid, als ich Sie neulich sah.

Warten Sie einen Augenblick«, sagte er. »Trinken Sie das nicht.«

Der Ober klopfte lange und sehr vornehm an und kam dann herein, um die Suppe abzutragen.

»Der Wein schmeckt nach Kork«, sagte Mr. Jeffries.

»Nach Kork, Sir?« sagte der Ober mit gedämpfter, ungläubiger und entsetzter Stimme. Er hatte eine Hakennase und ein fahles, nichtssagendes Gesicht. »Ja, nach Kork. Riechen Sie mal.«

Der Ober schnupperte, dann schnupperte Mr. Jeffries. Ihre Nasen sahen genau gleich aus, ihre Gesichter waren sehr feierlich. Die Brüder Striegel und Schniegel, die Brüder Blas-mich-nicht-um. Ich dachte: »Jetzt aber bloß nicht lachen. Er merkt es, wenn du ihn auslachst. Du darfst nicht lachen.«

Auf dem Tisch stand eine Lampe mit rotem Schirm, und rosa Vorhänge aus schwerer Seide hingen an den Fenstern. An der Wand standen ein hartes Sofa mit gerader Rückenlehne und zwei Stühle mit geschwungenen Beinen – alles rot gepolstert. Hotel und Restaurant Hoffner hieß das Lokal. Hotel und Restaurant Hoffner, Hanover Square.

Der Ober brachte seine Entschuldigung zu Ende und ging. Dann kam er mit dem Fisch und einer anderen Flasche Wein zurück und füllte unsere Gläser. Ich trank meines rasch aus, weil ich schon den ganzen Tag das Gefühl gehabt hatte, als hätte ich mich erkältet. Der Hals tat mir weh. »Wie geht es Ihrer Freundin – Maisie?« »Maudie.«

»Ja, Maudie. Wie geht es Maudie?« »Oh, gut«, sagte ich. »Es geht ihr sehr gut.« »Was ist aus ihr geworden? Ist sie noch mit Ihnen zusammen?«

»Nein«, sagte ich. »Zwischen den Tourneen wohnt sie bei ihrer Mutter in Kilburn.«

Er sagte: »So, sie wohnt bei ihrer Mutter in Kilburn?« und sah mich dabei an, als wolle er mich taxieren. »Was machen Sie normalerweise zwischen den Tourneen? Wohnen Sie bei der Dame, deren Adresse Sie mir gegeben haben?«

»Bei meiner Stiefmutter?« sagte ich. »Hester? Nein, ich sehe sie nur selten. Sie ist nicht oft in London.«

»Wohnen Sie immer in diesen Zimmern in der Judd

Street?«

»Zimmer«, sagte ich, »Zimmer. Es ist nur eines. Nein. Ich wohne dort zum ersten Mal, und es gefällt mir gar nicht. Aber es ist immer noch besser als das Katzenheim. Dort habe ich letzten Sommer gewohnt –in der Revue-girl-Herberge in der Maple Street. Es ging mir auf die Nerven, denn jeden Morgen muß man vor dem Frühstück zum Morgengebet hinunter.«

Ich trank ein zweites Glas Wein und starre auf das Tischtuch, sah die Oberin mit erhobenem Gesicht und geschlossenen Augen beten. Und ich sah ihre kleine Stupsnase und ihre schmalen, sich bewegenden Lippen. Sie war wie ein Kaninchen, wie ein blindes Kaninchen. Irgendwie war es schrecklich, wie sie betete. Ich dachte: ›Ich glaube, jede Art von Gebet ist irgendwie schrecklich.‹

Ich sah sie, und ich sah den Schaltender Nelken, die auf dem Tisch standen, und wir sprachen über Tournee, und er fragte mich, wieviel ich verdiente. Ich sagte ihm: »Fünfunddreißig Schilling die Woche, und natürlich Zuschläge für zusätzliche Nachmittagsvorstellungen.«

»Großer Gott«, sagte er. »Damit können Sie doch nicht auskommen?«

›Ich komme schon damit zurecht, dachte ich. Aber das Kommen und Gehen des Obers, der uns Sachen auftischte, brachte mich durcheinander.

Wir bestellten eine zweite Flasche Wein, und mir wurde warm und wohlig im Magen. Ich hörte meine Stimme immer weiterreden und seinen Fragen antworten, und die ganze Zeit, während ich redete, schaute er mich komisch an, als wolle er nicht glauben, was ich sagte.

»Also sehen Sie Ihre Stiefmutter nur selten? Hat sie nichts dagegen, dass Sie ständig auf Tournee durch die

Gegend ziehen? Ist sie nicht der Ansicht, dass Sie Ihrer Familie Schande machen?«

Ich schaute ihn an, und er lächelte, als wollte er sich über mich lustig machen. Ich sagte nichts mehr. Ich dachte: »O Gott, er ist von der hämischen Sorte. Wäre ich doch nicht gekommen.«

Aber als der Ober Kaffee und Likör brachte und die Tür hinter sich zumachte, als käme er jetzt nicht mehr wieder, und wir uns an den Kamin setzten, fühlte ich mich wieder wohl. Ich mochte das Zimmer und die roten Nelken auf dem Tisch und die Art, wie er redete, und seine Kleidung – ganz besonders seine Kleidung. Es war ein Jammer mit meinen Kleidern, aber sie waren wenigstens schwarz. »Sie trug Schwarz. Die Männer mochten diese Trauerfarbe oder diese Nichtfarbe« Das schrieb ein Mann namens Coronet oder hieß er »A Peer«?

Er sagte: »Sie haben wunderhübsche Zähne. Sie sind reizend. Sie sahen furchtbar rührend aus, als Sie so bedacht diese schrecklichen Strümpfe auswählten.« Und dann begann er mich zu küssen, und die ganze Zeit, die er mich küßte, dachte ich daran, wie der Mann während jener Abendgesellschaft auf dem Schiff, Croydon, zu mir sagte: »Sie wissen nicht, wie man küßt. Ich zeige Ihnen, wie man's macht. Es geht so.«

Mir wurde schwindlig. Ich wandte meinen Kopf weg und stand auf.

Hinter dem Sofa war eine Tür, aber ich hatte sie bisher nicht bemerkt, weil ein Vorhang davorhing. Ich drückte die Klinke. »Oh«, sagte ich, »ein Schlafzimmer.« Meine Stimme war plötzlich ganz hoch.

»Ja, ein Schlafzimmer«, sagte er. Er lachte. Auch ich lachte, weil ich das Gefühl hatte, er erwarte es. *Jetzt kannst du, und du kannst sehen, wie es ist, und warum*

nicht?

Ich ließ die Arme linkisch herunterhängen. Er küßte mich wieder, und sein Mund war hart, und mir fiel wieder ein, wie er an dem Weinglas gerochen hatte, und konnte an nichts anderes denken, und ich haßte ihn.

»Hören Sie, lassen Sie mich los«, sagte ich. Er sagte etwas, was ich nicht verstand. »Glauben Sie, ich bin erst gestern auf die Welt gekommen, oder was?« sagte ich sehr laut. Ich stieß ihn weg, so fest ich konnte. Ich spürte die spitzen Kanten seines Kragens an meiner Hand. Ich sagte immer wieder: »Verdammt noch mal, lassen Sie mich los, verdammt noch mal. Oder ich schlage Krach.«

Sobald er mich losließ, haßte ich ihn nicht mehr.

»Es tut mir sehr leid«, sagte er. »Das war sehr dumm von mir.« Er sah mich an mit schmalen und eng zusammengekniffenen Augen, als haßte er mich, als sei ich gar nicht da; und dann wandte er sich ab und betrachtete sich im Spiegel.

Auf dem Tisch standen die roten Nelken, und das Feuer brannte höher. Ich dachte: ›Wenn alles sich noch einmal zurückdrehen könnte und so wäre, wie ehe es passierte, und wenn es dann anders passierte.‹

Ich nahm Mantel und Hut und ging ins Schlafzimmer. Ich drückte die Tür hinter mir ins Schloß.

Es brannte ein Feuer, aber das Zimmer war kalt. Ich ging zum Spiegel, schaltete die Lampe darüber ein und starrte mich an. Es war so, als würde ich jemand anderen anschauen. Lange Zeit staffte ich mich an und horchte, ob die Tür aufginge. Aber ich hörte keinen Ton aus dem anderen Zimmer. Von nirgendwo war etwas zu hören. Als ich lauschte, hörte ich nur ein Geräusch, wie wenn man sich eine Muschel ans Ohr hält, als rausche etwas an einem vorbei.

Auch in diesem Zimmer waren die Lampenschirme rot; und es hatte etwas Geheimnisvolles – still wie in einem Unterschlupf, in den man sich beim Versteckspiel kauert.

Ich setzte mich aufs Bett und horchte, dann legte ich mich hin. Das Bett war weich; das Kopfkissen kalt wie Eis. Ich hatte das Gefühl, als sei ich nicht ich selbst, als wäre ich in einem Traum.

Bald wird er hereinkommen und mich küssen, aber anders. Er wird anders sein, also werde ich auch anders sein. Es wird anders sein. Ich dachte: »Es wird anders sein, anders. Es muß anders sein.«

Lange Zeit lag ich da und horchte. Das Feuer war wie gemalt; es strahlte keine Wärme aus. Als ich die Hand auf mein Gesicht legte, war sie sehr kalt und mein Gesicht war heiß. Mich fröstelte. Ich stand auf und ging ins Nebenzimmer.

»Nanu«, sagte er, »ich dachte, Sie seien eingeschlagen.«

Er lächelte mich an, kühl wie eine Gurke. »Kopf hoch«, sagte er. »Machen Sie kein so trauriges Gesicht. Was ist los? Nehmen Sie noch einen Kümmel.«

»Nein danke«, sagte ich »ich möchte nichts.« Die Brust tat mir weh.

Wir standen da und schauten uns an. Er sagte: »Kommen Sie, gehen wir um Himmels willen«, und hielt mir den Mantel. Ich schlüpfte hinein und setzte mir den Hut auf.

Wir gingen die Treppe hinunter.

Ich dachte: »Die Mädchen würden sich schieflachen, wenn ich ihnen das erzählte. Einfach schieflachen.«

Wir gingen auf die Straße und vor bis zur Ecke, und er hielt ein Taxi an. »Wo war es noch – Judd Street, nicht

wahr?«

Ich stieg in das Taxi. Er gab dem Fahrer Geld. »Also gute Nacht.«

»Gute Nacht«, sagte ich.

Es war noch früh, als ich zurückkam, noch vor zwölf. Ich hatte ein kleines Zimmer im zweiten Stock. Zehn Schilling sechs Pence zahlte ich pro Woche.

Ich zog mich aus und legte mich ins Bett, aber es wurde mir nicht warm. Das Zimmer war kalt und eng. Es war, als wäre ich in einer kleinen, dunklen Kiste.

Irgend jemand ging singend auf der Straße vorbei. Er plärrte immer und immer wieder:

Brot, Brot, Brot,

Standardbrot, Ein kleines Stückchen Standardbrot,

Bam, bam,

Ich dachte: ›Was für ein Lied! Es ist total meschugge. Die Melodie ist so schrecklich; sie klingt, als würde jemand geprügelt.‹ Aber die Worte gingen mir immer und immer wieder durch den Kopf, und ich fing an, im gleichen Takt zu atmen.

Als ich an meine Kleider dachte, war ich zu traurig, um zu weinen.

Es ist schrecklich mit Kleidern. Für alles bist du wahnsinnig auf hübsche Kleider angewiesen. Die Leute machen sich über Mädchen lustig, die schlecht angezogen sind. Sie zerreißen sich das Maul. ›Eine gut gekleidete Frau...‹ Als ob es nicht genügte, dass du schön sein möchtest, dass du schöne Kleider haben möchtest, dass du sie wahnsinnig gern haben möchtest. Als wenn das nicht genug wäre. Aber nein, sie zerreißen sich das Maul und feixen, feixen die ganze Zeit. Und die Schaufenster lachen dich an und grinsen dir ins Gesicht. Und dann siehst du dir deinen Kostümrock an, der hinten ganz zer-

knittert ist. Und deine schreckliche Unterwäsche. Du siehst dir deine schreckliche Unterwäsche an und denkst: >Also gut, für schöne Kleider mache ich alles. Alles – alles für Kleider.

Aber es wird doch nicht immer so bleiben ?< dachte ich. >Es wäre zu schrecklich, wenn es immer so bliebe. Das kann nicht sein. Es muß etwas geschehen, damit es anders wird< Und dann dachte ich: >Ja, so ist es. Ich bin arm, und meine Kleider sind billig, und vielleicht wird es immer so bleiben. Und es ist eben so.< Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich so dachte.

Die Leute ohne Geld, die Leute mit dem Hundeleben. Vielleicht werde ich zu denen gehören, die ein Hundeleben haben. Sie wimmeln durcheinander wie Holzläuse, wenn man zu Hause in einem Holzlausnest stochert. Und ihre Gesichter haben die gleiche Farbe wie Holzläuse.

Als ich aufwachte, war mir schlecht. Überall tat es mir weh. Ich blieb liegen und hörte nach einer Weile die Wirtin die Treppe hochkommen. Sie war schlank und jünger als die meisten Wirtinnen. Sie hatte schwarzes Haar und kleine rote Augen. Ich ließ meinen Kopf zur Wand gedreht, damit ich sie nicht sähe.

»Es ist zehn vorbei«, sagte sie. »Heute morgen bin ich mit Ihrem Frühstück ein bißchen spät dran, aber meine Uhr ist stehengeblieben. Das ist für Sie gekommen; ein Bote hat es gebracht.«

Auf dem Frühstückstablett lagen ein Brief und ein großer Veilchenstrauß. Ich nahm die Veilchen; sie rochen nach Regen.

Die Vermieterin beobachtete mich mit ihren kleinen roten Augen. Ich sagte: »Kann ich mein heißes Wasser haben?«, und sie ging.

Ich öffnete den Brief, und es lagen fünf Fünfpfundno-

ten darin.

»Meine liebe Anna, ich wollte, ich könnte Ihnen sagen, wie reizend Sie sind. Ich mache mir Sorgen um Sie. Würden Sie sich vielleicht ein Paar Strümpfe dafür kaufen? Und machen Sie bitte kein so besorgtes Gesicht, wenn Sie sie kaufen. Stets der Ihre, Walter Jeffries.«

Als ich die Vermieterin kommen hörte, steckte ich das Geld unter das Kopfkissen. Es knisterte. Sie stellte die Kanne draußen hin und ging.

Der Veilchenstrauß war zu groß für das Zahnpflegglas. Ich stellte ihn in den Wasserkrug.

Ich nahm das Geld unter dem Kopfkissen hervor und steckte es in meine Handtasche. Ich war schon daran gewöhnt. Es war so, als hätte ich es immer gehabt. Geld sollte allen gehören. Es sollte sein wie Wasser. Das sieht man daran, dass man sich so schnell daran gewöhnt.

Beim Anziehen überlegte ich die ganze Zeit, welche Kleider ich mir kaufen würde. Ich dachte an nichts anderes und vergaß, dass mir schlecht war.

Draußen roch es nach geschmolzenem Schnee.

Die Wirtin wischte die Treppe. Sie tauchte ihre Hände in einen Eimer Dreckwasser, wrang den Scheuerlappen aus und wischte von neuem. Sie lag da auf ihren Knien.

»Würden Sie bitte Feuer in meinem Zimmer machen?« sagte ich. Meine Stimme klang rund und voll und nicht mehr klein und schüchtern. »Das kommt von dem Gelds dachte ich.

»Da werden Sie sich gedulden müssen«, sagte sie. »Ich habe noch etwas anderes zu tun, als bloß die Treppe rauf- und runterzulaufen und Feuer zumachen.«

»Ich bin erst am Nachmittag zurück«, sagte ich.

Ich sah mich um, sie hatte sich auf den Knien aufgerichtet und gaftete mir hinterher. Ich dachte: »Schon gut –

gaff nur.«

Ein Kleid und ein Hut und Schuhe und Unterwäsche.

Ich nahm ein Taxi und sagte dem Fahrer, er solle zu Cohen's in der Shaltesbury Avenue fahren.

Es waren zwei Miss Cohen, und sie waren wirklich Schwestern, denn ihre Nasen waren gleich und ihre Augen – undurchdringlich und glänzend – und ihre Hochnäsigkeit, die nur aufgesetzt war. Ich kannte den Laden; ich war mit Laurie während der Proben dort gewesen.

Er war warm und roch nach Pelz. Drinnen waren zwei hohe Spiegel und ein Schiebeschrank mit offenen Türen, so dass man die Reihen der Kleider auf den Bügeln sah. In allen Farben hingen die Kleider da und warteten. Die Hüte, von ein paar Modellen abgesehen, die auf Ständern hingen, gab es in einem kleineren Zimmer hinten im Laden.

Die beiden Miss Cohen fixierten mich – die eine klein und mollig, die andere hager, mit gelbem Gesicht.

Ich sagte: »Darf ich bitte das dunkelblaue Kleid und den Mantel im Fenster anprobieren?«, und die Hagere kam lächelnd auf mich zu. Ihre roten Lippen lächelten, und die schweren Lider hingen über ihre kleinen, glänzenden Augen herab.

Das ist ein Anfang. Aus diesem warmen Raum mit dem Pelzgeruch gehe ich an all die schönen Orte, van denen ich früher geträumt habe. Dies ist der Anfang.

Die dicke Miss Cohen ging in das Hinterzimmer. Ich streckte meine Arme über den Kopf, und die Hagere streifte mir das Kleid über, als sei ich eine Puppe. Der Rock war lang und enganliegend, so dass ich die Konturen meiner Oberschenkel sah, als ich mich bewegte.

»Es sitzt wie angegossen«, sagte sie. »Sie könnten so damit aus dem Laden gehen.«

Ich sagte: »Ja, es gefällt mir. Ich werde es anbehalten.« Aber mein Gesicht im Spiegel sah klein und verängstigt aus.

Das Kleid und der Mantel kosteten acht Guineen. Dann kam die andere Schwester mit einem Samthut in Dunkelblau und Weiß. Er kostete zwei Guineen.

Als ich das Geld herausnahm, um zu zahlen, sagte die hagere Miss Cohen: »Ich habe ein sehr hübsches Abendkleid, das Ihnen genau passen würde.« »Heute nicht«, sagte ich. »Wenn Ihnen das Kleid gefällt«, sagte sie, »müssen Sie nicht sofort bezahlen.« Ich schüttelte den Kopf.

Die Dicke lächelte und sagte: »Jetzt erinnere ich mich an Sie. Ihr Gesicht kam mir doch gleich bekannt vor. Waren Sie nicht dabei, als Miss Gaynor ihr Kostüm anprobierte? Miss Laurie Gaynor?« »Ja, das stimmt«, sagte die Hagere, »jetzt fällt es mir ein. Sie waren in derselben Truppe. Wie geht es Miss Gaynor?« Die dicke Miss Cohen sagte: »Nächste Woche bekommen wir einige neue Kleider herein, Pariser Modelle. Schauen Sie rein, und wenn Sie nicht sofort zahlen können, finden wir sicher eine Regel ung.«

An dem Tag sahen die Straßen anders aus, genau wie ein Bild im Spiegel anders ist als der echte Gegenstand.

Ich ging über die Straße zu Jacobus und kaufte mir Schuhe. Und dann kaufte ich mir Unterwäsche und Seidenstrümpfe. Dann blieben mir noch sieben Pfund.

Mir wurde wieder übel. Beim Atmen spürte ich ein Stechen in der Seite. Ich nahm ein Taxi und fuhr in die Judd Street zurück.

Es war kein Feuer gemacht. Ich breitete die neu gekaufte Unterwäsche auf dem Bett aus und besah sie mir, als die Vermieterin mit einem Eimer voll Kohlen, Brenn-

holz und Papier hereinkam.

Ich sagte: »Das Feuer kann ich gut brauchen. Ich fühle mich nicht wohl. Könnten Sie mir etwas Tee machen?«

»Sie glauben wohl, ich bin dazu da, um Sie zu bedienen«, sagte sie.

Als sie gegangen war, zog ich den Brief aus meiner Handtasche und las ihn sehr sorgfältig, Satz für Satz durch, um herauszufinden, was jeder einzelne bedeutete. »Er sagt mit keinem Wort, ob er mich Wiedersehen will«, dachte ich.

»Hier ist Ihr Tee, Miss Morgan«, sagte die Vermieterin. »Und ich muß Sie bitten, sich am Samstag ein neues Zimmer zu suchen. Dieses ist ab Sonntag belegt.«

»Warum haben Sie mir das nicht gesagt, als Sie es mir vermieteten?« sagte ich.

Sie fing an zu keifen. »Ich finde das nicht in Ordnung, wie Sie es treiben, wenn Sie es genau wissen wollen, und meinem Mann geht es genauso. Um drei Uhr morgens die Treppe hochschleichen. Und heute dann picobello ausstaffiert. Ich habe doch Augen im Kopf.«

»Es war nicht drei Uhr«, sagte ich. »Das ist gelogen!«

»Ich lasse mich doch nicht Lügnerin von Ihnen schimpfen«, sagte sie. »Sie mit Ihrer Schlafzimmerstimme. Und wenn Sie noch frech werden, dann schicke ich meinen Mann rauf.«

In der Tür drehte sie sich um und sagte: »Ich will keine Huren in meinem Haus, jetzt wissen Sie es.«

Ich gab keine Antwort. Mein Herz schlug wie verrückt. Ich legte mich hin und dachte an die Zeit, als ich in Newcastle krank war, und an das Zimmer, das ich damals hatte, und an die Geschichte von einem Raum, dessen Wände enger und enger werden, bis sie einen zerquetschen. *Das eiserne Leichenhemd* hieß sie. Es war nicht

die Geschichte von Poe; sie war noch unheimlicher. ›Ich glaube, dieses verfluchte Zimmer wird immer kleinen, dachte ich. Und ich dachte an die Häuserreihen draußen, die verschnörkelten, morschen Fassaden, die alle gleich aussahen.

Nach einer Weile nahm ich ein Blatt Papier und schrieb: ›Vielen Dank für Ihren Brief Mittlerweile habe ich mich schrecklich erkältet. Würden Sie mich bitte besuchen kommen? Bitte besuchen Sie mich, sobald Sie den Brief bekommen. Ich meine, wenn Sie möchten. Meine Vermieterin wird Sie nicht heraufkommen lassen, aber sie kann es Ihnen nicht verbieten, wenn Sie ihr sagen, dass Sie ein Verwandter sind; bitte kommen Sie.‹

Ich ging und warf den Brief ein und besorgte mir Ammonium-Chinin. Es war fast drei Uhr. Aber als ich das Chinin genommen und mich wieder hingelegt hatte, war ich so schwach, dass es mir gleichgültig war, ob er kam oder nicht.

Das ist England, und ich bin in einem netten, sauberen, englischen Zimmer, in dem der ganze Dreck unter das Bett gekehrt ist.

Es wurde dunkel, aber ich konnte nicht aufstehen, um das Gas anzuzünden. Meine Beine waren wie mit Gewichten beschwert, so dass ich mich nicht bewegen konnte. Wie damals zu Hause, als ich Fieber hatte; es war Nachmittag, und die Jalousien waren heruntergelassen, und gelbes Licht fiel durch die Latten und lag in Streifen auf dem Fußboden. Das Zimmer war nicht getüncht. Das Holz hatte Astlöcher, und auf einem Astloch saß eine Küchenschabe, die ihre Fühler langsam ausstreckte und wieder einzog. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich lag da und beobachtete sie. Ich dachte: ›Wenn sie auf das Bett fliegt oder wenn sie mir auf das Gesicht fliegt, werde ich

verrückt.< Ich betrachtete sie und dachte: ›Wird sie fliegen?< Und der feuchte Umschlag um meinen Kopf war heiß. Dann kam Francine, und sie sah die Küchenschabe, nahm einen Schuh und schlug sie tot. Sie wechselte den Umschlag um meinen Kopf, mein Kopf war eiskalt, und sie begann, mir mit einem Palmwedel frische Luft zuzufächeln. Und dann Nacht draußen und die Stimmen der Leute, die auf der Straße vorbeigingen – der leise, traurige Klang von Stimmen, die sich in der Ferne verlieren, und die Hitze lastet auf einem, als wäre sie ein lebendiges Wesen. Ich wollte schwarz sein, immer wollte ich schwarz sein. Ich war glücklich, weil Francine da war, und ich sah zu, wie ihre Hand den Fächer hin und her bewegte und Schweißperlen unter ihrem Kopftuch hervorrollten. Schwarz sein ist warm und fröhlich, weiß sein ist kalt und traurig. Oft sang sie:

Adieu, mein Schatz, adieu. Auch Salzfleisch und Sardinen, Die schöne Zeit liegt hinter mir, Adieu, mein Schatz, adieu.

Das war ihr einziges englisches Lied.

– Als ich vom Boot aus zurückschaute und die Lichter der Stadt auf und ab schaukeln sah, wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich wegfuhr. Onkel Bob sagte, also du verlässt uns jetzt, und ich drehte meinen Kopf weg, damit niemand sah, dass ich weinte – es rann mir über das Gesicht und klatschte ins Meer wie Regentropfen –adieu mein Schatz adieu – und ich sah zu, wie die Lichter auf und ab wogten. –

Er stand in der Tür. Ich sah ihn gegen das Licht auf dem Flur.

»Wie spät ist es?« fragte ich.

Er sagte: »Es ist halb sechs. Ich bin sofort losgefahren, als ich Ihren Brief bekam.«

Er kam ans Bett und legte seine Hand auf meine. Er sagte: »Sie glühen ja richtig. Sie sind wirklich krank.«

»Esch scheint scho«, sagte ich.

Er nahm eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche und zündete das Gas an. »Mein Gott, das sieht ja nicht sehr lustig aus.«

»So sind sie alle«, sagte ich.

Die Unterwäsche, die ich gekauft hatte, lag auf einen Stuhl gehäuft.

»Ich habe eine Menge neue Kleider«, sagte ich.

»Fein.«

»Und ich muß hier ausziehen.«

»Das ist nicht das Schlechteste, würde ich meinen«, sagte er, »es ist wirklich ein furchtbare Zimmer.«

»Es ist so kalt«, sagte ich. »Das ist das Schlimmste daran. Aber wo gehen Sie hin?«

Es interessierte mich eigentlich nicht. Mir war zu elend dazu.

»In zehn Minuten bin ich zurück«, sagte er.

Er kam mit einem Stapel Pakete zurück – einer Dau-nendecke und einer Flasche Burgunder und Trauben und Brand's Rindfleischextrakt und einem kalten Hühnchen.

Er küßte mich, und sein Gesicht fühlte sich auf meinem kühl und glatt an. Aber das Fieber lief mir heiß und kalt den Rücken rauf und runter. Wenn man Fieber hat, ist man schwer und leicht, ist man schmächtig und aufgedunsen, steigt man endlos eine Leiter hoch, die sich dreht wie ein Rad.

Ich sagte: »Vorsicht. Sie stecken sich an.«

»Wahrscheinlich«, sagte er. »Ich kann's nicht ändern.«

Er setzte sich und rauchte eine Zigarette, aber ich konnte nicht rauchen. Ich sah ihm aber gern dabei zu. Es war, als hätte ich ihn schon immer gekannt.

Er sagte: »Hören Sie. Morgen muß ich wegfahren, aber nächste Woche bin ich wieder zurück. Ich sage meinem Arzt, er soll heute abend oder morgen früh nach Ihnen sehen. Ames heißt er. Er ist ein netter Kerl, Sie werden ihn bestimmt mögen. Werden Sie gesund, und machen Sie sich keine Sorgen, und schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht.«

»Ich muß mich morgen nach einem neuen Zimmer umsehen«, sagte ich.

»Nein, nein«, sagte er. »Ich werde mit Ihrer Wirtin sprechen und Ames sagen, auch er soll mit ihr sprechen. Sie werden sehen, das geht in Ordnung. Machen Sie sich über sie keine Sorgen.«

»Die Sachen zum Essen nehme ich am besten mit nach unten«, sagte er.

Er ging. Das Zimmer sah anders aus, als sei es größer geworden.

Nach einer Weile kam die Wirtin herein und stellte wortlos die geöffnete Weinflasche und die Suppe auf den Tisch. Ich aß die Suppe und trank zwei Gläser Wein, dann schlief ich ein.

Ein schwarzer Tisch mit geschwungenen Beinen stand in der Diele des Hauses und darauf eine Uhr mit vier-eckigem Zifferblatt, deren Zeiger auf fünf nach zwölf stehengeblieben waren, und eine Pflanze aus Gummi mit glänzenden, hellroten, fünffach gezackten Blättern. Ich konnte meine Augen gar nicht von ihr losmachen. Sie sah so selbstherrlich aus, als wüßte sie, dass sie immer so bleiben würde, als wüßte sie, dass sie hineinpaßte in das Haus und in die Straße und zu dem Geländer mit den spitzen Eisenstäben draußen.

Die Wirtin kam aus der Küche hoch.

»Geht es Ihnen schon so gut, dass Sie morgen auszie-

hen können, Miss Morgan?«

»Ja«, sagte ich.

»Mehr wollte ich nicht wissen«, sagte sie. Aber sie blieb und starrte mich an, deshalb ging ich hinaus und zog mir erst auf der Treppe die Handschuhe fertig an. (›Eine Dame zieht immer ihre Handschuhe an, bevor sie auf die Straße geht.‹)

Auf dem Brunswick Square lehnten ein Mann und ein Mädchen am Geländer und küßten sich. Reglos standen sie im Schatten, ohne ihre Münder voneinander zu lösen. Sie hingen am Geländer wie Käfer.

Ich nahm den Spiegel aus meiner Handtasche und betrachtete mich jedesmal, wenn das Taxi an einer Straßenlaterne vorbeifuhr. *Es ist sentimental, immer traurig auszusehen. Lustige Geschichten – überlege dir doch um Himmels willen ein paar lustige Geschichten.*

Aber die einzige Geschichte, die mir einfiel, war die über den Vikar. Er lachte und sagte dann: »Hier guckt eine Haarnadel an der Seite vor, die Ihr ansonsten vollendetes Äußeres beeinträchtigt.«

Als er die Haarnadel zurückschob, berührte seine Hand mein Gesicht, und ich versuchte, mich zusammenzureißen und mich daran zu erinnern, dass ich ihn nicht gemocht hatte, als ich ihn das erste Mal sah. Aber es schien zu lange herzu sein, so dass ich es aufgab.

»Doktor Ames war nett«, sagte ich. »Er ist meiner Vermieterin über den Mund gefahren wie nichts.«

Ich spürte immer noch auf meinem Gesicht, wo seine Hand mich berührt hatte.

»Sind Sie im Winter oft so krank?« fragte er. »Im letzten Winter schon«, sagte ich. »Nicht im ersten Winter, den ich hier war. Da ging es mir gut; es kam mir nicht einmal sehr kalt vor. Man sagt, es sei immer so – es

dauert ein Jahr, bevor die Kälte dich wirklich packt. Aber im letzten Winter bekam ich eine Rippenfellentzündung, und die Truppe mußte mich in Newcastle zurücklassen.« »Ganz allein?« fragte er. »Wie scheußlich!« »Ja«, sagte ich, »das war es wirklich. Drei Wochen lag ich dort. Es kam mir vor, als sei's für immer.«

Ich schmeckte nichts von dem, was ich aß. Das Orchester spielte Puccini und solche Musik, bei der man immer weiß, was als nächstes kommt, und der man sozusagen im voraus zuhören kann; und ich spürte immer noch auf meinem Gesicht, wo seine Hand mich berührt hatte. Ich versuchte, mir sein Leben vorzustellen.

Draußen kamen mir die Taxis und die Lichter und die Passanten über groß vor, so als sei ich betrunken. Wir fuhren zu seinem Haus in der Green Street, und es wirkte auf mich still und mißtrauisch und unfreundlich.

»Die ganze letzte Woche habe ich auf einen Brief von Ihnen gewartet«, sagte er, »und Sie haben nicht geschrieben. Warum nicht?«

»Ich wollte sehen, ob Sie schreiben«, sagte ich.

Das Sofa war weich und behäbig, mit blaugeblümtem Chintz überzogen. Er legte seine Hand auf mein Knie, und ich dachte: ›Ja... ja., ja...‹ Manchmal ist es so – alles fällt langsam ab, bis auf den einen Augenblick.

»Als ich Ihnen das Geld schickte, wollte ich nicht – habe ich keinen Augenblick daran gedacht, dass ich Sie Wiedersehen würde«, sagte er.

»Ich weiß, aber ich wollte Sie Wiedersehen«, sagte ich.

Dann begann er, darüber zu reden, dass ich noch Jungfrau sei, und alles war weg – das Gefühl zu glühen –, und mir war kalt.

»Warum fangen Sie davon an?« fragte ich. »Was soll das? Im übrigen, ich bin nicht Jungfrau, wenn's das ist,

was Ihnen Kopfzerbrechen macht.«

»Darüber sollten Sie keine Lügen erzählen.«

»Ich erzähle keine Lügen, aber es ist sowieso egal«, sagte ich. »Die Leute machen ein Theater darum.«

»O nein, es ist überhaupt nicht egal. Es ist das einzige, worauf es ankommt.«

»Es ist nicht das einzige, worauf es ankommt«, sagte ich. »Das ist alles Theater.«

Er starrte mich an und fing an zu lachen. »Sie haben völlig recht«, sagte er. –

Aber mir war kalt, als hätte mich jemand mit kaltem Wasser übergossen. Als er mich küßte, fing ich an zu weinen.

›Ich muß gehen‹, dachte ich. ›Wo ist die Tür? Ich kann die Tür nicht sehen. Was ist passiert?‹ Es war, als wäre ich blind.

Sehr sanft trocknete er mir die Tränen mit seinem Taschentuch, aber ich sagte immer nur: »Ich muß gehen, ich muß gehen.« Dann gingen wir noch eine Treppe hoch, und ich ging auf Zehen spitzen. »*Morgens um drei die Treppe hochschleichen*«, sagte sie. Gut, jetzt schleiche ich wirklich die Treppe hoch.

Ich blieb stehen. Ich wollte sagen: ›Nein, ich habe es mir anders überlegt.‹ Aber er lachte und drückte meine Hand und sagte: »Was ist? Komm, sei tapfer«, und ich sagte nichts, aber mir war kalt und so, als träumte ich.

Als ich ins Bett stieg, strahlte Wärme von ihm aus, und ich kuschelte mich an ihn. *Natürlich hast du es immer gewußt, hast du dich immer daran erinnert, und dann hast du es so restlos vergessen, nur dass du es immer gewußt hast. Immer – wie lang ist immer?*

Die Dinge, die auf der Frisierkommode ausgebreitet lagen, glänzten im Schein des Feuers, und ich dachte:

›Wenn ich die Augen zumache, dann sehe ich dieses Zimmer mein Leben lang.‹

Ich sagte: »Ich muß jetzt gehen. Wieviel Uhr ist es?«

»Es ist halb vier«, sagte er.

»Ich muß gehen«, sagte ich flüsternd noch einmal.

Er sagte: »Du mußt nicht traurig sein, du mußt dir keine Sorgen machen. Mein Liebling muß nicht traurig sein.«

Ich lag ganz still und dachte: ›Sag's noch einmal. Sag »Liebling« noch einmal so. Sag's noch einmal.‹

Aber er schwieg, und ich sagte: »Ich bin nicht traurig. Wieso kommst du auf den kitschigen Gedanken, dass ich immer traurig bin?«

Ich stand auf und zog mich an. Die Bänder an meinem Hemdchen sahen albern aus.

»Deinen Spiegel mag ich nicht«, sagte ich.

»Nein?« sagte er.

»Ist dir schon aufgefallen, wie anders manche Spiegel einen aussehen lassen?« sagte ich.

Ich zog mich weiter an, ohne mich noch einmal im Spiegel anzusehen. Ich dachte, dass es genauso gewesen war, wie es die Mädchen gesagt hatten, ich hatte bloß nicht gewußt, dass es so weh täte.

»Kann ich etwas zu trinken haben?« sagte ich. »Ich bin furchtbar durstig.«

Er sagte: »Ja, vielleicht noch ein Glas Wein. Oder möchtest du lieber etwas anderes?«

»Ich möchte einen Whisky-Soda«, sagte ich.

Auf dem Tisch stand ein Tablett mit Flaschen. Er goß mir einen ein. Er sagte: »Warte noch einen Augenblick. Ich komme mit und hole dir ein Taxi.«

Neben dem Bett hing ein Telefon. Ich dachte: ›Warum telefoniert er nicht nach einem Taxi?‹, sagte aber nichts.

Er ging ins Bad. Ich hatte immer noch großen Durst. Ich füllte das Glas noch einmal mit Sodawasser und trank es in kleinen Schlucken, ohne an etwas zu denken. Es war, als sei in meinem Kopf alles stehengeblieben.

Er kam wieder ins Zimmer, und ich beobachtete ihn im Spiegel. Meine Handtasche stand auf dem Tisch. Er nahm sie und steckte Geld hinein. Vorher schaute er zu mir herüber, aber er glaubte, ich sähe ihn nicht. Ich stand auf. Ich wollte sagen: »Was machst du?« Aber als ich neben ihm stand, sagte ich statt: »Tu das nicht« nur: »In Ordnung, wenn du willst – alles was du willst, wie du willst.« Und ich küßte ihm die Hand.

»Nicht doch«, sagte er. »Ich sollte dir die Hand küssen, nicht du mir.«

Plötzlich kam ich mir elend und völlig verloren vor.
»Warum habe ich das getan?« dachte ich.

Aber sobald wir auf der Straße waren, fühlte ich mich wieder glücklich und ruhig und friedlich. Wir gingen durch den Nebel, und er hielt meine Hand.

Ich fühlte den Pulsschlag in seinem Handgelenk.

Auf der Park Lane hielt ein Taxi an.

»Also, auf Wiedersehen«, sagte ich.

Er sagte: »Morgen werde ich dir schreiben.«

»Schreibst du so, dass ich es früh bekomme?« sagte ich.

»Ja, ich werde den Brief mit einem Boten schicken. Du bekommst ihn, wenn du aufwachst.«

»Du hast doch meine neue Adresse? Du wirst sie doch nicht verlieren?«

»Ja, ja, ich habe sie«, sagte er. »Ich verliere sie schon nicht.«

»Ich bin furchtbar müde«, sagte ich. »Ich wette, ich schlafe in diesem Taxi ein.«

Als ich den Mann bezahlte, zwinkerte er mir zu. Ich sah über seinen Kopf hinweg und tat, als merkte ich nichts.

Meine neuen Zimmer waren in der Adelaide Road, ganz in der Nähe der U-Bahn-Station Chalk Farm. Den ganzen Tag über hatte ich kaum etwas zu tun. Ich stand spät auf, ging dann spazieren und kam danach zurück, aß etwas und hielt aus dem Fenster Ausschau nach einem Telegrämmjungen oder einem Boten. Jedesmal, wenn der Postbote anklopfte, dachte ich: »Ist es ein Brief für mich?«

In der Gegend trieben sich immer irgendwelche alten Männer herum, die Kirchenlieder sangen – *Näher, mein Gott, zu dir* oder *Herr bleibe bei mir*, und die Leute beschlossen schon in zehn Meter Entfernung, dass sie sie nicht sehen würden, und andere sahen sie wirklich nicht. Unsichtbare Männer, das waren sie. Aber der älteste von allen spielte *Die Maid, die ich verließ* auf einer billigen Blechflöte.

Im Wohnzimmer war Stuck an den Wänden – Trauben, Ananas und Akanthusblätter, alles sehr schmutzig. Auch die Lampe in der Mitte hing von Akanthusblättern herab. Es war ein großes, viereckiges Zimmer mit hoher Decke; an den Wänden standen vier Stühle, ein Klavier, ein Sofa, ein Lehnstuhl, und in der Mitte stand ein Tisch. Es erinnerte mich an ein Restaurant, darum mochte ich es.

Ich dachte daran, wie es gewesen war, als er mit mir schlief, und während ich daran dachte, ging ich auf und ab; und dass ich den Spiegel in seinem Zimmer haßte – ich sah darin so dünn und blaß aus. Und daran, wie ich aufstand und sagte: »Ich muß jetzt gehen«, und wie ich mich anzog und lautlos die Treppe hinunterging, und an die Haustür, die so leise ins Schloß fiel, die immer so ins

Schloß fiel, als sei es zum letzten Mal, und ich stand draußen auf der dunklen Straße.

Natürlich gewöhnt man sich an etwas, man gewöhnt sich an alles. Es war so, als hätte ich immer so gelebt. Nur manchmal, wenn ich nach Hause kam und mich auszog, um mich hinzulegen, dachte ich: ›Mein Gott, ist das ein komisches Leben. Mein Gott, wie ist das passiert?‹

Der Sonntag war der schlimmste Tag, denn dann war er nie in London, und es bestand keine Hoffnung, dass er nach mir schicken würde. Dieses Jahr fiel mein Geburtstag auf einen Sonntag. Der siebente Januar. Ich wurde neunzehn. Am Abend davor schickte er mir Rosen und schrieb in seinem Brief: ›Neunzehn ist ein wundervolles Alter. Für wie alt hältst du mich? Ich sage es lieber nicht. Tattergreis würdest du mich vielleicht nennen, wenn du es wüßtest.‹ Und er schrieb, beim Abendessen am Montag würde er mich gern seinem Vetter Vincent vorstellen, und er habe sich ein Geschenk überlegt, das mir bestimmt gefalle. ›Ich glaube, ich werde dir erzählen, was es ist.‹

Von Maudie war eine Karte gekommen: ›Komme am Sonntagnachmittag zu Besuch. Alles Gute. Mau die.‹

Ich blieb ziemlich lange im Bett, weil sonst nichts zu tun war. Als ich aufstand, ging ich spazieren. Es ist komisch, manche Viertel in London sind so leer, als seien sie ausgestorben. Zwar schien die Sonne nicht, aber über allem lag ein Glanz, als spiele eine Blaskapelle.

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ich legte mich aufs Sofa und versuchte zu schlafen, aber ich konnte nicht einschlafen, weil eine Kirchenglocke mit ihrem blechernen, nörgelnden Gebimmel anfing. Das Gefühl am Sonntag ist überall gleich, träge, melancholisch, alles steht still. So wie es heißt: ›Wie es war im Anfang, so

auch jetzt und in alle Ewigkeit, Amen.«

Ich dachte an zu Hause und wie ich Sonntag morgens am Fenster stand und mich zur Kirche anzog, wie ich ein Wollhemd anzog, das in der Wäsche eingegangen war und zu klein war, weil Wolle auf der Haut gesund ist. Und weiße, am Knie anliegende Unterhosen und einen weißen Pettycoat und ein weiß besticktes Kleid, alles gestärkt und kratzig. Und schwarze, gerippte Wollstrümpfe mit schwarzen Schuhen. (Der Stalldiener Joseph putzte die Schuhe mit schwarzer Schuhcreme und Spucke. Spucken – verreiben – polieren; spucken – verreiben – polieren. Joseph hatte jede Menge Spucke, und wenn er in die Schuhcremedose zielte, traf er nie daneben.) Und braune Kinderhandschuhe direkt aus England, eine Nummer zu klein. »O, du garstiges Mädchen, du versuchst, die Handschuhe zu zerreißen; du versuchst, die Handschuhe absichtlich zu zerreißen.«

(Während man die Handschuhe vorsichtig anzieht, beginnt man zu schwitzen, und man fühlt, wie der Schweiß unter den Armen herabrinnt. Beim Gedanken, unter den Armen einen feuchten Fleck zu haben – ein unziemliches Mißgeschick für eine Dame –, fühlt man sich sehr elend.)

Und der Himmel tief über der Erde. Hart, blau und tief über der Erde. Der Mangobaum war so groß, dass der ganze Garten in seinem Schatten lag und der Boden unter ihm immer dunkel und feucht aussah. Neben dem Garten war der Stall, weiß gepflastert und heiß, nach Pferden und Dung riechend. Und neben dem Stall war ein Bad. Auch das Bad war immer dunkel und feucht. Es hatte keine Fenster, aber die Tür war gewöhnlich so eingehakt, dass sie ein Stückchen offenstand. Das Licht war immer trübe, grünlich. Auf dem Dach waren Spinnweben.

Das steinerne Bad war halb so groß wie ein geräumi-

ges Zimmer. Man stieg über zwei steinerne Stufen hinein, die angenehm kühl unter den Füßen waren. Dann setzte man sich auf die Kante und ließ die Beine in das dunkelgrüne Wasser baumeln.

>... Den König und seine Fami-li-e.<

>Wir bitten dich, Herr, erhöre uns.<

Während der Litanei biss ich auf die Lehne der Pitch-pinebank vor mir und seufzte und las Stückchen aus dem Hochzeitsgottesdienst und fächelte mir Luft zu mit einem alten Drahtfächer, auf dem in verwaschenem Blau und Rot eine dicke Chinesin abgebildet war, die nach hinten überkippte. Ihre kleinen dicken Füße, deren Pantoffeln an den Zehen hochgebogen waren, schienen durch die Luft zu taumeln; ihre kleinen dicken Hände griffen ins Leere.

>Doktor Charles Le Mesurier zum Gedenken; die Armen dieser Insel waren dankbar für seine Wohltätigkeit, die Reichen belohnten seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit.< Das gab einem das Gefühl von Geborgenheit und Melancholie. Die Armen machen dies, und die Reichen machen jenes, die Welt ist so und so, und nichts kann sie ändern. So dreht sie sich für immer und ewig im Kreis, und nichts, gar nichts kann sie ändern.

Rot, Blau, Grün und Purpur in den Kirchenfenstern.
Und Heilige mit nackten, wächsernen Füßen, mit langen, geschmeidigen Zehen.

> Wir bitten dich, Herr, erhöre uns.<

Immer, wenn ich gerade in eine Art Erstarrung verfallen war, ging die Litanei zu Ende.

Zwischen den stillen Palmen auf dem Friedhof Spazierengehen. Das Licht ist golden, und wenn man die Augen zumacht, sieht man Feuerfarben.

»Was hast du mit dir angestellt?« sagte Maudie. »Du siehst anders aus. Ich hätte schon früher bei dir vorbeige-

schaut, aber ich war weg. Du hast etwas mit deinem Haar gemacht, stimmt's? Es ist heller.« Ich sagte: »Ja, ich hab's mit Henna gewaschen. Gefällt es dir?« »Irgendwie schon«, sagte Maudie. »Es ist nicht schlecht.« Sie setzte sich und fing eine lange Rede an. Ab und zu verfiel sie in ein nervöses, sinnloses Kichern. Als ich daran zurückdachte, dass ich mit ihr zusammengelebt hatte, war es, als betrachtete ich eine alte Photographie von mir, und ich dachte: ›Was um Himmels willen hat das mit mir zu tun?‹

Ich hatte Wermut da. Ich holte ihn hervor und schenkte uns beiden ein.

»Ich hab' heute Geburtstag. Wünsch mir was.«

»Na klar«, sagte Maudie. »Auf uns. Wer ist wie wir? Verdammt wenige. Was für ein Leben!«

»Jedenfalls hast du schicke Zimmer«, sagte sie. »Ein Klavier und alles.« »Ja, sie sind ganz schön«, sagte ich. »Noch einen?« »Ja, danke«, sagte Maudie.

Nach dem zweiten Wermut war mir danach, es ihr zu erzählen.

»Was, der Mann, den du dir in Southsea geangelt hast?« fragte Maudie. »Er hat eine Menge Geld, was? Weißt du, ich habe immer gewußt, du würdest dir jemanden mit Geld angeln. Das habe ich erst neulich gesagt. Ich sagte: ›Alles schön und gut, aber ich wette, sie angelt sich jemanden mit Geld.‹«

›Warum habe ich es erzählt?‹ dachte ich.

»Ich weiß nicht, worüber ich lache«, sagte Maudie. »Es ist eigentlich gar nichts zum Lachen. Ich mag dies Zeug. Kann ich noch ein Gläschen haben?«

Werde seinetwegen bloß nicht sentimental«, sagte sie. »Das ist tödlich. Worauf es bei Männern ankommt, das ist, so viel wie möglich aus ihnen herauszuholen und sich

im übrigen einen Dreck drum zu scheren. Du kannst jedes Mädchen in London fragen – oder jedes Mädchen auf der ganzen Welt, wenn's sein muß –, das wirklich Bescheid weiß, sie sagen dir alle dasselbe.« »Ich habe es schon hunderttausendmal gehört«, sagte ich. »Ich kann es nicht mehr hören.« »Ach, ich hab' gut reden«, sagte Maudie, »wie habe ich mich von Viv zum Narren halten lassen. Bei mir war es allerdings ein bisschen anders, weißt du. Wir wollten ja heiraten.«

»Was für ein Leben! «sagte sie.

Wir gingen ins Schlafzimmer. ›Kirschenernte‹ über dem Waschtisch und gegenüber ein zweites Bild: ein kleines Mädchen in einem weißen Kleid mit blauer Schärpe, das einen wuscheligen Hund streichelte.

Maudie starrte auf das Bett, es war klein und schmal.

»Er kommt nie her«, sagte ich. »Wir gehen zu ihm oder mal hierhin, mal dahin. Er ist noch nie hiergewesen..« »Ach, so einer ist das«, sagte Maudie, »ein ganz Vorsichtiger? Viv war auch furchtbar vorsichtig. Es ist kein sehr gutes Zeichen, wenn sie so sind.«

Dann fing sie an, mir zuzureden, ich sollte so richtig auf die Pauke hauen.

»Ich will mich nicht einmischen, Kleines, aber das solltest du wirklich tun. Je mehr du auf die Pauke haust, desto besser. Wenn du nicht ein bißchen auf die Pauke haust, hat alles keinen Zweck. Wenn er ein reicher Mann ist und dich behält, dann solltest du ihn dazu bringen, dass er dir irgendwo im Westen eine schöne Wohnung mietet und sie dir einrichtet. Dann hättest du was. Ich erinnere mich – er sagte, er arbeitet in der City. Ist er einer von diesen Börsenheinis?« »Ja«, sagte ich, »aber er hat auch etwas mit einer Versicherung zu tun.

Ich weiß es nicht; er erzählt nicht viel von sich.« »Da

hast du's – einer von den Vorsichtigen«, sagte Maudie.

Sie schaute meine Kleider an und sagte: »Sehr damenhaft. Das nenne ich nun wirklich sehr damenhaft. Und einen Pelzmantel hast du. Also, wenn ein Mädchen viele schöne Kleider und einen Pelzmantel hat, dann hat sie was. Daran gibt's nichts zu rütteln.

Ach Anna, ich mußte so lachen«, sagte sie. »Weißt du, was mir ein Mann neulich gesagt hat? ›Es ist komisch‹ sagte er, ›hast du dir je überlegt, dass bei einem Mädchen die Kleider mehr kosten als das, was drinsteckt?‹ «

»So ein Schwein!« sagte ich.

»Ja, das habe ich ihm auch gesagt«, sagte Maudie. »Sowas sagt man doch nichts hab' ich ihm gesagt. Und er sagte: ›Aber es ist doch wahr, oder? Für fünf Pfund bekommt man ein sehr hübsches Mädchen, wirklich schon ein sehr hübsches; man bekommt ein sehr hübsches Mädchen sogar umsonst, wenn man nur weiß, wie man's anstellen muß. Aber für fünf Pfund kann man ihr kein sehr hübsches Kleid kaufen. Ganz zu schweigen von Unterwäsche, Schuhen und so weiter und so fort.‹ Und dann mußte ich lachen, denn schließlich stimmt's doch, nicht? Menschen sind viel billiger als Sachen. Und überleg dir mal! Manche Hunde sind teurer als Menschen, und manche Pferde erst...«

»Sei still«, sagte ich. »Du fällst mir auf die Nerven. Gehen wir wieder ins Wohnzimmer; hier ist es kalt.«

»Was ist mit deiner Stiefmutter?« sagte Maudie. »Was wird sie denken, wenn du die Tournee hinschmeißt? Wirst du sie hinschmeißen?« »Ich weiß nicht, was sie denken wird«, sagte ich. »Ich glaube nicht, dass sie überhaupt etwas denken wird.« »Na, das nenne ich komisch«, sagte Maudie. »Ich meine das mit deiner Stiefmutter. Sie ist wohl überhaupt nicht neugierig, was?« »Ich werde ihr

sagen, dass ich mich nach einer Stelle in London umsehe. Warum sollte ihr das komisch vorkommen?« sagte ich.

Wenn man aus dem Fenster auf die Straße sah, war es, als blicke man auf stehendes Wasser. Hester wollte im Februar nach London kommen. Ich überlegte, was ich ihr sagen sollte, und war deprimiert. Ich sagte: »Ich mag London nicht. Es ist eine schreckliche Stadt; manchmal sieht sie furchtbar aus. Ich wollte, ich wäre überhaupt nie hergekommen.«

»Du spinnst«, sagte Maudie. »Wo gibt's denn so was, dass jemand London nicht mag?« Ihre Augen blickten verächtlich.

»Ach, keiner mag's«, sagte ich. »Hör dir das an.« Ich nahm es aus der Schublade und las vor:

»Pferdegesichter, Gesichter wie Pferde, Und graue Straßen, auf ihnen winseln alte

Männer unbeachtet

Gebete zu einem ekelhaften Gott hinauf. Dort stinkt der Metzgerladen zum Himmel

aus Blei; Dort stinkt der Fischladen anders, aber noch übler.

Und so weiter und so weiter.«

Dann kamen eine Menge Pünktchen. Und dann ging's weiter:

»Aber wo sind sie –

Die kühlen Arme, weiß wie Alabaster?«

»Na und«, sagte Maudie, »was ist damit?« »Hör dir doch das an«, sagte ich:

»Scheußliches London, schmutziges, stinkendes Loch...«

»He«, sagte Maudie, »das reicht aber jetzt.«

Ich fing an zu lachen. Ich sagte: »Das ist von dem Mann, der vor mir hier gewohnt hat. Die Vermieterin hat

mir von ihm erzählt. Sie mußte ihn hinauswerfen, weil er die Miete nicht bezahlen konnte. Die Sachen fand ich in einer Schublade.«

»Er war bestimmt plemplem«, sagte Maudie. »Weißt du, ich habe mir gleich gedacht, daß mir irgend etwas hier nicht geheuer ist; ich habe ein Gespür dafür. Wenn irgend jemand Komisches in der Nähe ist – ich merke das sofort. Außerdem hasse ich hohe Decken. Und diese dämlichen Ananas an den Wänden. Es ist ungemütlich.

Du solltest ihn dazu bringen, dass er dir eine Wohnung mietet«, sagte sie. »Park Mansions, das war's. Ich wette, er mag dich und macht es. Aber warte nicht zu lange, bis du ihn fragst, denn das ist auch tödlich.«

»Wenn wir noch Spazierengehen wollen«, sagte ich, »dann sollten wir jetzt losgehen. Bald ist es stockdunkel.«

Wir fuhren mit der U-Bahn nach Marble Arch und gingen durch den Park. In einiger Entfernung von der Menschenmenge um die Redner stand ein Mann auf einer Kiste, der etwas über Gott krakeelte. Niemand hörte ihm zu. Man verstand nur »Gott... Gott... der Zorn Gottes... wah, wah, wah, wah...«

Wir gingen nahe an ihm vorbei. Ich konnte sehen, wie der Adamsapfel in seinem Hals auf und nieder hüpfte. Maudie fing an zu lachen, und er wurde wütend und kreischte hinter uns her: »Lacht nur! Euren Sünden werdet ihr nicht entrinnen. Die Furcht vor dem Tod und vor der Hölle ist schon jetzt in euren Herzen, schon brennt die Furcht vor Gott wie Feuer in euren Herzen.«

»Der Dreckskerl!« sagte Maudie. »Pöbelt uns an, bloß weil wir keinen Mann bei uns haben. Ich kenne diese Leute, sie passen genau auf, zu wem sie frech sind. Sie passen verdammt genau auf, wen sie zu bekehren versu-

chen. Ist dir das schon mal aufgefallen? Er hätte kein Wort gesagt, wenn wir einen Mann dabeigehabt hätten.«

Wir hörten hinter uns seine Stimme: »Gott, wah, wah, wah... Gott, wah, wah, wah...«

Er war mager und sah verfroren aus. Er hatte kleine, traurige Augen. Aber Maudie war ganz aufgebracht. Sie ging schneller als gewöhnlich, gestikulierte mit den Armen und sagte: »Kleiner Dreckskerl, kleiner Drecks-kerl... Sie passen höllisch auf, wen sie zu bekehren versuchen.«

Aber ich wollte umkehren und mit ihm reden und herausfinden, worum es ihm eigentlich ging, weil seine Augen einen blinden Blick hatten, wie die Augen eines Hundes, wenn er etwas beschnuppert.

An der Hyde Park Corner stiegen wir in den Bus und fuhren zu einem Restaurant in der Nähe der Victoria Station, das Maudie kannte. Wir bestellten Austern und Bier.

Maudie fuhr im Bus nach Hause.

»Also«, sagte sie, »hör zu, schreib mir mal, Kleines. Lass mich wissen, was passiert. Paß auf dich auf, und wenn du schon nicht brav sein kannst, dann sei wenigstens vorsichtig. Und so weiter und so weiter.«

Ich sagte: »Sei nicht überrascht, wenn ich zu den Proben komme.«

»O nein, ich bin bestimmt nicht überrascht«, sagte sie. »Ich hab's aufgegeben, überrascht zu sein.«

Am nächsten Abend kamen wir ungefähr um elf Uhr in die Green Street zurück. Die Lampe brannte über dem Sofa und dem Tablett mit den Flaschen, aber sonst war das Haus dunkel und still, und es kam mir unfreundlich vor. Es hatte ein schwaches Grinsen, ein diskretes Grinsen wie ein Dienstbote. Wer ist das? Wo in aller Welt hat er die aufgelesen?

»Na«, sagte er, »wie hat dir Vincent gefallen? Ist er nicht ein hübscher Bursche?«

»Ja«, sagte ich, »sehr.«

»Er mag dich. Er meint, du bist ein Schatz.«

»Ja wirklich? Es kam mir irgendwie nicht so vor.«

»Um Himmels willen, wieso denn?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Es kam mir nur so vor.«

»Natürlich mag er dich. Er sagt, er möchte dich irgendwann einmal singen hören.«

»Warum?« fragte ich.

Es regnete heftig. Wenn ich lauschte, hörte ich nur eben das Geräusch.

»Weil er dir vermutlich helfen könnte, eine Stelle zu bekommen. Er steht sich sehr gut mit ein paar von diesen Leuten und könnte dir ganz furchtbar nützlich sein. Selbstverständlich hat er ganz von selbst angeboten, für dich zu tun, was in seinen Kräften steht; ich habe ihn nicht darum gebeten.«

»Ach, ich könnte auch wieder auf Tournee gehen, wenn es darauf ankommt«, sagte ich.

Ich überlegte, wie es wäre, wenn er anfinge mich zu küssen, und wir nach oben gingen.

»Wir werden etwas viel Besseres für dich finden. Vincent sagt, er kann nicht einsehen, warum du nicht weiterkommen solltest, und mir geht es ebenso. Ich glaube, es wäre eine gute Idee, wenn du Gesangsstunden nähmst. Ich möchte dir gerne helfen; ich möchte, dass du weiterkommst. Du willst doch weiterkommen?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Aber meine Liebe, was heißt das, du weißt nicht? Lieber Gott, das mußt du wissen. Was möchtest du eigentlich wirklich machen?«

Ich sagte: »Ich möchte bei dir sein. Das ist alles, was

ich will.«

»Oh, du wirst mich bald satt haben.« Er lächelte ein wenig so, als wolle er sich über mich lustig machen.

Ich gab keine Antwort.

»Sei nicht so«, sagte er. »Sei nicht wie ein Stein, den ich den Berg hochrollen will und der immer wieder hin-abrollt.«

›Wie ein Stein‹, sagte er. Es ist komisch, wie man auf den Gedanken kommt: ›Solange ich stillhalte, tut es nicht weh.‹ Also hält man völlig still. Sogar das Gesicht wird einem hart.

Er redete weiter: »Du bist ein richtiger Schatz, aber noch ein kleines Kind. Später wirst du es schon noch kapieren. Nicht dass es was mit dem Alter zu tun hat. Manche Leute kommen auf die Welt und wissen, wo es langgeht; andere lernen es nie. Deine Vorgängerin –.«

»Meine Vorgängerin?« sagte ich. »Ach so! Meine Vorgängerin.«

»Sie wußte bestimmt von klein auf, wo es langgeht. Aber es macht auch nichts. Mach dir keine Sorgen. Glaub mir, du mußt dir keine Sorgen machen.«

»Ja, natürlich«, sagte ich.

»Also, mach ein glückliches Gesicht. Sei glücklich. Ich will, dass du glücklich bist.«

»Also gut, ich möchte einen Whisky«, sagte ich.
»Nein, keinen Wein – Whisky.«

»An Whisky hast du schon Geschmack gefunden, was?« sagte er.

»Es liegt mir im Blut«, sagte ich. »Alle in meiner Familie trinken zu viel. Du solltest meinen Onkel Ramsay sehen –Onkel Bö. Der kann vielleicht trinken.«

»Alles gut und schön«, sagte Walter, »aber fang nicht zu früh damit an.«

... Hier ist der Punch sagte Onkel Bö herzlich willkommen Hebe – das Kind versteht es wirklich einen guten Punch zu mixen sagte Vater da werden einem die Herzfalten warm – auf der Veranda schlügen die Markisen hin und her – magst du einen Schluck sagte Vater halt sagte er das reicht wir wollen nicht dass du zu früh damit anfängst...

»Ja, Onkel Bö kann vielleicht trinken«, sagte ich, »und dabei merkt man es ihm nicht an; es scheint ihm nie etwas auszumachen. Er ist nett. Ich mag ihn viel lieber als meinen anderen Onkel.«

»Du bist ein exzentrisches kleines Teufelchen«, sagte Walter.

»Ach, ich war schon immer verquer«, sagte ich. »Als ich klein war, wollte ich schwarz sein, und sie sagten immer: ›Dein armer Großvater würde sich im Grab umdrehen, wenn er dich so reden hörte.‹«

Ich trank den Whisky aus. Das Gefühl der Lähmung verschwand, und ich fühlte mich wieder wohl. ›Na schön‹, dachte ich, ›mir ist es gleich. Was ist los?‹

»Ich bin die fünfte Generation mütterlicherseits, die dort geboren wurde.«

»Wirklich?« sagte er, immer noch ein wenig so, als mache er sich über mich lustig.

»Ich wollte, du könntest Constance Estate sehen«, sagte ich. »Das ist das alte Gut – es gehört der Familie meiner Mutter. Es ist sehr schön. Ich wollte, du könntest es sehen.«

»Das würde ich gerne«, sagte er. »Es ist bestimmt sehr schön.«

»Ja«, sagte ich. »Andererseits, wenn England schön ist, dann ist es nicht schön. Es ist eine ganz andere Welt. Es kommt immer darauf an, nicht wahr?«

Ich dachte an die moosbewachsenen Mauern des alten Herrenhauses, die immer noch standen. Da war der Garten. Ein baufälliges Zimmer für Rosen, ein anderes für Orchideen, ein drittes für die Baumfarne. Und das Geißblatt überall auf der steinernen Treppe, die in das Zimmer hinunterführte, in dem der Aufseher seine Bücher hatte.

»In Constance habe ich einmal eine alte Sklavenliste gesehen«, sagte ich. »Sie war handgeschrieben auf Papier, das sich zusammenrollt. Pergament oder wie es heißt. Sie war in Kolumnen geschrieben – die Namen und das Alter und was sie machten und dann allgemeine Bemerkungen.«

... Mailotte Boyd, 18 Jahre, Mulatte, Hausdiener. Die Sünden der Väter sagte Hester werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied – erzähle dem Kind nicht solchen Unsinn sagte Vater – ein Märchen lass dir von Märchen nichts vormachen sagte er zu mir...

»Die Liste mit all diesen Namen«, sagte ich. »Es ist komisch, ich habe sie nie vergessen.«

Vermutlich war es der Whisky, aber ich wollte darüber sprechen. Ich wollte ihm klarmachen, wie es war. Und mir schoß alles durch den Kopf, aber viel zu schnell. Die Dinge lassen sich sowieso nie erklären.

»In der Schule war ein Mädchen«, sagte ich, »in dem Kloster, in das ich ging. Beatrice Agostini hieß sie. Sie kam aus Venezuela und war im Internat. Ich hatte sie furchtbar gern. Ich war natürlich nicht im Internat, bis auf einmal, als mein Vater sechs Monate in England war. Als er wiederkam, hatte er zum zweiten Mal geheiratet; er brachte Hester mit.«

»Deine Stiefmutter war doch gut zu dir, öd er?«

»Ja, sie war in Ordnung. Sie war sehr nett – irgendwie. Wir haben oft Mondscheinpartien im Boot gemacht«,

sagte ich. »Black Pappt hieß unser Bootsmann. Die Mondnächte bei uns sind schön. Du solltest sie erleben. Schatten, die der Mond wirft, sind so dunkel wie Sonnenschatten.«

Black Pappt trug gewöhnlich einen blauen Leinenanzug, die Hosen waren hinten mit Sackleinwand geflickt. Er hatte sehr lange Ohren und in jedem einen runden, goldenen Ohrring. Er schnauzte uns an, wir sollten die Hände nicht ins Wasser hängen lassen wegen der Barrakudas. Dann stellte man sich die Barrakudas vor – Hunderte von ihnen –, wie sie neben dem Boot herschwammen und warteten, bis sie zuschnappen konnten. Flachköpfig, scharfsahnig schwammen sie über die kalten, weißen Straßen, die der Mond auf das Wasser wirft.

»Bestimmt ist es schön«, sagte Walter, »aber ich mag heiße Länder nicht sehr. Kalte Länder sind mir lieber. Ich glaube, die Tropen wären für mich viel zu üppig.« »Aber sie sind gar nicht üppig«, sagte ich. »Du täuschst dich vollkommen. Sie sind wild und manchmal ein bißchen traurig. Genauso gut könntest du sagen, die Sonne ist üppig.«

Manchmal zittert die Erde; manchmal spürt man, wie sie atmet. Die Farben sind Rot, Purpur, Blau, Golden, alle Schattierungen von Grün. Die Farben hier sind Schwarz, Braun, Grau, Dunkelgrün, Blassblau, und das Weiß in den Gesichtern der Leute – wie Holzläuse.

»Übrigens, so heiß war es gar nicht«, sagte ich. »Das mit der Hitze ist Übertreibung. In der Stadt wurde es manchmal ein bißchen heiß, aber mein Vater hatte ein kleines Landgut namens Morgan's Rest, dort waren wir oft. Er war Pflanzer, mein Vater. Er besaß ein großes Stück Land, als er dort hinkam; dann verkaufte er es, als er Hester heiratete, und wir wohnten fast vier Jahre in der

Stadt, und dann kaufte er Morgan's Rest – ein viel kleineres Gut. Er nannte es so, Morgan's Rest.

Mein Vater war ein schöner Mann«, sagte ich und fühlte mich schon ziemlich betrunken. »Er hatte einen roten Schnurrbart und war furchtbar jähzornig. Nicht ganz so schlimm wie Mr. Crowe, allerdings war Mr. Crowe schon vierzig Jahre dort, und er war so jähzornig, dass er eines Tages seine Pfeife in der Mitte durchbiss – zumindest erzählten das die Diener. Und immer wenn er bei uns war, ließ ich ihn nicht aus den Augen, weil ich hoffte, er würde es noch einmal tun, aber er tat es nicht.«

»Ich mochte meinen Vater nicht«, sagte Walter. »Ich glaube, die meisten Leute mochten ihn nicht.«

»Oh, ich mochte meinen«, sagte ich. »Jedenfalls meistens.

Ich bin eine echte Westinderin«, sagte ich. »Ich bin die fünfte Generation mütterlicherseits.«

»Ich weiß, mein Schatz«, sagte Walter. »Das hast du mir schon gesagt.«

»Macht nichts«, sagte ich. »Es ist ein schönes Land.«

»Jeder findet das Land schön, in dem er geboren wurde«, sagte Walter.

»Na, es ist nicht jedes schön«, sagte ich. »Noch lange nicht. Eigentlich jagen dir manche einen Schrecken ein, so hässlich sind sie. Nur gewöhnt man sich daran; nach einer Weile fällt es einem nicht mehr auf.«

Er stand auf und zog mich hoch und fing an, mich zu küssen.

»Du klingst etwas beschwipst«, sagte er. »Komm, gehen wir nach oben, du verqueres Kind, du verqueres kleines Teufelchen.

Champagner und Whisky ist eine großartige Mischung«, sagte er.

Wir gingen nach oben.

›Kinder, jeden Tag sollte man sich eine Viertelstunde Zeit nehmen, um über die vier letzten Dinge nachzudenken. Jeden Abend vor dem Einschlafen – das ist die beste Zeit – solltet ihr die Augen zumachen und versuchen, an eines der vier letzten Dinge zu denken.« (*Frage*: Was sind die vier letzten Dinge? *Antwort*: Die vier letzten Dinge sind Tod, Gericht, Hölle und Himmel.) Das war Mutter St. Antonius – auch sie war ein komisches altes Ding. Sie sagte immer: ›Kinder, jeden Abend solltet ihr euch vor dem Einschlafen gerade hinlegen, die Arme an den Seiten, die Augen geschlossen, und sagen: Eines Tages werde ich tot sein. Eines Tages werde ich so daliegen mit geschlossenen Augen, und ich werde tot sein.‹ ›Hast du Angst vor dem Sterben?‹ fragte dann Beatrice. ›Nein, ich glaube nicht. Und du?‹ ›Ja, ich schon, aber ich denke nie darüber nach.‹

Du liegst da, die Arme an den Seiten und die Augen geschlossen.

»Walter, machst du bitte das Licht aus? Ich mag es nicht in den Augen.«

Maillotte Boyd, 18 Jahre. Maillotte Boyd, 18 Jahre... Aber ich habe es gern so. Ich möchte es nicht anders als so.

»Schläfst du?« »Nein, ich schlafe nicht.« »Du hast so still gelegen«, sagte er. *Nachher liegt man so still. Da nennen sie es den kleinen Tod.*

»Ich muß jetzt gehen«, sagte ich. »Es wird spät.« Ich stand auf und zog mich an.

»Das mit Vincent werde ich einrichten«, sagte er. »Irgendwann nachmittags nächste Woche.« »In Ordnung«, sagte ich.

Den ganzen Rückweg im Taxi dachte ich noch an zu

Hause, und als ich zu Bett ging, lag ich wach und dachte daran. Daran, wie traurig die Sonne sein kann, vor allem nachmittags, aber anders traurig als die Traurigkeit in kalten Ländern, ganz anders. Und daran, wie bei Sonnenuntergang die Fledermäuse ausschwärmen, zwei und zwei, sehr imposant. Und an den Geruch des Ladens unten in der Bucht. (»Ich nehme vier Meter von dem rosa bitte, Miss Jessie.«) Und an den Geruch von Francine – bittersüß. Und an den Hibiskus – er war so rot, so stolz, und seine lange goldene Zunge hing heraus. Er war so rot, dass selbst der Himmel für ihn nur Hintergrund war. Und ich kann es nicht glauben, dass er tot ist... Und an das Geräusch des Regens auf dem verzinkten Eisendach. Wie er fiel und fiel und auf das Dach trommelte...

Das war dann traurig, wenn man nachts wach lag und sich erinnerte. Das war dann traurig, wenn man neben dem Bett stand und sich auszog und dachte: »Wenn er mich küsst, läuft es mir eiskalt über den Rücken. Ich bin ohne Hoffnung, ergeben, restlos glücklich. Bin das ich? Ich bin schlecht, nicht mehr gut, schlecht. Es bedeutet nichts, absolut nichts. Nur Worte. Aber etwas an der Dunkelheit der Straßen hat einen Sinn .«

Normalerweise kam Hester zum Winterschlußverkauf im Januar nach London, aber es wurde Mitte März, ehe sie mir aus einer Pension in Bayswater schrieb.

»Ja, Mrs. Morgan erwartet Sie«, sagte das Zimmermädchen. »Sie isst gerade zu Mittag.«

»Es tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagte ich, und Hester sagte: »Ich freue mich, dass du so gut aussiehst.«

Sie hatte klare braune Augen, die etwas aus dem Kopf hervorstanden, wenn man sie im Profil betrachtete, und die Stimme einer englischen Dame von schneidender,

durchdringender Schärfe. »Jetzt, wo ich gesprochen habe, hören Sie ja wohl, dass ich eine Dame bin. Ich habe gesprochen, und ich glaube, es ist Ihnen jetzt klar, dass ich eine englische Dame bin. Ich habe so meine Zweifel an Ihnen. Sagen Sie etwas, und ich weiß sofort, wo Sie hingehören. Heraus mit der Sprache, denn ich fürchte das Schlimmstes! Eine solche Stimme.

An unserem Tisch saßen zwei Frauen mittleren Alters und ein junger Mann mit einer Zeitung, in der er immer las, wenn er mit Essen aufhörte. Der Eintopf schmeckte nach gar nichts. Alle nahmen einen Löffel voll davon und streuten dann Salz und Soße aus einer Flasche darüber. Alle taten das mechanisch, ohne eine Miene zu verzieren; offenbar wußten sie, dass es nach nichts schmecken würde. Wenn es nach irgend etwas geschmeckt hätte, wären sie sicher mißtrauisch geworden.

Auf der Rückseite der Zeitung stand eine Reklame:
»Was ist Reinheit? Seit fünfunddreißig Jahren ist die Antwort Bourne's Kakao.«

»Ich habe einen Brief mitgebracht, den ich dir vorlesen will«, sagte Hester. »Er kam an, kurz bevor ich aus Ilkley abfuhr. Er hat mich sehr bestürzt.

Aber nicht hier«, sagte sie. »Oben, später.« Dann sagte sie, die Tochter des Rektors heirate, und zur Hochzeit wolle sie ihr zwei in Gold gefaßte Jumbiekerne als Brosche schenken.

»Die Nigger sagen doch, Jumbiekerne bringen Glück?«

»Ja, das stimmt«, sagte ich. »Das sagen sie immer.«

Wir aßen Dosenbirnen, und dann sagte sie: »Gut, gehen wir also in mein Zimmer.

Das ist die Brosche«, sagte sie, als wir oben waren.
»Findest du sie nicht reizend?«

»Wunderhübsch«, sagte ich.

Sie legte sie zurück in die Schachtel und begann, sich über die Oberlippe zu streichen, als habe sie einen unsichtbaren Schnurrbart. Das tat sie oft. Ihre Hände waren groß mit breiten Handtellern, aber die Finger waren lang und schlank, und sie war stolz darauf.

»Du siehst wirklich erstaunlich gut aus«, sagte sie.
»Was ist mit deinem neuen Engagement? Haben die Proben schon angefangen?«

»Nein, noch nicht«, sagte ich.

Sie blinzelte und strich sich weiter über ihre Lippe.

»Vielleicht trete ich ab September in einem Londoner Theater auf«, sagte ich. »Ich habe jetzt Gesangsunterricht. Vor drei Wochen habe ich damit angefangen. Bei einem Mann namens Price. Er ist sehr gut.«

»Wirklich?« sagte sie und zog die Augenbrauen hoch.

Ich saß da. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Es gab nichts zu sagen. Ich überlegte die ganze Zeit, ob sie mich fragen würde, wovon ich lebte. ›Was ist Reinheit? Seit fünfunddreißig Jahren heißt die Antwort Bourne's Kakao.‹ Fünfunddreißig Jahre... Stell dir vor, du bist fünfunddreißig Jahre alt. Was ist Reinheit? Seit fünfunddreißigtausend Jahren heißt die Antwort...

Sie räusperte sieh. Sie sagte: »Dieser Brief ist von deinem Onkel Ramsay. Er ist die Antwort auf einen Brief, den ich vor zwei Monaten deinetwegen geschrieben habe.«

»Meinetwegen?« sagte ich.

Sie sagte, ohne mich anzusehen: »Ich schrieb, dass es gut wäre, wenn du wieder nach Hause fuhrest. Ich habe ihm geschrieben, dass die Dinge sich hier nicht so entwickeln, wie ich gehofft hatte, als ich dich mitnahm, und dass ich mir Sorgen um dich mache, und dass es meiner

Ansicht nach das beste wäre.«

»Ach, ich verstehe«, sagte ich.

»Also, ich *mache* mir Sorgen um dich«, sagte sie. »Ich war entsetzt, als ich dich nach deiner Krankheit in Newcastle im letzten Winter sah. Außerdem... ich habe festgestellt, mir ist die Verantwortung zu groß.«

»Und das ist der Brief, den Onkel Bö zurückgeschrieben hat?« sagte ich.

»Onkel Bö!« sagte sie. »Onkel Bö! Er sollte besser Onkel Blau heißen. Ja, das hat Onkel Bö zurückgeschrieben.«

Sie setzte sich die Brille auf.

Sie sagte: »Hör dir das an: ›Natürlich wollte ich Dir schon vor einiger Zeit wegen Anna schreiben, als sie damit anfing, angeblich als Revuegirl – oder wie auch immer Du es nennen willst – durch die Gegend zu tingeln. Dann dachte ich, da Du an Ort und Stelle bist, kannst Du am besten beurteilen, was für sie in Frage käme. Darum habe ich mich herausgehalten. Jetzt schreibst Du mir in diesem sonderbaren Brief, dass Du glaubst, England täte ihr nicht sehr gut, und dass Du bereit wärest, ihr die halbe Überfahrt zu bezahlen. Die halbe Überfahrt. Aber woher kommt die andere Hälfte? Das möchte ich gerne wissen. Es ist zwar schon fast zu spät, um Fraktur zu reden, aber lieber spät als nie. Du weißt so gut wie ich, dass die Verantwortung für Annas Unterhalt bei Dir liegt, und ich werde keinen Augenblick zulassen, dass Du versuchst, sie auf mich abzuwälzen. Der arme Gerald hat sein letztes Geld für Morgan's Rest ausgegeben (ganz gegen meinen Rat, kann ich sagen), und letzten Endes wollte er es seiner Tochter vermachen. Aber als er tot war, hast Du beschlossen, den Besitz zu verkaufen und die Insel zu verlassen. Du warst absolut dazu be-

rechtigt, ihn zu verkaufen; er hatte ihn Dir hinterlassen. Er hatte völliges Vertrauen zu Dir, sonst wäre sein Testament vielleicht anders ausgefallen. Der arme Kerl. Wenn Du also in dem Brief das Angebot machst, ihr die halbe Überfahrt zu bezahlen und sie ohne einen Penny in der Tasche hierher zurückzuschicken, kann ich nur antworten, dass da anscheinend ein Mißverständnis vorliegt, dass das nicht Dein Ernst sein kann. Wenn Du sie nicht gerne bei Dir in England behalten willst, können ihre Tante und ich sie natürlich hier bei uns aufnehmen. Aber in diesem Fall bestehe ich darauf – bestehen wir beide darauf –, dass sie einen angemessenen Teil des Geldes erhält, das Du aus dem Verkauf von ihres Vaters Besitz erhalten hast. Alles andere wäre unbillig –unbillig ist das einzige Wort dafür. Du weißt genausogut wie ich, dass nicht die geringste Aussicht besteht, dass sie hier jemals ihr Geld selber verdient Es ist mir sehr unangenehm, diesen Brief schreiben zu müssen, und ich kann nicht schließen, ohne zu sagen, dass es mir leid tut, dass er geschrieben werden mußte. Ich hoffe, Ihr seid beide wohlaufl. Wir hören so gut wie nie von Anna. Sie ist ein seltsames Kind. Sie hat uns eine Postkarte aus Blackpool oder irgend so einer Stadt geschickt, und daraufstand nichts weiter als: »Es ist hier sehr windig«, was uns nicht eben viel darüber mitteilt, wie sie zureckkommt. Richte ihr von mir aus, sie soll ein vernünftiges Mädchen sein und versuchen, in geordnete Verhältnisse zu kommen. Obwohl ich sagen muß, einem Mädchen zu verstehen zu geben, dass man sie gerne loswerden möchte, ist kaum der richtige Weg, ihr zu geordneten Verhältnissen zu verhelfen. Tante Sase schickt ihr liebe Grüße.««

»Dieser Brief ist einfach unerhört«, sagte Hester. Sie fing an, auf den Tisch zu trommeln. »Dieser Brief«, sagte

sie, »wurde nur zu einem einzigen Zweck und Ziel geschrieben – er wurde geschrieben, um mir Kummer und Sorgen zu machen. Es ist einfach unerhört, mir vorzuwerfen, dass ich dich um das Geld deines Vaters betrüge. Für Morgan's Rest habe ich fünfhundert Pfund bekommen, keinen Penny mehr. Fünfhundert. Und dein Vater ließ sich übers Ohr hauen und hat achthundertfünfzig bezahlt. Aber das hatte mit mir nichts zu tun, im Gegenteil, wenn ich ihn daran hätte hindern können, hätte ich es getan, und dein famoser Onkel Bö hatte seine Hände auch im Spiel, ganz gleich, was er jetzt sagt. Wie Leuten aus England Landgüter aufgeschwatzt werden, die keinen Pfifferling wert sind, ist eine Schande. Landgut! Sowas überhaupt Landgut zu nennen ! Ich muß allerdings sagen, nach dreißig Jahren, die er dort war und in denen er den Kontakt mit allen in England verloren hatte, hätte dein Vater es besser wissen müssen. Er hat einmal zu mir gesagt: ›Nein, ich will nie mehr zurück. Letztesmal hat es mich zuviel gekostet, und eigentlich hatte ich gar nichts davon. Ich habe dort niemanden, der sich auch nur das geringste aus mir macht. Das Land stinkt nach Heuchlern, wenn du riechen kannst‹, sagte er. ›Mir macht's nichts aus, wenn ich es nie wiedersehe.« Als er das sagte, wußte ich, dass er es nicht schaffen würde. Und so ein hoffnungsvoller Mann, so ein armer Mann, so gut wie lebendig begraben, ja, es war eine Tragödie, eine Tragödie. Aber er hätte nicht so dumm sein dürfen und sich so betrügen lassen, wie er von Anfang bis Ende betrogen worden ist. Morgan's Rest! Nenne es Morgan's Wahn, habe ich zu ihm gesagt, und du hast es getroffen. Verkaufe es! Ich würde doch denken, dass man einen Besitz verkaufen muß, der nur Geld verschlingt und immer verschlungen hat und jeden Penny verschlingen wird, den

jemand in seiner Dummheit hineinsteckt, und nichts als Felsen und Steine und Hitze und diese fürchterlichen Tauben, die die ganze Zeit gurren. Und nie sieht man ein weißes Gesicht von einem Sonntag zum ändern, und jeden Tag wirst du mehr zum Nigger. Wer wird da nicht verrückt! Ich würde es verkaufen. Und dieser Aufseher, der so tat, als könne er kein Englisch, und der mich ausplündern wollte, wo er nur konnte...«

Ich war auf etwas so völlig anderes gefaßt gewesen, dass das, was sie sagte, mir sinnlos vorkam. Ich schaute zum Fenster hinaus. Die Bäume auf dem Platz trieben schon Blätter, und auf der Straße stolzierte eine Taube auf und ab, ihr Hals schimmerte grün und golden.

»Und dann mußte ich die Schulden deines Vaters bezahlen«, sagte sie. »Als ich von der Insel abfuhr, hatte ich nicht einmal dreihundert in der Tasche, und davon habe ich deine Überfahrt nach England bezahlt, ich habe dich ausstaffiert, damit du zur Schule gehen konntest, du hasttest kein Kleid für den Winter, eine ganze Wäschegarnitur – einfach alles – war anzuschaffen, und ich habe die Unkosten für ein Schuljahr getragen. Und dann habe ich geschrieben und deinen Onkel gebeten, er solle mithelfen, dich noch ein Jahr länger zur Schule zu schicken, denn du solltest eine vernünftige Ausbildung haben, wenn du deinen Lebensunterhalt verdienen müßtest, und ein Schuljahr war nicht lang genug, um wirklich etwas auszurichten, da sagte er, er könne es sich nicht leisten, weil er für seine drei eigenen Kinder sorgen müsse. Er schickte fünf Pfund, um ein warmes Kleid zu kaufen, denn wenn er England richtig im Gedächtnis hätte, würdest du schlittern vor Kälte. Und ich habe mir gedacht, drei Kinder, was ist mit den anderen, du schrecklicher Alter, was ist mit den anderen, die so kunterbunt sind wie

der Regenbogen. Und mein Einkommen ist weniger als dreihundert im Jahr, und das ist *mein* Einkommen, und davon habe ich dir letztes Jahr alles in allem dreißig Pfund geschickt, und ich habe deine Unkosten bezahlt und deine Arztrechnung, als du in Newcastle krank warst, und als dir ein Zahn plombiert wurde, habe ich auch das bezahlt. Ich kann es mir nicht leisten, dir fast fünfzig Pfund im Jahr zu schenken. Und zum Dank dafür muß ich mir den unverschämten Vorwurf anhören, ich hätte dich betrogen, und die ganze Verantwortung dafür, was du machst, lastet man mir an. Denn bilde dir bloß nicht ein, dass ich mir nicht denken kann, was du machst. Aber manche Dinge darf man einfach nicht zur Kenntnis nehmen, in manche Dinge lasse ich mich einfach nicht hineinziehen, ich weigere mich, überhaupt darüber nachzudenken. Und die Familie deiner Mutter hält sich raus und tut gar nichts. Einmal werde ich deinem Onkel noch schreiben und danach will ich mit der Familie deiner Mutter nichts mehr zu tun haben. Sie haben mich nie gemocht«, sagte sie, »und sie haben sich keine Mühe gegeben, es zu verbergen, aber dieser Brief bringt das Faß zum Überlaufen.«

Anfangs hatte sie langsam gesprochen, aber jetzt schien es, als könne sie gar nicht mehr aufhören. Ihr Gesicht war rot. ›Wie ein Wasserfall, diese Frau‹, wie Onkel Bö immer zu sagen pflegte.

»Oh, ich glaube, er hat es nicht so gemeint«, sagte ich. »Er ist einer von den Leuten, die immer sehr viel mehr sagen, als sie wirklich meinen, und nicht umgekehrt.«

Sie sagte: »Aber wenn ich ihm zurückschreibe, meine ich jedes Wort wirklich so. Dein Onkel ist kein Gentleman, und das werde ich ihm sagen.«

»Das wird ihm nichts ausmachen«, sagte ich. Ich

mußte lachen bei der Vorstellung, Onkel Bö bekäme einen Brief, der damit anfing: ›Lieber Ramsay, Du bist kein Gentleman...‹

»Ich bin froh, dass du es zum Lachen findest«, sagte sie. »Ein Gentleman! Mit unehelichen Kindern an allen Ecken und Enden, die auch noch so heißen wie er – ja, die auch noch so heißen wie er, stell dir das nur vor. Sholto Costerus, Mildred Costerus, Dagmar. Die Costerussen scheinen in ihrer Zeit die halbe Insel bevölkert zu haben, es ist zu komisch. Und dir erzählt man, sie sind Vettern von dir, und schenkt ihnen jedes Jahr etwas zu Weihnachten, und dein Vater war so lasch geworden, dass er sagte, er finde nichts daran. Es war eine Tragödie mit deinem Vater, ja, eine Tragödie, und so ein hoffnungsvoller Mann, so ein armer Mann. Aber ich habe Ramsay meine Meinung gesagt, eines Tages habe ich kein Blatt mehr vor den Mund genommen und gesagt: ›Für meine Begriffe hat ein Gentleman, ein englischer Gentleman keine unehelichen Kinder, und wenn er welche hat, dann protzt er nicht mit ihnen .‹ ›Nein bestimmt nicht‹, sagte er und lachte auf seine schmierige Art – er hatte ein Lachen genau wie ein Neger – ›Protzen ist das letzte, was dem armen Teufel widerfährt. Solches Protzen ist in England rar.‹ Ein schrecklicher Mann! Wie unsympathisch er mir immer war!...«

Unglückliche Neigungen«, sagte sie. »Unglückliche Neigungen, die für mich von Anfang an offensichtlich waren. Aber wenn man alles recht betrachtet, kann man wahrscheinlich nichts daran ändern. Du hast mir immer leid getan. Ich war immer schon der Ansicht, wenn man alles recht betrachtet, müßtest du einem leid tun.«

Ich sagte: »Wie meinst du das ›wenn man alles recht betrachten?«

»Du weißt genau, was ich meine, also tu nicht so.«

»Du willst es so hinstellen, als sei meine Mutter eine Farbige gewesen«, sagte ich. »Du wolltest es immer schon so hinstellen. Aber das stimmt nicht.«

»Ich will gar nichts so hinstellen. Manchmal sagst du unverzeihliche Dinge – böse und unverzeihliche Dinge.«

Ich sagte: »Also gut, was hast du dann gemeint?«

»Ich werde mit dir doch keinen Streit anfangen!« sagte sie. »Mein Gewissen ist rein. Ich habe immer mein Bestes für dich getan und nie Dank dafür geerntet. Ich habe dir beizubringen versucht, wie eine Dame zu reden und dich zu benehmen wie eine Dame und nicht wie ein Nigger, aber natürlich war das zuviel verlangt. Du warst nicht von den Dienstboten wegzubekommen. Was für eine schreckliche Singsangstimme duhattest! Genau wie ein Nigger hast du gesprochen – und tust es immer noch. Genau wie diese schreckliche Francine. Wenn ihr in der Vorratskammer durcheinanderplappertet, konnte ich eure Stimmen nie auseinanderhalten. Aber ich dachte, als ich dich nach England mitnahm, ich gäbe dir eine echte Chance. Und jetzt, wo du dich als so ungeraten entpuppst, macht man mich dafür verantwortlich, und ich muß weiter für dich sorgen. Und die Familie deiner Mutter sieht zu und tut gar nichts. Aber es ist immer dasselbe. Je mehr man tut, desto mehr Undank erntet man und desto größer werden die Ansprüche. Dein Onkel hat immer so getan, als habe er dich gem. Aber wenn es an seinen Geldbeutel geht, ist er so knickerig, dass er lieber diese unerhörten Lügen erfindet, als etwas zu zahlen.«

»Ach, das muß dich nicht kümmern«, sagte ich. »Du brauchst mir kein Geld mehr zu geben. Und auch Onkel Bö nicht oder sonst jemand. Ich kann soviel Geld bekommen, wie ich brauche, also ist alles in Ordnung. Sind

alle zufrieden? Ja, alle sind zufrieden.«

Sie starrte mich an. Ihre Augen hatten einen forschenden Blick, der dann kalt und verächtlich wurde.

Ich sagte: »Wenn du es wissen willst, ich —«

»Ich will es nicht wissen«, sagte sie. »Du erzählst mir, du hast in London ein Engagement in Aussicht. Das ist alles, was ich wissen möchte. Ich habe vor, deinem Onkel zu schreiben und ihm zu sagen, dass ich die Verantwortung für dich ablehne. Wenn er der Ansicht ist, dass du nicht so lebst, wie es sich gehört, dann muß er sich selbst darum kümmern, dass es anders wird; ich kann es nicht. Ich habe immer meine Pflicht getan und mehr als meine Pflicht, aber es kommt ein Zeitpunkt, wo —«

»Die Brosche ist runtergefallen«, sagte ich. Ich hob sie auf und legte sie auf den Tisch.

»Oh, vielen Dank«, sagte sie.

Und ich merkte, dass sie sieh beruhigte. Ich wußte, dass sie sich sagte: »Ich werde nie wieder daran denken«

»Ich kann heute nicht weiter darüber diskutieren«, sagte sie. »Dieser Brief hat mich zu sehr aufgeregt. Aber ich glaube, alles Nötige ist gesagt. Morgen fahre ich nach Yorkshire zurück, aber ich hoffe, du schreibst mir, wie es dir ergeht. Ich möchte dich bitten, dass du deinen Onkel wissen läßt, dass ich dir seinen Brief gezeigt habe. Ich hoffe, du bekommst das Engagement, um das du dich bewirbst.«

»Ich hoffe es auch«, sagte ich.

»Ich will gern alles für dich tun, was ich kann. Aber wenn es um Geld geht, dann denke bitte daran, dass ich schon viel mehr getan habe, als ich mir leisten kann.«

»Mach dir darum keine Sorgen«, sagte ich. »Ich werde dich nicht um Geld bitten .«

Eine Weile sagte sie nichts, und dann sagte sie: »Magst

du einen Tee, bevor du gehst?«

»Nein danke«, sagte ich.

Sie gab mir keinen KUSS, als ich auf Wiedersehen sagte.

Sie hat Francine immer gehaßt.

»Worüber redet ihr bloß?« sagte sie immer.

»Wir reden über nichts«, sagte ich. »Wir reden nur so.«

Aber sie glaubte mir nicht.

»Das Mädchen müßte man fortschicken«, sagte sie zu Vater.

»Francine fortschicken?« sagte Vater. »Was, ein Mädchen fortschicken, das so gut kochen kann wie sie? Ab er liebe Hester!«

Das Eigentümliche an Francine war Ich war glücklich, wenn ich mit ihr zusammen war. Sie war klein und pummelig und dunkler als die meisten Leute dort, und sie hatte ein hübsches Gesicht. Besonders gern mochte ich ihr zusehen, wenn sie Mangos aß. Ihre *Zähne* bissen in die Mango, und ihre Lippen schlössen sich zu beiden Seiten fest darum, und während sie saugte, sah man, dass sie vollkommen glücklich war. Wenn sie fertig war, schmatzte sie immer zweimal sehr laut – lauter als man es für möglich hält. Es war ein Ritual.

Sie trug nie Schuhe, und ihre Fußsohlen waren hart wie Leder. Sie trug alles auf dem Kopf – eine Flasche Wasser oder eine schwere Last. Hester sagte immer: »Aus was sind bloß die Köpfe dieser Leute? Ein Weißer könnte kein solches Gewicht tragen. Ihre Köpfe müssen wie Holzklötze oder so sein.«

Sie lachte immer, aber wenn sie sang, klang es traurig. Sogar sehr fröhliche, schnelle Melodien klangen traurig. Sie saß dann immer lange da und sang vor sich hin und

trommelte ›Tamboule-le‹ – ein dumpfer Schlag mit dem Handballen und dann fünf kurze Schläge mit den Fingern.

Ich weiß nicht, wie alt sie war, und auch sie wußte es nicht. Sie wissen es nicht immer. Aber jedenfalls war sie etwas älter als ich, und als ich zum ersten Mal unwohl war, war sie es, die es mir erklärte, so dass es mir ganz normal vorkam und ich dachte, es gehöre zum Tag wie Essen und Trinken. Aber dann ging sie und erzählte es Hester, und Hester kam und hielt mir einen Vortrag, und dabei schweiften ihre Augen durchs ganze Zimmer. Ich sagte nur: »Nein, lieber nicht... Ja, ich verstehe... Oh, ja, natürlich...« Aber mir wurde sehr elend zumute, so als verschlössen sich alles um mich herum und ich könnte nicht mehr atmen. Ich wollte sterben.

Als sie mit ihrem Vortrag fertig war, ging ich auf die Veranda, legte mich in die Hängematte und schaukelte. Wir waren draußen in Morgan's Rest. Hester und ich waren allem, denn Vater war für eine Woche weggefahren. Ich kann mich noch an jede Minute dieses Tages erinnern.

Die Stricke der Hängematte knirschten, es wehte ein Wind und die Fensterläden knallten wie Gewehre. Das Haus war zwischen zwei Hügeln eingeschlossen wie am Ende der Welt. Es hatte eine Zeitlang nicht geregnet, und das Gras auf dem Kamm war von der Sonne versengt.

Als ich eine Weile geschaukelt hatte, wurde mir sehr übel. Ich hielt die Hängematte an und lag einfach da und schaute aufs Meer. Es waren weiße Linien darauf, als seien eben Schiffe vorbeigefahren.

Um halb eins frühstückten wir, und Hester fing an, über Cambridge zu reden. Sie redete immer über Cambridge. Sie sagte, England würde mir bestimmt sehr ge-

fallen, und es wäre sehr gut für mich, wenn ich nach England ginge. Und dann erzählte sie von ihrem Onkel, der das fünftbeste Mathematikexamen gemacht hatte und den die Leute immer ›Dirty Watts‹ nannten.

»Er war ziemlich schmutzig«, sagte sie, »aber es war einfach seine Zerstreutheit. Und seine Frau, Tante Fanny, war eine Schönheit – eine große Schönheit. Als sie eines Abends im Theater in ihre Loge trat, standen alle auf. Ganz von selbst.«

»Stell dir vor!« sagte ich. »Meine Güte!«

»Sage nicht meine Güte«, sagte Hester. »Meine Schlechtigkeit solltest du lieber sagen.«

»Ja, die Schöne und das Tier nannten die Leute sie immer«, sagte sie, »die Schöne und das Tier. Oh, man erzählte sich viele Geschichten über sie. Die von dem jungen Mann, über den sie sich beschwerte, weil er sie so anstarre, und der ihr zur Antwort gab:

›Eine Katze darf den König sehn, ich aber muß an Euch vorübergeln?‹

Das gefiel ihr sehr, und sie erzählte die Geschichte oft, und der junge Mann wurde ihr großer Favorit – ein sehr großer Favorit. Lass mich nachdenken – wie hieß er noch gleich? Jedenfalls war er im King's College. Im King's oder im Trinity ? Ich weiß nicht mehr. Jedenfalls war er auf seine Weise sehr geistreich, und sie mochte geistreiche Leute; ihnen verzieh sie alles. Damals machten die Leute sich noch Mühe, geistreich zu sein. Man kann über die Zeit sagen, was man will, aber die Leute waren damals geistreicher.«

»Ja«, sagte ich. »Wie Richter Bryant neulich abend bei dem Tanz, als irgendein Trottel mit seinem Arm die Tür zum Eßzimmer versperrte und sagte: ›Niemand kommt hier durch, ohne einen Reim zu machen, niemand kommt

hierdurch, ohne einen Reim zu machen.« Und Richter Bryant sagte schlagfertig:

»Lassen Sie uns durch. Sie dummer, alter Lurch.«

Das war auch ganz schön schnell, findest du nicht?«

Hester sagte: »Da besteht schon ein Unterschied, aber natürlich kann man nicht verlangen, dass du den bemerkst.« In einem Tonfall, als spräche sie mit sich selbst.

Wir aßen Fischfrikadellen und süße Kartoffeln und danach geschmorte Guavas; und Brotfrüchte anstatt Brot, weil sie das Gefühl mochte, Brotfrüchte zu essen.

Wenn man dort beim Essen saß, sah man auf den Umriß eines Hügels wie auf den Umriß einer grünen Schulter. Und auf dem Tisch standen hellrote Rosen in einer geschwungenen blauen Vase mit goldenen Ringen.

In einer Ecke stand eine Kiste, in der die Getränke aufbewahrt wurden, und eine Anrichte mit Gläsern. Und das Bücherregal mit Walter Scott und vielen alten Nummern von *Langmans' Magazine*, deren Seiten vom Alter vergilbt waren.

Nach dem Frühstück ging ich hinaus auf die Veranda, und sie kam nach und setzte sich in einen mit Segeltuch bespannten Liegestuhl. Sie begann, Scamp zu streicheln und so zu blinzeln, als stelle sie Scherzfragen. (Wer schrieb Hall Caine? Dorothea Baird.) Scamp tollte um sie herum. »Ich hasse Hunde«, sagte ich.

»Was, wirklich?« sagte sie.

»Ja, wirklich«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, was aus dir noch werden soll, wenn du so weitermachst«, sagte Hester. »Lass dir von mir sagen, dass du ein sehr unglückliches Leben haben wirst, wenn du so weitermachst. Die Leute werden dich nicht mögen. Die Leute in England werden dich absolut nicht mögen, wenn du solche Sachen sagst.«

»Das ist mir egal«, sagte ich. Aber ich begann, das Einmaleins aufzusagen, weil ich Angst hatte, ich finge an zu weinen.

Dann stand ich auf und sagte ihr, ich ginge in die Küche, um mit Francine zu sprechen.

Die Küche war ungefähr zwanzig Meter entfernt, ein schindelgedecktes Haus mit zwei Zimmern. Eines der Zimmer war Francines Schlafzimmer. Ein Bett stand darin, ein irdener Krug und eine Waschschüssel und ein Stuhl, und über dem Bett hingen viele Bilder von dem vor Liebe brennenden heiligen Herzen Jesu, von der Jungfrau Maria in Blau mit ausgestreckten Armen und so weiter. »St. Joseph, priez pour nous.« »Jesus, Maria und Joseph, gewährt mir die Gnade eines glücklichen Todes.«

Wenn Francine nicht arbeitete, saß sie auf der Schwelle, und ich setzte mich gern zu ihr. Manchmal erzählte sie mir Geschichten, und zu Beginn der Geschichte mußte sie »Timm, timt« sagen und ich »Bois seche« antworten.

Über einen Pfad, der bisweilen schlammig war, wenn es geregnet hatte, und ein andermal vor Trockenheit offene, klaffende Risse hatte, als sei die Erde durstig, sah man auf ein Bambusgehölz, das im Regen oder in der Sonne schwankte. Aber die Küche war schrecklich. Es gab keinen Kamin, und sie war immer voller Holzkohlenrauch.

Francine war gerade beim Geschirrspülen. Ihre Augen waren rot vom Rauch und trännten. Ihr Gesicht war ganz naß. Mit dem Handrücken wischte sie sich über die Augen und sah mich von der Seite an. Dann sagte sie etwas auf Patois und wusch weiter ab. Aber ich wußte, dass auch sie mich natürlich nicht mochte, weil ich weiß war; und dass ich ihr nie erklären könnte, dass ich es haßte,

weiß zu sein. Weiß zu sein und so zu werden wie Hester und alt zu werden – alt und traurig und alles. Ich dachte nur: »Nein... nein... nein...« Und an diesem Tag wußte ich, dass ich angefangen hatte, alt zu werden, und nichts es aufhalten konnte.

Ich ging weiter, ohne sie noch einmal anzusehen, an den Rosenbeeten und an dem großen Mangobaum vorbei auf den Hügel hinauf. Die ganze Zeit gurrten die Tauben. Es war ungefähr zwei Uhr, die Zeit, wenn die Sonne am heißesten war.

Es sah unfruchtbar aus, dieses Land, heiß, streng und unfruchtbar, weil überall große graue Felsblöcke lagen – es hieß, sie stammten aus einem Vulkan, der vor langer Zeit ausgebrochen war. Aber ich will damit nicht sagen, dass es dort nicht schön gewesen sei. Es war gutes Land – jedenfalls sagte das mein Vater immer. Er baute Kakao und Muskatnüsse an. Und Kaffee auf den Hängen des Hügels.

Wenn die jungen Muskatnußbäume zum ersten Mal in Blüte standen, nahm er mich immer mit, damit ich nachsähe, ob der Baum männlich oder weiblich sei, weil die Knospen so klein waren, dass man scharfe Augen brauchte, um den Unterschied zu erkennen. »Du bist jung und hast scharfe Augen«, sagte er. »Komm mit.

Ich werde alt«, sagte er immer. »Meine Augen sind nicht mehr so gut wie früher.« Mir war immer so elend zumute, wenn er das sagte.

Unbemerkt ließ ich das Haus hinter mir. Ich setzte mich an einen Felsen in den Schatten. Der Himmel war schrecklich blau und hing tief über der Erde.

Ich hatte das Gefühl, ich sei so allein wie noch nie jemand zuvor auf der Welt, und dachte: »Nein... nein... nein...«, nur so. Dann zog eine Wolke vor meine Augen

und schien die Hälfte von allem zu verdunkeln, was ich hätte sehen müssen. So war es immer, wenn ich bald Kopfweh bekam.

Ich dachte: »Also gut. Dieses Mal werde ich sterben.« Und ich nahm meinen Hut ab und stellte mich in die Sonne.

Die Sonne zu Hause kann schrecklich sein, wie Gott. Das hier – ich kann nicht glauben, dass es dieselbe Sonne ist, ich kann es einfach nicht glauben.

Ich stand da, bis ich spürte, wie das Kopfweh anfing, und dann senkte sich der Himmel ganz tief auf mich herunter. Es klirrte, so hart war er. Der Schmerz war wie Messer. Und dann wurde mir kalt, und als mir sehr übel war, ging ich nach Hause.

Ich bekam Fieber und war lange krank. Es ging mir besser, und dann fing es wieder an. So ging es mehrere Monate. Ich wurde furchtbar dünn und hässlich und gelb wie eine Guinee; sagte mein Vater.

Ich fragte Hester, ob ich viel geredet hätte, als ich krank war, und sie sagte: »Ja, du hast über Katzen und sehr viel über Francine geredet.« Danach fing es an, dass sie Francine so haßte und sagte, man sollte sie wegschicken. Ich mußte lachen, als ich daran dachte, dass sie nach so langer Zeit immer noch Francine hineinziehen mußte.

Ich schrieb Hester einmal, aber sie schickte mir nur eine Postkarte zurück, und danach schrieb ich nicht mehr. Und sie auch nicht.

Traurig war es, wenn man nachts aufwachte und daran dachte, dass man allein war und dass alle sagen, der Mann wird die Sache zwangsläufig satt. (Man denkt sich Briefe aus, die man nie abschickt, ja nicht einmal schreibt. »Mein geliebter Walter...«)

Jeder sagt: ›Du mußt es schaffen.‹ Natürlich schaffen es manche Leute. Ja, aber wieviele? Was ist mit der Wie-heißt-sie-noch? Sie hat's doch geschafft; oder? ›Revue-girl heiratet Sohn eines Peers von Englands Also, was ist mit ihr? Schaffes oder steck es, sagen sie. Schaffes oder steck es.

Was ich möchte, Mr. Price, ist ein Lied, das sich für eine Stimmprüfung eignet. *Sanft erwacht mein Herz, wie Blumen erwachen* – das ist sehr wirkungsvoll.

Alle sagen, der Mann wird es zwangsläufig satt, und man liest es in allen Büchern. Aber ich lese jetzt nie, so dass sie mir auf diese Weise jedenfalls nichts anhaben können. (›Mein geliebter Walter...‹)

Traurig war es, wenn man wach lag und es hell wurde und die Sperlinge anfingen – dann war es traurig, ein Gefühl von Verlassenheit, ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit. Wenn die Sperlinge zu zwitschern anfingen.

Aber tagsüber war es gut. Und wenn man ein Glas getrunken hatte, wußte man, so lebt man am allerbesten, denn alles konnte geschehen. Ich weiß nicht, wie Menschen leben können, wenn sie genau wissen, was ihnen Tag für Tag bevorsteht. Mir scheint, es ist besser, tot zu sein, als so zu leben. Sich zum Ausgehen ankleiden und ihn treffen und aus dem Restaurant kommen und die Lichter auf den Straßen und ins Taxi steigen und wenn er dich unterwegs im Taxi küßt.

Ein Monat erschien wie eine Woche, und ich dachte: ›Es ist schon Juni.‹

Manchmal war es heiß in diesem Sommer. Den Tag, als wir nach Savernake fuhren, war es wirklich heiß. Ich hatte in Primrose Hill draußen gesessen. Scharen von Kindern waren dort. Genau hinter meinem Stuhl spielten ein großer und ein kleiner Junge mit einem Strick. Der

Kleine wurde sorgsam gefesselt, so dass er weder Arme noch Beine bewegen konnte. Als der Große ihm einen Schubs gab, fiel er um. Er lag am Boden, und einen Moment lang lachte er noch. Dann verzog sich sein Gesicht, und er fing an zu weinen. Der große Junge gab ihm einen Tritt – nicht fest. Er schrie lauter. »Was denn«, sagte der Große. Er setzte zu einem neuen Tritt an. Aber dann merkte er, daß ich zusah. Er grinste und machte den Strick los. Der kleine Junge hörte auf zu weinen und stand auf. Beide streckten mir die Zunge heraus und rannten weg. Der Kleine hatte kurze, pummelige Beine. Beim Laufen konnte er kaum nachkommen. Dennoch vergaß er nicht, sich umzudrehen und noch einmal so weit er konnte seine Zunge herauszustrecken.

Die Sonne schien nicht, aber die Luft war abgestanden und tot, schmutzig-warm, als hätten schon tausend Leute sie vor einem eingeaatmet. Eine Frau ging vorbei und spielte Fang-den-Ball mit einem Hund namens Caesar. Ihre Stimme war wie die von Hester:

»Zeh-sah, Zeh-sah...«

Nach einer Weile ging ich nach Hause und nahm ein kaltes Bad.

Als Mrs. Dawes mit Walters Brief kam, lag ich auf dem Bett und machte Atemübungen. Price sagte immer, es sei am besten, sie im Liegen zu machen.

»Ich werde dich um sechs Uhr mit dem Wagen abholen. Wir fahren aufs Land. Bringst du bitte Sachen für zwei Tage mit und alles andere, was du sonst noch brauchst – du weißt schon.«

Ich ging gerade aus dem Haus, als Mrs. **üawes** aus dem Souterrain hinaufkam. »Auf Wiedersehen«, sagte ich. »Montag oder Dienstag bin ich wieder da.«

Sie sagte: »Auf Wiedersehen, Miss Morgan.« Sie hatte

weiße Haare, ein längliches, sanftes Gesicht und eine weiche Stimme – keine Cockneystimme. Dir Gesicht war immer ausdruckslos, wenn sie mit mir sprach.

»Ich hoffe, Sie haben wirklich eine schöne Zeit«, sagte sie und stand in der Tür und sah zu, wie ich in den Wagen stieg.

Ich war mir nicht sicher, ob ich ordentlich aussah, weil ich nicht die Zeit gehabt hatte, mein Haar richtig zu trocknen. Ich war so unsicher über mein Äußeres, dass drei Viertel von mir wie eingesperrt waren, sie wanderten unaufhörlich im Kreis. Wenn er gesagt hätte, ich sähe tadellos aus oder sei hübsch, dann hätte mich das befreit. Aber er sah mich nur von oben bis unten an und lächelte.

»Vincent kommt morgen mit dem Zug und bringt ein Mädchen mit. Ich hatte mir gedacht, das könnte ganz schön sein.«

»Ach, er kommt morgen?« sagte ich. »Wie nett. Ist es das Mädchen, das ich neulich kennengelernt habe – Eileen?«

»Nein, nicht Eileen. Ein anderes Mädchen.«

Ich wurde froher, als es dunkler wurde. Ein Nachtfalter flog mir ins Gesicht, ich schlug nach ihm und traf.

Im ganzen Speisesaal des Hotels hingen Hirschköpfe an den Wänden. Der über unserem Tisch war so groß wie der einer Kuh. Seine riesigen Glasaugen starrten an uns vorbei. Im Schlafzimmer hingen Stiche – ›Seemanns Abschieds‹, ›Seemanns Heimkehr‹, ›Verlesung des Testaments‹ und ›Eheliche Liebe‹. Sie sahen ruhig und verträumt aus, als seien auf ihnen ausgestopfte Figuren abgebildet – die Frauen sehr groß und rund und lächelnd und ordentlich und die Männer mit langen Beinen und buschigen Koteletten; aber die friedlichen Silhouetten der Bäume gaben einem das Gefühl, dass diese Zeit eine gute

Zeit gewesen sein mußte.

Ich wachte sehr früh auf und wußte eine Weile nicht, wo ich war. Ein kühler Geruch, der nicht der tote Geruch von London war, kam durch das Fenster herein. Dann fiel mir ein, dass ich nicht aufstehen und weggehen müsse, und dass ich in der folgenden Nacht immer noch da wäre und dass auch er da wäre. Ich war sehr glücklich, glücklicher, als ich es je in meinem Leben gewesen war. Ich war so glücklich, dass ich weinte wie nicht ganz gescheit.

An diesem Tag war es wieder heiß. Nach dem Mittagessen gingen wir in den Wald von Savernake. Die Blätter der Buchen leuchteten in der Sonne wie Glas. Auf den Lichtungen standen im Gras viele kleine Blumen, rote, gelbe, blaue und weiße, so viele, dass es ganz bunt aussah.

Walter sagte: »Habt ihr auf eurer Insel auch solche Blumen? Sie sind doch süß, die kleinen bunten Dinger. Findest du nicht?«

Ich sagte: »Unsere sind ein bißchen anders.« Aber als ich anfing, über die Blumen zu Hause zu reden, hatte ich wieder das Gefühl, es sei wie im Traum, das Gefühl von zwei Dingen, die ich nicht zusammenbringen konnte, und es war, als würde ich die Namen erfinden.

Stephanotis, Hibiskus, Gelbglockchen, Jasmin, Frangipanni, Corolita.

Ich sagte: »Flamboyantbäume sind hübsch, wenn sie in Blüte stehen.«

Eine Lerche stieg ruckartig in die Luft, als werde sie von einem Uhrwerk angetrieben, als ziehe jemand sie auf und halte sie hin und wieder an.

Walter sagte, als spreche er mit sich selbst: »Keine Phantasie? Was für ein Unsinn. Ich habe viel Phantasie. Ich wollte mit dir nach Savernake und dich unter diesen

Bäumen sehen, seit ich dich kenne.«

»Mir gefällt es hier«, sagte ich. »Ich wußte gar nicht, dass England so schön sein kann.«

Aber etwas war damit geschehen. Es war, als sei die Wildheit daraus entwichen.

Wir kamen an eine Stelle, an der die Buchen enger standen und die Zweige sich hoch oben berührten. Man hatte das Gefühl, draußen sei ein heißer, wolkenloser Tag.

Wir setzten uns schließlich auf einen umgestürzten Baum, dessen Wurzeln zum Teil noch in der Erde steckten. Es war nicht windig genug, um das Rauschen der Bäume zu hören. Lange sagten wir nichts. Ich dachte daran, wie glücklich ich sei, und dann dachte ich gar nichts –nicht einmal daran, wie glücklich ich war. Er sagte: »Du bist hübsch von dieser Seite.« »Nicht von jeder Seite?« fragte ich.

»Natürlich nicht, du eingebildetes Kind. Aber von dieser Seite bist du absolut zufriedenstellend, und ich würde so gerne mit dir schlafen. Es gibt hier viele Mulden im Dickicht, wo im Winter die Rehe liegen und wo niemand uns sehen könnte.«

Ich sagte: »Ach nein, nicht hier. Stell dir vor, jemand sieht uns.« Ich hörte mich kichern.

Er sagte: »Aber es sieht uns doch niemand. Und wenn schon. Sie würden denken, ›diese beiden Menschen sind wunschlos glücklich‹, und wären neidisch auf uns und ließen uns in Ruhe.«

Ich sagte: »Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.« Ich dachte: ›Wenn wir ins Hotel zurückgehen...‹

»Du schämst dich ja, Anna«, sagte er.

»Lass uns doch ins Hotel zurückgehen«, sagte ich. (Man macht die Tür zu und zieht die Vorhänge vor die

Fenster, und dann ist es wie tausend Jahre und doch so bald vorbei. Wie Laurie sagte: »Manche Frauen haben erst Spaß daran, wenn sie alt werden; so was nenne ich Pech. Lieber ein gesunder Verschleiß, solange ich jung bin.«)

»Mein Gott, ja«, sagte er. »Jetzt fällt es mir ein. Vincent muß inzwischen angekommen sein. Vermutlich wartet er schon auf uns.«

Ich hatte Vincent ganz vergessen.

»Komm«, sagte Walter.

Wir standen auf. Mir war kalt, so wie wenn man geschlafen hat und gerade aufgewacht ist.

»Das Mädchen, das er mitbringt, wird dir gefallen«, sagte er. »Germaine Sullivan heißt sie. Du magst sie bestimmt. Sie ist ein furchtbar netter Kerl.«

»Ja wirklich?« Dann konnte ich nicht an mich halten und sagte: »Vincent nicht.«

»Du willst damit doch wohl nicht sagen, dass du Vincent nicht magst?« sagte er. »Du bist das einzige Mädchen, von dem ich so etwas gehört habe.«

»Natürlich mag ich ihn. Er sieht wirklich sehr gut aus«, sagte ich. »Ist das Mädchen auch vom Theater?«

»Nein«, sagte Walter. »Vincent hat sie in Paris kennengelernt. Sie sagt, sie sei Halbfranzösin. Wer weiß, was sie wirklich ist; sie könnte alles sein. Aber sie ist wirklich recht amüsant.«

Wir gingen zum Wagen und fuhren zurück ins Hotel. Es war fast sechs Uhr. Mir ging der Gedanke nicht aus dem Kopf: »Es bringt Unglück, zu wissen, dass man glücklich ist; es bringt Unglück, zu wissen, dass man glücklich ist. Klopfe auf Holz. Kreuze die Finger. Spucke

Vincent sagte: »Nun, wie geht es der Kleinen? Wie geht es dem Annakindchen?«

Er sah sehr gut aus. Er hatte blaue Augen mit hochgeborgenen Wimpern wie ein Mädchen und schwarzes Haar und ein gebräuntes Gesicht und breite Schultern und schmale Hüften – wirklich die ganze Trickkiste. Er war ein bißchen so wie Walter, nur jünger. Und hübscher, glaube ich. Jedenfalls im Gesicht war er hübscher. Er sah aus wie fünfundzwanzig, aber in Wirklichkeit war er einunddreißig, hatte mir Walter gesagt.

»Wir dachten schon, es sei euch etwas passiert«, sagte das Mädchen. »Wir sind schon fast zwei Stunden hier. Wir dachten, ihr hättet uns versetzt. Ich wollte schon nachsehen, ob ein Zug zurückfährt.«

Sie war hübsch, aber sie sah aus, als hätten sie sich gestritten.

»Sie ist sehr schlecht gelaunt«, sagte Vincent. »Ich weiß nicht, was sie hat.«

Ich ging nach oben, um mich umzuziehen. Ich zog ein Kleid mit Blumenmuster an, das ich bei Maud Moore gekauft hatte. Die Schatten der Blätter an der Wand bewegten sich rasch, wie die Muster, die die Sonne auf das Wasser zeichnet.

»Schau dir das Ding über dem Tisch an«, sagte Germaine. »Diesen Hirsch oder was es ist. Es sieht genauso aus wie deine Schwester, Vincent, mit dem Geweih und allem. Erinnerst du dich noch, wie ich ihr einmal aus Versehen genau vor deiner Wohnung in die Arme lief? War das nicht komisch?«

Vincent gab keine Antwort.

»Du glaubst wohl, du bist vollkommen«, sagte Germaine. »Tatsache ist, du bist ganz und gar nicht vollkommen. Wenn du Champagner trinkst, rülpst du. Neulich abend habe ich mich deinetwegen geschämt. So machst du.«

Sie machte ihn nach. Der Ober auf der anderen Seite des Raumes wurde aufmerksam; er schaute fassungslos zu uns herüber und spitzte den Mund.

»Hast du die Visage gesehen?« sagte Germaine. »Siehst du, so siehst du manchmal aus, Vincent. Frauenhaß und Frauenverachtung – ein weitverbreiteter Ausdruck in diesem Land. Goldfisch-Imitation, sehr diffizil.

Ich möchte keine Engländerin sein«, sagte sie, »nicht für alles Geld der Welt oder sonst etwas.«

»Gelegenheit macht Diebe«, sagte Vincent und lächelte leise.

Danach war sie eine Zeitlang ruhig, aber als wir im Foyer noch etwas tranken, zog sie wieder über England her. »Es ist ein sehr schönes Land«, sagte sie, »so lange man nicht an Platzangst leidet.

Einmal«, sagte sie, »sagte mir ein sehr kluger Mann...«

»Ein Franzose natürlich«, sagte Vincent. »Also dann, erzähle uns, was der sehr kluge Franzose gesagt hat.«

»Sei du still«, sagte Germaine. »Was er sagte, war ganz richtig. Er sagte, es gebe hübsche Mädchen in England, aber nur sehr wenige hübsche Frauen, tatsächlich fast keine«, sagte er, »ich glaube nicht, dass es dort überhaupt welche gibt. Warum? Was passiert mit ihnen? Ein paar hübsche Mädchen und dann Schluß, Tabula rasa, Öde. Was passiert mit ihnen?«

Und es stimmt«, sagte sie. »Die Frauen hier sind schrecklich. Dieser geprügelte, kriecherische Blick –oder aber so herzlos und vertrocknet, wie sie gezeugt wurden! Mechanisches, das sind sie. Und jeder weiß, warum sie so sind. Sie sind so, weil die meisten Engländer sich aus Frauen überhaupt nichts machen. Sie können Frauen nicht glücklich machen, weil sie sie nicht wirklich mö-

gen. Ich vermute, es ist das Klima oder so was. Gott sei dank betrifft es mich so und so nicht sehr.«

Vincent sagte: »So, Germaine? Sie können Frauen nicht glücklich machen?« Sein Gesicht war glatt und strahlte.

Sie stand auf und betrachtete sich im Spiegel. »Ich gehe schnell einmal nach oben«, sagte sie.

»Willst du dir die Locken legen?« sagte Vincent. »Ich bin sicher, die Lockenwickler dort findest du ganz passabel.«

Sie ging, ohne etwas zu erwidern.

Walter sagte: »Mademoiselle scheint über etwas verärgert zu sein. Was hat sie denn?«

»Ach, sie meint, ich hätte es ihr früher sagen sollen«, sagte Vincent, »und sie ist über dieses und jenes sauer. Den Streit fing sie schon auf dem Weg hierher an. Vorher war alles in Ordnung. Es wird in einem Strom von Tränen enden. Wie üblich.«

Ich haßte es, wie sie sich anschauten. Ich stand auf.

»Willst du dir auch Locken legen?« fragte Vincent.

»Nein«, sagte ich, »ich gehe auf die Toilette.«

»Schön für dich«, sagte er.

Seit dem Morgen schien so viel Zeit vergangen, dachte ich. Letzte Nacht war ich so glücklich, dass ich heulte wie nicht ganz gescheit. Letzte Nacht war ich so glücklich.

Ich sah aus dem Schlafzimmerfenster, und dünner Nebel stieg vom Boden auf. Es war sehr still.

Ehe ich nach England kam, versuchte ich mir immer eine Nacht vorzustellen, die völlig still wäre. Ich versuchte sie mir beim Lärmen der Zikaden vorzustellen. Die Veranda, lang und gespenstisch – die Hängematte und drei Stühle und ein Tisch mit dem Fernrohr darauf –

und die ganze Zeit der Lärm der Zikaden. Der Mond und die Dunkelheit und das Rauschen der Bäume, und nicht weit weg der Wald, den noch nie jemand betreten hatte – jungfräulicher Wald, Urwald. Wir saßen gewöhnlich auf der Veranda, wenn die Nacht hereinbrach, riesig. Und wie es nach all den Blumen roch. (»Nachts bekomme ich hier eine Gänsehaut«, sagte Hester immer.)

Ich stand vor dem hohen Spiegel im Schlafzimmer, als Walter hereinkam.

Er sagte: »Macht es dir etwas aus, wenn wir heute abend nach London zurückfahren?«

Ich sagte: »Ich dachte, es war geplant, dass wir heute hier bleiben und morgen nach Oxford weiterfahren.«

»So war es geplant«, sagte Walter. »Aber sie haben sich schrecklich gestritten, und jetzt sagt Germaine, sie möchte nicht bleiben. Sie sagt, sie findet es hier widerlich. Und sie war sehr ungnädig gegen Oxford«, sagte er und fing an zu lachen. »Ich glaube, es ist besser, wir nehmen sie heute abend mit zurück. Es macht dir doch nichts aus?«

»Schon gut«, sagte ich.

»Macht es dir wirklich nichts aus?«

»Nein«, sagte ich. Ich machte mich daran, meine Sachen in den Koffer zu legen.

»Oh, lass das«, sagte Walter. »Das macht das Zimmermädchen. Komm runter und sprich mit Germaine. Du magst sie doch, oder?«

Ich sagte: »Ja, ich mag sie schon, wenn sie nur nicht die ganze Zeit auf Vincent herum hacken würde.«

»Sie hat sich sehr über ihn geärgert«, sagte Walter.

»Ja, ich sehe, dass sie verärgert ist. Was hat sie?«

Er steckte die Hände in die Taschen und wippte hin und her. Er sagte: »Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich

schlechte Laune. Vincent fährt nächste Woche für einige Zeit weg, und es scheint, dass sie sich darüber sehr geärgert hat. Tatsache ist, sie will, dass er ihr mehr Geld da lässt, als er ihr geben kann.«

»Ach so, er fährt weg?« sagte ich. Ich schaute immer noch in den Spiegel.

Er sagte: »Ja, ich fahre nächste Woche nach New York und nehme ihn mit.«

Ich sagte nichts. Ich hielt mein Gesicht näher an den Spiegel. So wie man als Kind sein Gesicht ganz nahe vor den Spiegel hält und Grimassen schneidet.

»Ich werde nicht lange fortbleiben«, sagte er. »In alerhöchstens zwei Monaten bin ich wieder zurück.«

»Oh, ich verstehe«, sagte ich.

Das Zimmermädchen klopfte an und kam herein.

Wir gingen hinunter und tranken noch ein Glas. ›Das tut gut‹, dachte ich.

Vincent fing an, über Bücher zu reden. Er sagte: »Neulich habe ich ein gutes Buch gelesen – ein unheimlich gutes Buch. Als ich es las, habe ich gedacht: ›Den Mann, der das geschrieben hat, sollte man adeln.‹ Es hieß *Der Rasen kränz*.«

»Das Buch hat doch eine Frau geschrieben, du Dumm köpf«, sagte Walter.

»Ach?« sagte Vincent. »Großer Gott! Trotzdem, auch wenn es eine Frau geschrieben hat, sollte man sie adeln, das muß ich ihr lassen. Es ist einfach ein schönes Buch.«

»Man sollte ihn in eine Vitrine stecken, nicht?« sagte Germaine. »Als Prachtexemplar.«

Walter sagte: »Ich sehe besser mal nachdem Wagen.«

Germaine blickte mich prüfend an. »Sie sieht furchtbar jung aus, die Kleine«, sagte sie. »Sie sieht aus wie sechzehn.«

»Ja«, sagte Vincent. »Ich fürchte, der gute alte Walter, den wir alle kennen und lieben, hat sich ein bißchen als Kindervernascher betätigt.«

»Wie alt bist du?« fragte Germaine, und ich sagte zu ihr: »Neunzehn.«

»Bald kommt sie ganz groß raus«, sagte Vincent und setzte seine nette Miene auf. »Im Herbst probieren wir es mal, stimmt's, Anna? Die neue Show bei Daly's. Du müßtest mittlerweile zwitschern können wie die große Dingsbums nach all den Gesangsstunden.«

»Ist sie am Theater?« fragte Germaine.

»Ja, zumindest war sie es. Du warst doch in einer Tanztruppe, als du Walter zum ersten Mal begegnet bist?« fragte Vincent. »Ja«, sagte ich.

Sie sahen mich an, als warteten sie darauf, dass ich etwas sagte.

»Es war in Southsea«, sagte ich.

»So, es war in Southsea?« sagte Vincent.

Sie fingen an zu lachen. Sie lachten noch immer, als Walter wiederkam.

»Sie hat dich verraten«, sagte Vincent.

»Sie hat uns erzählt, wie alles angefangen hat. Walter, du Tunichtgut. Was zum Teufel hattest du denn auf der Strandpromenade in Southsea zu suchen?«

Walter blinzelte. Dann sagte er: »Du solltest dich nicht von Vincent ausfragen lassen. Er ist neugierig wie ein altes Weib. Du siehst es ihm auf den ersten Blick nicht an, aber es stimmt.«

Auch er fing an zu lachen.

»Hört auf zu lachen«, sagte ich.

Ich dachte: ›Hört auf zu lachen‹ und schaute auf Walters Hand, die über die Kante des Kamins hing.

Ich sagte: »Hört auf, mich auszulachen. Ich bin es leid.

Was ist denn daran so witzig?« sagte ich.

Sie lachten weiter.

Ich rauchte und hielt die Spitze meiner Zigarette auf Walters Hand. Ich drückte sie fest darauf und hielt sie fest, und er riß seine Hand zurück und sagte: »Herrgott!« Aber sie hatten zu lachen aufgehört.

»Bravo, Kleine«, sagte Germaine. »Bravo.«

»Beruhige dich«, sagte Walter. »Wozu die ganze Aufregung?« Er sah mich nicht an.

»Mein Gott«, sagte Vincent. »Laßt uns bloß losfahren.«

Wir stiegen in den Wagen. Germaine saß vorn neben Walter, und Vincent und ich saßen hinten.

Vincent fing wieder über Bücher an.

Ich sagte: »Ich habe keines der Bücher gelesen, von denen du redest. Ich lese kaum.«

»Was machst du denn so den lieben langen Tag?« fragte er.

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

Ich fragte: »Ihr fahrt doch nach New York?«

Er räusperte sich und sagte: »Ja, wir fahren nächste Woche.«

Ich sagte nichts, und er drückte meine Hand und sagte: »Keine Sorge. Es wird alles gut.«

Ich zog meine Hand weg. Ich dachte: »Nein, ich mag dich nicht.«

Wir hielten vor Germaines Wohnung.

Ich sagte: »Gute Nacht, Germaine. Gute Nacht, Vincent; vielen Dank.« Warum habe ich das gesagt? dachte ich. Ich benehme mich immer albern bei diesem Mann. Ich wette, er gibt mir das Gefühl, dass ich etwas Dummes gesagt habe.

Und natürlich zog er die Brauen hoch: »Vielen Dank?«

Mein liebes Kind, warum vielen Dank?«

»Also«, sagte Walter, »wohin jetzt? Wie war's, wenn wir irgendwo zu Abend äßen?«

Ich sagte: »Nein, fahren wir lieber zu dir.«

Er sagte: »Gut, also zu mir.«

Wir gingen in ein kleines Zimmer im Erdgeschoß, tranken Whisky mit Soda und aßen belegte Brote. Es war sehr steif möbliert – ich mochte es nicht sehr. Auf einem Regal stand eine gräßliche Büste von Voltaire, der höhnisch vor sich hinlächelte. Natürlich gibt es alle Arten von Spott, vornehmen und gewöhnlichen.

Ich sagte: »Germaine ist furchtbar hübsch.«

»Sie ist alt«, sagte er.

»Das kann nicht sein; ich wette, sie ist nicht älter als Vincent.«

»Nun, für eine Frau ist das alt. Außerdem wird sie in ein, zwei Jahren fett wie eine Wachtel sein; sie ist der Typ.«

»Jedenfalls hat sie eine komische Meinung über Engländer«, sagte ich. »Mir gefiel aber, was sie sagte.«

»Germaine hat mich enttäuscht«, sagte er. »Ich hätte nicht geglaubt, dass sie eine solche Nervensäge sein kann. Sie hat einfach einen Krach vom Zaun gebrochen, weil Vincent ihr nicht so viel Geld geben kann, wie sie verlangt; dabei hat er ihr sowieso schon viel mehr gegeben, als er sich leisten kann –viel mehr, als irgendein anderer ihr gegeben hätte. Sie dachte wohl, sie hätte ihn fest im Griff. Es fügt sich sehr gut, dass er jetzt wegfährt.«

»So, er hat ihr mehr gegeben, als er sich leisten kann?«

Er sagte: »Übrigens, warum hast du Vincent von Southsea erzählt? Du solltest dir keine solche Blöße geben.«

»Aber ich habe nichts gesagt«, sagte ich.

»Aber meine Liebe, das mußt du. Wie hätte er es sonst wissen können?«

»Ach, ich hielt es nicht für so wichtig. Er hat mich danach gefragt.«

Er sagte: »Mein Gott, fühlst du dich verpflichtet, alle Fragen zu beantworten, die irgend jemand dir stellt? Das ist ein hoher Anspruch.«

»Ich mag dieses Zimmer nicht«, sagte ich. »Es ist mir zuwider. Gehen wir doch nach oben.«

Er äffte mich nach. »Gehen wir nach oben, gehen wir nach oben. Manchmal schockieren Sie mich, Miss Morgan.«

Ich wollte so tun, als sei alles wie die Nacht zuvor, aber es ging nicht. Die Angst ist kalt wie Eis, sie ist so, wie wenn man keine Luft bekommt. ›Angst wovor?‹ dachte ich.

Kurz bevor ich aufstand, um zu gehen, sagte ich: »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr mir das mit deiner Hand leidtut.«

»Ach das!« sagte er. »Das macht doch nichts.«

Die ganze Zeit über tickte auf einem Tisch neben dem Bett die Uhr.

Ich sagte: »Hör zu. Vergiß mich nicht, vergiß mich niemals.«

Er sagte: »Nein, ich werde dich nie vergessen, glaub mir«, als habe er Angst, ich könne hysterisch werden. Ich stand auf und zog mich an.

Meine Tasche lag auf dem Tisch. Er nahm sie und tat Geld hinein. Ich sah ihm zu.

Er sagte: »Ich weiß nicht, ob wir uns noch einmal treffen können, bevor ich London verlasse, denn ich habe noch furchtbar viel zu tun. Jedenfalls werde ich dir mor-

gen schreiben. Wegen Geld. Ich möchte, dass du zur Abwechslung irgendwohin fährst. Wo würdest du gerne hinfahren ?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Irgendwohin.«

Er drehte sieh um und sagte: »He, ist etwas nicht in Ordnung? Fühlst du dich nicht gut?«

›Ein Wunden, dachte ich. Mir war übel, und meine Stirn war naß.

Ich sagte: »Mir fehlt nichts. Wiedersehen für heute. Du mußt nicht mitkommen.«

»Natürlich komme ich mit«, sagte er.

Wir gingen hinunter. Als er die Tür öffnete, fuhr gerade ein Taxi vorbei, und er hielt es an.

Dann sagte er: »Komm noch einen Augenblick herein. Bist du sicher, dass dir nichts ist?«

Ich sagte: »Ja, klar.«

Da war diese widerliche Büste mit ihrem hämischen Lächeln.

»Also auf Wiedersehen«, sagte er. Er hustete. »Paß auf dich auf.«

»Mach's gut«, sagte er und hustete wieder.

»Oh ja. Und ob«, sagte ich.

Ich war nicht müde. Im Taxi sah ich aus dem Fenster. Männer sprengten die Straßen, und es roch frisch, wie nach einem eben gebadeten Tier.

Als ich nach Hause kam, legte ich mich hin, ohne mich auszuziehen. Dann wurde es hell, und ich dachte, wenn Mrs. Dawes mit meinem Frühstück hereinkäme, würde sie meinen, ich sei verrückt geworden. Also stand ich auf und zog mich aus.

»Das ist doch kein Leben für ein junges Mädchen«, sagte Mrs. Dawes.

Sie sagte es, weil ich, nachdem Walter weggefahren

war, eine Woche lang nicht aus dem Haus gegangen war; ich hatte keine Lust dazu. Lieber blieb ich lange im Bett liegen, weil ich die ganze Zeit müde war, und ließ mir das Essen ans Bett bringen und blieb nachmittags lange im Bad. Ich hielt meinen Kopf unter Wasser und hörte dem Rauschen des Wasserhahns zu. Ich stellte mir vor, es sei ein Wasserfall wie der, der in den Teich rauscht, in dem wir in Morgan's Rest badeten.

Ich träumte auch immer von diesem Teich. Er war klar bis kurz hinter der Stelle, wo der Wasserfall herabkam, aber im Seichten war er sehr schlammig. Um ihn herum wuchsen diese großen weißen Blumen, die sich in der Nacht öffnen. Klatschblumen nennen wir sie. Sie sind wie Lilien geformt und haben einen schweren, süßen, sehr starken Geruch. Man kann sie schon von weitem riechen. Hester konnte den Duft nicht ertragen, sie wurde ohnmächtig davon. Unter den Felsen am Fluss gab es Krebse. Ihretwegen patschte ich im Wasser herum, wenn ich badete. Sie haben kleine Augen am Ende ihrer langen Fühler, und wenn man mit Steinen nach ihnen wirft, zer-springen ihre Panzer und etwas Weiches und Weißes quillt heraus. Immer träumte ich von diesem Teich und seinem grünbraunen Wasser.

»Das ist doch kein Leben für ein junges Mädchen«, sagte Mrs. Dawes.

Die Leute sagen ›jung‹, als sei jung zu sein ein Verbrechen, und trotzdem haben sie stets Angst vor dem Alt-werden. Ich dachte: ›Ich wünschte, ich wäre alt und das ganze verdammte Theater wäre vorbei; dann wäre ich nicht so deprimiert um nichts und wieder nichts.‹

Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte. Sie war immer so – gelassen und sanft redend, aber ein wenig so, als beobachte sie mich verstohlen. Als ich ihr erzählte,

dass ich zur Abwechslung irgendwohin fahren wollte, sagte sie, sie habe eine Cousine in Minehead, die Zimmer vermietet, und so fuhr ich dorthin.

Aber nach drei Wochen kam ich nach London zurück, weil ich von Walter einen Brief bekam, in dem er schrieb, er komme vielleicht früher als erwartet nach England zurück. Und eines Tages Anfang Oktober, als ich von einem Regenspaziergang in Primrose Hill heimkam (nichts als die feuchten Bäume und das aufgeweichte Gras und die traurigen, trügen Wolken – es ist komisch, wie das einem das Gefühl gibt, es gebe nirgendwo etwas anderes, es sei eine Erfindung, dass es irgendwo noch etwas anderes gibt), sagte Mrs. Dawes: »Es ist ein Brief für Sie da. Ich habe ihn in Ihr Zimmer gelegt. Ich dachte, Sie seien zu Hause.«

Ich ging nach oben. Er lag auf dem Tisch, und schon vom anderen Ende des Zimmers aus dachte ich: ›Von wem in aller Welt ist der?‹, und zwar wegen der Handschrift.

... Ich ging durch den Flur auf die große obere Veranda die an der Längsseite unseres Stadthauses entlangließ – oben gab es vier Schlafzimmer zwei auf jeder Seite des Flurs – die Bohlen waren nicht gestrichen und die Astlöcher im Holz waren wie Gesichter – Onkel Bö war auf der Veranda er lag auf dem Sofa sein Mund stand etwas offen – ich dachte er schläft und ging auf Zehenspitzen – bis auf eine waren die Jalousien alle heruntergelassen so dass man die breiten Blätter des Sandkastenbaumes sah – ich ging an den Tisch auf dem die Illustrierte lag und Onkel Bö regte sich und seufzte und lange gelbe Zähne kamen ihm wie Hauer aus dem Mund und schoben sich auf sein Kinn – man schreit nicht wenn man erschrickt

weil man es nicht kann und man röhrt sich auch nicht weil man es nicht kann – nach einer langen Zeit seufzte er und öffnete die Augen und schob seine *Zähne* an ihren Platz zurück und sagte was in aller Welt willst du Kind – ich wollte die Illustrierte sagte ich – er drehte sich um und schlief wieder ein – ich ging ganz leise weg – ich hatte noch nie falsche Zähne gesehen so dass sie mir auch nicht aufgefallen waren – ich schloß die Tür und ging ganz leise den Flur hinunter...

Ich dachte: ›Was ist denn los mit mir? Das war vor vielen, vielen Jahren, vor Urzeiten. Ungefähr zwölf Jahre ist es her. Was hat dieser Brief mit falschen Zähnen zu tun?‹ Ich las ihn noch einmal:

Meine liebe Anna,

Es fällt mir sehr schwer, diesen Brief zu schreiben, denn ich fürchte, ich werde Dir wehtun, und ich hasse es, Leuten wehzutun. Wir sind seit fast einer Woche zurück, aber Walter geht es gar nicht gut, und ich habe ihn schließlich dazu überredet, dass am besten ich Dir

schreibe und alles erkläre. Ich bin davon überzeugt, dass Du ein nettes Mädchen bist und dass Du dafür Verständnis hast. Walter hat Dich immer noch sehr gern, aber er liebt Dich nicht mehr so wie früher, und schließlich muß Dir doch immer klar gewesen sein, dass die Sache nicht ewig weitergehen konnte, und Du darfst auch nicht vergessen, dass er fast zwanzig Jahre älter ist als Du. Ich bin sicher, Du bist ein nettes Mädchen, denkst in Ruhe darüber nach und wirst einsehen, dass es keinen Grund gibt, das Ganze tragisch oder sonstwie schwer zu nehmen. Du bist jung und, wie es immer heißt, die Jugend ist ja das Schönste, das Beste, was wir haben. Das Beste, was wir haben, sagt jeder. Und das stimmt auch. Du hast alles noch vor Dir, jede Menge Glück. Denke

daran. Die Liebe ist nicht alles – und diese Art Liebe schon gar nicht –, und je mehr Leute, insbesondere Mädchen sie sich aus dem Kopf schlagen und ohne sie auskommen, desto besser. Das ist meine Meinung. Das Leben ist randvoll mit anderen Dingen, meine Liebe, man hat Freunde und Vergnügen und ist zusammen lustig und so weiter, und Spiele und Bücher. Erinnerst Du Dich noch daran, wie wir uns über Bücher unterhalten haben? Ich fand es schade, als Du mir sagtest, daß Du nie liest, denn glaube mir, ein gutes Buch wie das Buch, von dem ich damals erzählte, kann für Deine Ansichten sehr viel bedeuten. Es macht Dir klar, was wirklich und was nur eingebildet ist. Meine liebe Kleine, ich schreibe diesen Brief auf dem Land und kann Dir versichern, wenn man in einen Garten kommt und den Duft der Blumen und all das riecht, dann wird diese doch ziemlich abscheuliche Art von Liebe ganz unwichtig. Aber Du hast wahrscheinlich den Eindruck, ich halte Dir eine Predigt, darum bin ich lieber still. Diese Kuddelmuddel passieren immer wieder. Natürlich sind sie auch mir schon passiert, man hat eben Pech. Mir ist nicht klar, wieso. Mir ist nicht klar, warum man nicht vernünftiger sein kann. Aber ich habe eines gelernt, nämlich daß es keinen Sinn hat, die Dinge einfach weiterlaufen zu lassen. Walter hat mich gebeten, diesen Scheck über £20 für Deine laufenden Ausgaben beizulegen, weil er meint, daß Dir das Geld ausgehen könnte. Er wird immer Dein Freund sein und möchte es so einrichten, daß Du versorgt bist und Dich nicht um Geld zu sorgen brauchst (jedenfalls für eine Zeit). Schreib ihm, daß Du das verstehst. Wenn Dir wirklich etwas an ihm liegt, wirst Du es tun, denn glaube mir, er ist unglücklich Deinetwegen und hat auch noch eine Menge anderer Sorgen. Oder schreibe mir – das wäre

noch besser, denn glaubst Du nicht, es wäre um Euer beider willen gut, wenn Du Walter zur Zeit nicht siehst? Und dann hast Du ja auch Dein neues Engagement. Ich möchte Dich so bald wie möglich einem Freund von mir vorstellen. Ich glaube, ich kann Dir versprechen, daß sich daraus etwas ergeben wird. Ich glaube, wenn Du Dir wirklich Mühe gibst, gibt es keinen Grund, warum Du es nicht schaffen solltest. Das habe ich immer gesagt und dabei bleibe ich.

Herzlich Dein Vincent Jeffries.

P.S. Hast Du noch irgendwelche Briefe, die Walter Dir geschrieben hat? Wenn ja, solltest Du sie ihm zurückschicken.

Ich dachte: »Was zum Kuckuck ist mit mir los? Ich muß übergeschnappt sein. Dieser Brief hat doch nichts mit falschen Zähnen zu tun.«

Aber ich mußte weiter an falsche Zähne denken und dann an Klavierschlüssel und an die Zeit, als der Blinde aus Martinique gekommen war, um das Klavier zu stimmen, und wie er dann spielte und wir ihm bei heruntergelassenen Jalousien in der Dunkelheit zuhörten, denn draußen regnete es in Strömen, und mein Vater sagte: »Sie sind ein echter Musiker.« Er hatte einen roten Schnurrbart, mein Vater. Und Hester sagte immer: »Armer Gerald. Armer Gerald.« Aber wenn man ihn sah, wie er mit schlenkernden Armen durch die Market Street ging und seine braunen Schuhe in der Sonne blitzten, dann konnte er niemandem leid tun. An damals, als er sagte: »das gälische Wort für Kummer ist hiraeth.« Hiraeth. Und an die Zeit, als ich wegen nichts weinte und dachte, er würde wütend werden, aber er nahm mich in den Arm und sagte nichts. Ich trug eine Korallenbrosche, und sie zerbrach. Er drückte mich an sich und sagte: »Ich

glaube, du wirst so wie ich, du armer kleiner Teufel.« Und daran, wie Mr. Crowe sagte: »Du willst damit doch wohl nicht sagen, daß du diesen dämlichen französischen Affen auch noch unterstützt?« Damit meinte er den Gouverneur. »Ich bin manchmal Engländern begegnet«, sagte er, »die waren auch solche Affen.«

Als ich auf die Uhr schaute, war es Viertel nach fünf. Ich hatte zwei Stunden lang so dagesessen. Ich dachte: »Komm schon, steh auf«, und nach einer Zeit ging ich zur Post und gab an Walter ein Telegramm auf: »Ich möchte Dich wenn möglich heute abend sehen bitte Anna.«

Dann ging ich wieder nach Hause. Meine Hände waren sehr kalt, und ich rieb sie aneinander.

Ich dachte: »Er wird nicht antworten, und es ist mir auch recht so, denn dann kann ich zu Hause bleiben.« Aber um halb acht brachte mir Mrs. Dawes ein Telegramm von ihm nach oben: »Komm heute abend 9.30 Central Hotel Marylebone Road Walter.«

Ich zog mich sehr sorgfältig an. Ich dachte an überhaupt nichts, während ich mich anzog. Ich nahm das schwarze Samtkleid und legte ein wenig mehr Rouge auf als gewöhnlich, und als ich in den Spiegel sah, dachte ich: »Er bringt es nicht fertig, er bringt es nicht fertig.« Mir steckte ein Kloß im Hals. Ich schluckte, aber er kam immer wieder.

Es regnete in Strömen. Mrs. Dawes war in der Diele.

»Sie werden ja naß«, sagte sie. »Ich schicke Willie bis zur U-Bahn-Station, damit er ein Taxi ruft.«

»Danke schön«, sagte ich.

In der Diele stand ein Stuhl, dort setzte ich mich hin und wartete.

Willie blieb lange weg, und Mrs. Dawes begann mit der Zunge zu schnalzen und zu murmeln: »Der arme

Junge – draußen im strömenden Regen. Scherereien machen manche Leute.«

Ich saß da. Ich hatte das Gefühl, eingeschrumpft zu sein, so als hätte ich Fieber. Ich dachte: ›Wenn man Fieber hat, dann brennen einem die Füße wie Feuer, aber die Hände sind feucht und kalt.‹

Dann kam das Taxi; und die Häuser auf beiden Seiten der Straße waren klein und dunkel, und dann waren sie groß und dunkel, aber alle genau gleich. Und dann sah ich, daß ich mein ganzes Leben lang gewußt hatte, daß das passieren würde, und daß ich lange Angst gehabt hatte, lange hatte ich Angst gehabt. Natürlich hat jeder Angst. Aber jetzt war sie gewachsen, sie war riesengroß geworden; sie erfüllte mich und erfüllte die ganze Welt.

Ich dachte: ›Ich hätte Willie einen Schilling geben sollen. Ich weiß, daß Mrs. Dawes sich geärgert hat, weil ich ihm keinen Schilling gegeben habe. Ich habe einfach nicht daran gedacht. Morgen muß ich ihn irgendwann erwischen und ihm den Schilling geben.‹

Dann fuhr das Taxi in die Marylebone Road, und ich erinnerte mich, daß ich einmal in einer Wohnung in der Marylebone Road gewesen war, da hatte es drei Treppen und dann ein kleines Zimmer gegeben, das muffig roch. Das Zimmer hatte muffig gerochen, und durch das Glas des Fensters, das sich nicht öffnen ließ, sah man auf dunkelgrüne Bäume.

Das Taxi hielt, und ich stieg aus und zahlte den Fahrer und ging ins Hotel.

Er erwartete mich.

Ich lächelte und sagte: »Hallo.«

Er hatte sehr feierlich ausgesehen, aber als ich so lächelte, schien er erleichtert zu sein.

Wir setzten uns in eine Ecke.

Ich sagte: »Ich möchte einen Kaffee.«

Ich stellte mir vor, ich sagte sehr ruhig: »Du siehst es falsch. Du glaubst, ich möchte mehr, als ich in Wirklichkeit will. Ich will dich nur manchmal sehen. Aber wenn ich dich nie mehr sehe, sterbe ich. Ich sterbe jetzt schon, wirklich, und ich bin zu jung zum Sterben.«

... Die Kerzen die Wachstränen weinen und der Duft von Stephanotis und ich mußte in einem weißen Kleid und in weißen Handschuhen zur Beerdigung gehen und hatte einen Kranz auf dem Kopf und von dem Kranz in meinen Händen wurden meine Handschuhe naß – sie sagten so jung zum Sterben...

Die Leute sahen aus wie ausgestopfte Gespenster.

Ich sagte: »Der Brief von Vincent –«

»Ich weiß, daß er dir geschrieben hat«, sagte er und ruckte mit dem Kopf.

»Hast du ihn darum gebeten?«

»Ja, ich habe ihn darum gebeten.«

Während er redete, wanderten seine Augen von meinen fort, und dann zwang er sich, mich direkt anzusehen, und er begann, es zu erklären, und ich wußte, daß er sich mit mir sehr sonderbar vorkam und daß er mich haßte und daß es komisch war, dazusitzen und so zu reden, wissend, daß er mich haßte.

Ich sagte: »Schon gut. Hör zu, wirst du etwas für mich tun?«

»Natürlich«, sagte er. »Alles. Alles was du willst.« Ich sagte: »Gut, du rufst bitte ein Taxi, und wir fahren zurück zu dir, weil ich mit dir sprechen will, und hier kann ich es nicht.« Ich dachte: »Ich klammere mich an deine Knie und erkläre es dir, und dann bringst du es nicht fertig, du bringst es nicht fertig.«

Er sagte: »Warum verlangst du von mir gerade das,

von dem du genau weißt, daß ich es nicht tun werde?«

Ich gab keine Antwort. Ich dachte: »Du weißt nichts von mir. Es macht mir nichts mehr aus.« Und es machte mir nichts mehr aus.

Es war, wie wenn man losläßt und ins Wasser zurückfällt und sich selbst aus dem Wasser hochgrinsen sieht, das Gesicht wie eine Maske, und die Blasen aufsteigen sieht, als versuche man, unter Wasser zu reden. Und wie kann man wissen, wie es ist, wenn man unter Wasser zu reden versucht, wenn man ertrunken ist? »Ich bin vielen Engländern begegnet, die waren auch solche Affen«, sagte er...

Walter sagte: »Ich mache mir schreckliche Sorgen um dich. Ich möchte, daß du dich mit Vincent triffst, er wird alles mit dir regeln. Ich habe es mit ihm besprochen, und wir haben alles geregelt.«

Ich sagte: »Ich möchte Vincent nicht sehen.«

»Aber warum denn?« fragte er.

»Ich habe es mit ihm besprochen«, sagte er. »Er kennt meine Gefühle dir gegenüber.«

Ich sagte: »Ich hasse Vincent.«

Er sagte: »Aber meine Liebe, du glaubst doch nicht etwa, daß Vincent irgend etwas damit zu tun hat?«

»Oh doch«, sagte ich, »oh doch. Glaubst du, ich weiß nicht, daß er versucht hat, dich gegen mich aufzubringen, seit er mich das erste Mal sah? Glaubst du, ich weiß das nicht?«

Er sagte: »Damit stellst du mir ja ein Armutszeugnis aus, wenn du glaubst, ich lasse mich von Vincent oder von irgend jemandem sonst beeinflussen.

Tatsache ist«, sagte er, »Vincent hat kaum je über dich gesprochen. Er hat nur einmal gesagt, er habe den Eindruck, du seist sehr jung und wüßtest deshalb noch nicht

recht, wo's langgeht, und das sei ein bißchen schade.«

Ich sagte: »Ich weiß, wie er so was sagt; ich kann hören, wie er es sagt. Glaubst du, ich weiß es nicht?«

Er sagte: »Ich ertrage das nicht mehr.«

»Gut«, sagte ich, »Gehen wir.«

Ich stand auf, und wir gingen.

Vor dem Hotel stieg ich in ein Taxi. Mir war ganz gut, nur war ich müde und konnte mich im Sitzen nicht aufrecht halten.

Als er sagte: »Großer Gott, was habe ich da angerichtet!«, mußte ich fast lachen.

»Ich weiß nicht, was du meinst«, sagte ich. »Du hast gar nichts angerichtet.«

Er sagte: »Du hast ein völlig falsches Bild von Vincent. Er hat dich sehr gern und möchte dir helfen.«

Ich sah zum Taxifenster hinaus und sagte: »Zum Teufel mit deinem geliebten Vincent. Sag ihm, er soll seine verfluchte Hilfe für sich behalten. Ich will sie nicht.«

Er sah schockiert aus, so wie der Ober, als er sagte: »Nach Kork, Sir?«

Er sagte: »Ich würde mich nicht wundern, wenn ich von dieser ganz en Aufregung krank werde.«

Als Mrs. Dawes mit dem Frühstück kam, lag ich in meinen Kleidern auf dem Bett. Ich hatte nicht einmal die Schuhe ausgezogen. Sie sagte nichts, sie sah nicht überrascht aus, und als sie mich ansah, wußte ich, daß sie dachte: ›Da haben wir's. Ich habe immer gewußt, daß es so kommen würde.‹ Ich glaubte ihr Lächeln zu sehen, als sie sich abwandte.

Ich sagte: »Ich ziehe heute aus. Es tut mir leid. Ich habe schlechte Nachrichten bekommen. Bringen Sie mir bitte die Rechnung?«

»Ja, Miss Morgan«, sagte sie, und ihr Gesicht war

schmal und gelassen. »Ja, Miss Morgan.«

»Geben Sie Willie bitte diese fünf Schilling?« sagte ich. »Weil er mir immer Taxis gerufen hat.«

»Ja, Miss Morgan«, sagte sie, »gewiss doch.«

»In ein, zwei Stunden hole ich mein Gepäck ab«, sagte ich. Es blieben mir noch fünfzehn Pfund, als ich Mrs. Dawes bezahlt hatte. Ich schrieb Walter einen Brief und bat sie, ihn aufzugeben:

Lieber Walter,

*Bitte schreibe nicht mehr hierher, denn ich ziehe aus.
Ich werde Dir meine neue Adresse mitteilen.*

Deine Anna.

Ich ging auf die Straße. Ein Mann ging vorbei. Ich meinte, er sehe mich komisch an, und wollte weglaufen, aber ich beherrschte mich.

Ich ging immer geradeaus. Ich dachte: ›Egal wohin, solange es ein Ort ist, den keiner kennt.‹

Zweiter Teil

Auf einem Teller lagen zwei Scheiben dunkles Fleisch, zwei Kartoffeln und etwas Kohl. Auf dem anderen Teller lag eine Scheibe Brot und ein Zitronenkäsekuchen.

»Ich habe Ihnen die Flasche Wermut und den Siphon gebracht, worum Sie gebeten haben«, sagte die Wirtin. Diese hier hatte hervorstehende Augen, dunkle Kügelchen in einem länglichen, rosigen Gesicht, wie eine Garnele. »Na, Sie schreiben aber eine Menge Briefe.« »Ja«, sagte ich. Ich hielt die Hand über das Blatt Papier, auf dem ich gerade schrieb. »Sie arbeiten fleißig.« Ich gab keine Antwort, und sie stand eine Weile da und schaute mich an. »Geht es Ihnen heute besser?« sagte sie. »Hatten Sie vielleicht Grippe?« »Ja«, sagte ich.

Sie ging. Sie war genau wie unsere Wirtin in Eastbourne. War es Eastbourne? Und die Form der Fleischscheiben war die gleiche, und die Art, wie der Kohl auf dem Teller lag, war die gleiche, und alle Häuser draußen auf der Straße waren die gleichen – sie sahen alle gleich aus, alle scheußlich zusammengequetscht in einer Reihe – und die Straßen nach Norden, Osten, Süden, Westen, alle waren sie gleich.

Ich hatte keinen Hunger, aber ich goß mir ein Glas Wermut ein und trank es ohne Soda und schrieb weiter. Über das ganze Bett lagen Blätter Papier verstreut.

Nach einer Weile strich ich alles durch und begann von neuem, schrieb sehr schnell, wie man's eben tut, wenn man schreibt ›Das kannst Du doch unmöglich tun Du weißt einfach nicht was Du tust wenn ich ein Hund wäre würdest Du das nicht tun ich hebe Dich ich liebe Dich ich liebe Dich aber Du bist nur ein verdammter Lump wie alle ändern wie alle ändern – mein lieber Walter ich habe Bücher darüber gelesen und weiß ganz genau was Du

denkst aber Du irrst Dich denn erinnerst Du Dich nicht
Du hast immer Witze gemacht denn jedesmal wenn Du
mir die Hand aufs Herz gelegt hast hat es einen Sprung
gemacht das kannst Du doch nicht verlangen Du kannst
alles andere verlangen aber nicht das es ist das einzige
was Du nicht verlangen kannst um eines möchte ich Dich
bitten nur noch einmal möchte ich Dich sehen hör zu es
muß nicht sehr lange sein es braucht nur für eine Stunde
zu sein also gut nicht eine Stunde dann eine halbe Stun-
de...< Und immer so weiter, und die Blätter über das
ganze Bett verstreut.

Der Wasserkrug hat einen Sprung. Ich dachte: »Ich
wette, sie wird sagen, ich war es, und läßt mich dafür
zahlen.«

Das Zimmer ging nach hinten hinaus, so daß kein
Straßenlärm zu hören war, aber manchmal hörte man
Katzen zanken oder sich lieben und morgens Stimmen
draußen auf dem Flur: »Sie sagt, sie ist krank... Was hat
sie bloß?... Sie sagt, sie hat Grippe... Sie sagt...«

Die ganze Zeit ließ ich die Vorhänge zugezogen. Das
Fenster war wie eine Falle. Wenn man es öffnen oder
schließen wollte, mußte man jemanden zu Hilfe rufen.
Der Kaminsims war mit China-Nippes vollgestellt –mit
Hunden verschiedener Rasse, einem Schwein, einem
Schwan, einer Geisha mit Kimono und bunter Schärpe
und einer kleinen nackten Frau, die auf dem Bauch lag
und eine Feder im Haar hatte. Nach einer Weile fing ich
an zu singen:

*»Blase Ringe, Ringe . Feine Ringe in die Luft; Und laß
dich treiben, treiben – ein bißchen – fort von Kummer
und Leid.«*

Das war eine Nummer, die ich in einem Variete in
Glasgow gesehen hatte, wo ich mit meiner Karte in die

Nachmittagsvorstellung hineindurfte. Die Sängerin war ein dralles Mädchen mit sehr lockigem, hellblondem Haar, aber darunter hatte sie ein langes, dämliches Gesicht. Sie bekam sehr viel Applaus.

»*Und laß dich treiben, treiben*

Heere weit fort von Kummer und Leid.«

›Heere‹ geht nicht. ›Meere‹ vielleicht. ›Meere weit fort von Kummer und Leid.‹ Aber es ist das Meer, dachte ich. Das Karibische Meer. ›Die Eingeborenen der Insel, die Kariben, waren ein kriegerischer Stamm, und ihr Widerstand gegen die Herrschaft der Weißen war zwar unkoordiniert, aber erbittert. Noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts überfielen sie eine Nachbarinsel unter britischer Herrschaft, überwältigten die Garnison und nahmen den Gouverneur, seine Frau und drei Kinder gefangen. Heute sind sie praktisch ausgerottet. Die wenigen hundert Überlebenden gehen keine Mischehen mit den Negern ein. Ihr Reservat am Nordende der Insel ist als das Karibenviertel bekannt‹ Früher hatten sie einen König. Mopo hieß er. Auf Mopo, den König der Kariben! Aber heute sind sie praktisch ausgerottet. ›Meere weit fort von Kummer und Leid...‹

Ich aß den Zitronenkäsekuchen und fing das Lied wieder von vorn an. Jemand klopfte. Ich rief: »Herein!«

Es war die Frau, die das Zimmer über mir hatte. Sie war klein und dick. Sie trug eine weiße Seidenbluse und einen dunklen, fleckigen Rock und schwarze Strümpfe und Lackschuhe und einen schmutzigen Unterrock, der unter ihrer Bluse vorschaute. Sie hatte ein langes Gesicht und einen langen Rumpf und kurze Beine, wie eine Frau sie angeblich haben soll. (Und wenn sie sie hat, dann zum Teufel mit ihr, weil sie eine Frau ist, und wenn sie sie nicht hat, dann auch zum Teufel mit ihr, weil sie

wahrscheinlich keine Frau ist.) Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen, und ihr Haar sah staubig aus. Sie war ungefähr vierzig, aber ihre Bewegungen waren sehr flink. Sie sah so aus wie die meisten anderen Leute auch, und das ist ein großer Vorteil. Eine Ameise, genauso wie alle anderen Ameisen; nicht die Art Ameise, die einen überlangen Kopf oder einen unförmigen Körper oder etwas Derartiges hat. Sie war wie all die Frauen, die man ansieht und die einem nicht auffallen, außer daß sie so kurze Beine hatte und daß ihr Haar so staubig war.

»Hallo«, sagte sie. »Darf ich einfach mal so bei Ihnen reinplatzen? Mrs. Flower hat mir gesagt, hier wohne eine kranke junge Dame. Geht es Ihnen nicht gut?« fragte sie mit forschendem Blick. »Nein, mir fehlt nichts. Es geht mir schon besser. Ich hatte Grippe«, sagte ich. »Ich bringe Ihr Tablett nach draußen. Sie lassen es sonst bis Mitternacht hier stehen. Schlampig, das sind sie. Ich bin gelehrte Krankenschwester, und das geht mir auf die Nerven – diese ganze Schlamperei.«

Sie brachte das Tablett nach draußen und kam zurück.

Ich sagte: »Vielen Dank. Es geht mir schon besser. Ich will gerade aufstehen.«

Dann sagte ich: »Nein, gehen Sie nicht. Bitte bleiben Sie doch.« Denn schließlich war sie ein menschliches Wesen.

Ich stand auf und zog mich an, und sie saß mit hochgezogenem Rock neben dem Feuer, so daß ihre kurzen, drallen, wohlgeformten Beine nahe an den Flammen waren, und schaute zu. Ihre Augen waren schlauer als alles übrige an ihr. Wenn sie sie halb schloß, merkte man, sie wußte, daß sie ihre eigene Schläue hatte, mit der sie immer durchkäme und die für sie ausreichte. Es entwickeln sich Fühler, wenn Fühler gebraucht werden, und

Krallen, wenn Krallen gebraucht werden, und Schlauheit, wenn Schlauheit gebraucht wird...

Ich nahm alle Blätter Papier vom Bett und verbrannte sie.

»Wissen Sie, manchmal bringt man keinen Brief zu stande«, sagte ich. »Ich hasse Briefe«, sagte die Frau. »Ich hasse es, welche zu schreiben, und hasse es, welche zu bekommen. Wenn ich niemanden sehe, brauche ich mich nicht zu ärgern. Mein Gott, haben Sie aber einen hübschen Pelzmantel... Es ist ein schrecklicher Tag. Wenn Sie krank gewesen sind und einen Spaziergang machen wollen, dann ist das wirklich nicht der richtige Tag dafür. Kommen Sie doch mit mir in das Kino in der Camden Town High Street, es sind nur fünf Minuten zu Fuß. Ein Mädchen, das ich kenne, war Statistin bei dem Film, der dort läuft. Ich bin neugierig, wie sie aussieht.« Die ganze Zeit starrte sie auf meinen Mantel.

»Ich heiße Matthews«, sagte sie. »Ethel Matthews.«

Gerade als wir ins Kino kamen, gingen die Lichter aus, und auf der Leinwand blitzte die Schrift auf: ›Drei-Finger-Kate, 5. Episode. Lady Chichesters Halsband.‹

Ekelhaft süßlich begann das Klavier zu spielen. Nie mehr, nie, nie wieder, nie. Durch Höhlen abgrundtief hinab ins ewig sonnenlose Meer...

Das Kino roch nach armen Leuten, und auf der Leinwand spazierten vornehme Damen und Herren bemüht lächelnd in Abendkleidung herum.

»Da!« sagte Ethel und stieß mich mit dem Ellenbogen an. »Sehen Sie das Mädchen da – das mit dem Band im Haar? Die kenne ich; das ist meine Freundin. Sehen Sie sie? Mein Gott, ist sie nicht phantastisch? Mein Gott, wie toll!«

»Ruhe da!« sagte jemand.

»Selber Ruhe!« sagte Ethel.

Ich machte die Augen auf. Auf der Leinwand richtete ein hübsches Mädchen einen Revolver auf eine Gruppe von Gästen. Mit entsetzten Gesichtern und erhobenen Armen wichen sie zurück. Die Lippen des hübschen Mädchens bewegten sich. Die dicke Gastgeberin löste ihre Halskette aus riesigen Perlen und fiel ohnmächtig in die Arme eines Lakaien. Das hübsche Mädchen hielt den Revolver so, daß das Publikum sehen konnte, daß ihr zwei Finger fehlten, und ging rückwärts auf die Tür zu. Ihre Lippen bewegten sich wieder. Man konnte sehen, was sie sagte. ›Laßt sie oben...‹ Als die Polizei kam, klatschten alle. Als Drei-Finger-Kate gefaßt wurde, klatschten alle noch lauter.

»Verdammte Idioten«, sagte ich. »Sind das nicht verdammte Idioten? Finden Sie sie nicht schrecklich? Sie klatschen immer an den falschen Stellen und lachen immer an den falschen Stellen.«

›Drei-Finger-Kate, 6. Episode‹, stand auf der Leinwand. ›Fünf Jahre Zuchthaus. Am nächsten Montag.‹ Dann kam ein langer italienischer Film über die Kaiserin Theodora mit dem Titel ›Die tanzende Kaiserin‹. Als er vorbei war, sagte ich: »Kommen Sie, gehen wir. Ich möchte nicht länger bleiben, und Sie?«

Es war sechs Uhr, und als wir auf der Camden Town High Street standen, war es schon ganz dunkel. ›Hier gibt es sowieso keinen großen Unterschied zwischen Tag und Nachts dachte ich. Es hatte zu regnen aufgehört. Das Pflaster sah aus, als sei es mit schwarzem Fett eingerieben. Ethel sagte: »Haben Sie das Mädchen gesehen – das die Drei-Finger-Kate gespielt hat? Ist Ihnen ihr Haar aufgefallen? Ich meine, sind Ihnen die Locken aufgefallen, die sie hinten hatte?«

Ich dachte: »Ich bin neunzehn, und ich muß weiterleben und leben und leben.«

»Also«, sagte sie, »das Mädchen, das die Drei-Finger-Kate gespielt hat, war eine Ausländerin. Meine Freundin, die mitgespielt hat, hat es mir erzählt. Hätten sie für die Rolle kein englisches Mädchen nehmen können?« »So, sie war Ausländerin?« sagte ich. »Ja. Hätten sie kein englisches Mädchen für die Rolle nehmen können? Es ist doch bloß, weil sie diese glatte, schmierige Art hatte, wie Ausländerinnen sie haben. Und sie hat sich rote Locken auf ihr schwarzes Haar gesteckt, und es war ihr pieegal. Ihr eigenes Haar war kurz und schwarz, verstehen Sie? Und sie ging einfach hin und steckte sich rote Locken an. Ein englisches Mädchen hätte das nicht gemacht. Hinter ihrem Rücken haben alle über sie gelacht, hat mir meine Freundin erzählt.« »Mir ist es nicht aufgefallen«, sagte ich. »Ich fand sie sehr hübsch.« »Die Sache ist, daß Rot auf Photographien schwarz wird, wissen Sie? Jedenfalls haben hinter ihrem Rücken alle die ganze Zeit über sie gelacht. Also, ein englisches Mädchen hätte das nicht gemacht. Ein englisches Mädchen hätte mehr auf sich gehalten und sich nicht hinter dem Rücken von allen auslachen lassen.«

Sie zog ihren Türschlüssel heraus und sagte: »Kommen Sie doch auf einen Sprung mit zu mir.«

Ihr Zimmer sah genau wie meines aus, nur war ihre Tapete nicht braun, sondern grün. Sie legte Kohlen aufs Feuer und setzte sich und zog ihren Rock hoch. Auch ihre Füße waren kurz und dick.

Sie sagte: »Hören Sie, Kleine, was ist los mit Ihnen? Sind Sie in Schwierigkeiten? Bekommen Sie ein Baby, oder was ist? Denn wenn es so ist, könnten Sie es mir ruhig sagen, und ich wäre vielleicht in der Lage, Ihnen zu

helfen. Man weiß nie. Nun?«

»Nein«, sagte ich. »Ich bekomme kein Baby. Was für ein Gedanke!«

»Was haben Sie denn dann?« fragte Ethel. »Was quält Sie, daß Sie so ein niedergeschlagenes Gesicht machen?«

»Ich bin nicht niedergeschlagen«, sagte ich. »Es ist nichts, aber ich würde gerne etwas trinken.«

Ethel sagte: »Wenn es weiter nichts ist...«

Sie ging zum Schrank, nahm eine Ginflasche und zwei Gläser heraus und goß uns ein. Ich rührte mein Glas nicht an, weil mir beim Geruch von Gin immer übel wird und weil meine Augen sich so riesig in meinem Kopf anfühlten und sich drehten wie Räder. Wer hat gesagt: >O Herr, mach mich sehend<? Ich würde eher sagen: >O Herr, laß mich blind bleiben<.

»Ich hasse die Männer«, sagte Ethel. »Die Männer sind Teufel, stimmt's nicht? Aber ich schere mich natürlich einen Dreck um sie. Warum sollte ich auch? Ich kann mir mein Geld selbst verdienen. Ich bin Masseuse – schwedische Masseuse. Und wahlgemerkt, wenn ich sage, ich bin Masseuse, dann meine ich es nicht wie einige von diesen dreckigen Ausländern. Haben Sie etwa nichts gegen Ausländer?«

»Also«, sagte ich, »eigentlich nicht; aber wissen Sie, ich kenne auch nicht viele.«

»Was?« sagte Ethel und schaute mich überrascht und mißtrauisch an, »Sie haben nichts gegen sie?«

Sie nahm noch einen Schluck. »Natürlich kenne ich auch ein paar Mädchen, die sie mögen. Ich kannte einmal ein Mädchen, das in einen Italiener verknallt war, sie war ganz verrückt nach ihm. Sie sagte, sie käme sich wichtig vor, wenn er ihr den Hof machte. Ich bitte Sie! Und Sie hätten sie hören sollen – es war so verdammt komisch. Ist

Ihr Freund Ausländer?«

»Nein«, sagte ich. »Oh nein. Nein.«

»Aber«, sagte Ethel, »machen Sie doch nicht so ein Gesicht, als wenn, wie man sagt, Gott Sie haßt und Ihr Kopf falsch sitzt.«

»Wie Mau die«, sagte ich. »Meine Freundin auf Tournee. Sie sagte immer: ›Ich fühle mich, als haßte mich Gott und mein Kopf säße falsch.‹«

»Ach, ich verstehe«, sagte Ethel, »Sie sind vom Theater.«

»Das ist lange her«, sagte ich.

Sie sagte: »Jedenfalls haben Sie da einen wunderschönen Mantel.«

Sie betastete meinen Mantel. Ihre kleinen Hände mit den kurzen, dicken Fingern betasteten ihn; und er... ›Vielleicht zitterst du jetzt nicht mehr so sehr‹, hatte er gesagt.

»Ich wette, wenn Sie den Mantel zu Attenborough brächten, gäbe man Ihnen fünfundzwanzig Pfund dafür. Also vielleicht gäben sie Ihnen nicht fünfundzwanzig, aber ich wette, Sie bekämen zwanzig. Das heißt, er kostet in Wirklichkeit...«

Sie fing an zu kichern. »Die Leute sind solche ver-dammt Narren«, sagte sie. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum Sie in einem Zimmer in Camden Town wohnen, wo Sie doch so einen Mantel haben.«

Ich trank den Gin, und kaum hatte ich ihn getrunken, kam mir alles ziemlich komisch vor.

»Nun, warum wohnen *Sie* dann hier?« fragte ich, »wenn Sie es hier so schrecklich finden?«

»Oh, ich muß nicht hier sein«, sagte sie hochnäsig. »Ich habe eine Wohnung. Ich habe eine Wohnung in der Bird Street. Sie wissen schon – gleich bei der Oxford

Street, hinter Selfridges. Ich bin nur hier, weil sie gerade renoviert wird.«

»Also, ich muß auch nicht hier sein«, sagte ich. »Ich kann soviel Geld haben, wie ich will und wann ich will.« Ich räkelte mich und schaute auf meinen vergrößerten Schatten an der Wand, der sich ebenfalls räkelte.

Sie sagte: »Das glaube ich gern – ein so hübsches Mädchen wie Sie. Und noch unter zwanzig, würde ich sagen. In meiner Wohnung ist noch ein Schlafzimmer frei. Warum kommen Sie nicht mit und wohnen eine Zeitlang bei mir? Ich suche gerade jemanden, der mit mir Halbpart macht. Eigentlich habe ich es einer Freundin beinahe schon fest versprochen. Sie will fünfundzwanzig Pfund reinstecken und Maniküre machen, und wir ziehen ein kleines Geschäft auf.«

»Achja?« sagte ich.

»Na ja, unter uns gesagt, mir ist es egal, wenn es mit ihr nichts wird. Sie ist eine, die ihre Nase überall reinstecken muß. Warum überlegen Sie es sich nicht? Ich habe noch ein hübsches Zimmer frei.«

»Aber ich habe keine fünfundzwanzig Pfund«, sagte ich.

Sie sagte: »Für diesen Mantel bekämen Sie jederzeit zwanzig Pfund.«

»Ich möchte meinen Mantel nicht verkaufen«, sagte ich. »Und ich kann nicht maniküren.«

»Na schön, ist in Ordnung. Ich möchte Sie nicht überreden. Aber kommen Sie mal und sehen Sie sich das Zimmer an. Morgen ziehe ich hier aus. Ich schaue noch einmal kurz rein und gebe Ihnen meine Adresse.«

Ich sagte: »Ich bin ein bißchen müde. Ich glaube, ich gehe jetzt in mein Zimmer. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, sagte Ethel. Sie fing an, sich die Fesseln

zu reiben. »Ich schaue morgen bei Ihnen vorbei, wenn's recht ist.«

Ich ging in mein Zimmer hinunter, wo ich etwas Brot und Käse auf einem Tablett und ein Glas Milch vorfand. Ich war sehr müde. Ich blickte auf das Bett und dachte: immerhin etwas – ich kann schlafen. Ich werde schlafen wie tot.«

Es ist komisch, wenn man sich so fühlt, als wolle man das ganze Leben nichts anderes mehr als schlafen oder wenigstens daliegen, ohne sich zu rühren. Dann kann man hören, wie die Zeit an einem vorbeirauscht wie strömendes Wasser.

Mrs. Flower sagte: »Miss, würde es Ihnen etwas ausmachen, sich unten hinzusetzen, weil wir das Zimmer gründlich saubermachen möchten.«

»In Ordnung«, sagte ich. »Ich bin den ganzen Nachmittag nicht da.«

Ich stand auf, zog mich an, nahm die U-Bahn zur Tottenham Court Road und ging die Oxford Street entlang. Als ich am Hotel Richelieu vorbeiging, kam gerade ein Mädchen in einem Grauwerkmantel auf die Straße. Zwei Männer waren bei ihr.

»Hallo«, sagte sie. Ich sah sie an und sagte: »Hallo, Laurie?«

»Machst Du gerade einen Bummel, Anna?« sagte sie mit einer Stimme, die rauh wie die einer Krähe war.

Sie stellte mich den beiden Männern vor. Sie waren Amerikaner. Der Große hieß Carl – Carl Redman – und der andere Adler. Sie nannte ihn Joe. Er war der jüngere von beiden und sah sehr jüdisch aus. Ihm hätte man den Juden überall angesehen, aber bei Carl war ich mir nicht sicher.

»Wo kommst du denn hergeschneit?« fragte Laurie.

»Komm doch auf ein Glas mit hoch zu mir. Ich wohne gleich um die Ecke, in der Berners Street.«

»Nein«, sagte ich, »heute geht es nicht, Laurie.« Ich wollte mit niemandem reden. Ich fühlte mich zu sehr wie ein Gespenst.

»Ach, komm schon«, sagte sie. Sie packte mich am Arm.

Carl sagte: »Laune, versuche nicht, das Mädchen zu entführen. Wenn sie nicht mitkommen will, dann laß sie doch.« Er sprach ruhig, als sei er seiner selbst ganz sicher.

Sobald er das gesagt hatte, überlegte ich es mir anders. »In Ordnung«, sagte ich. »Ich hatte sowieso kein bestimmtes Ziel. Ich war nur krank und fühle mich noch ein bißchen elend.«

»Die Kleine und ich, wir sind letztes Jahr zusammen aufgetreten«, sagte Laurie. Sie begann zu lachen. »Mein Gott, das war eine Show, was? Aber ich habe damit nicht weitergemacht. Mir liegt das nicht. Ich kriegte eine Stelle in der Stadt, aber die Sache ging nicht sehr lange gut.«

Ihre Wohnung lag etwa auf der Hälfte der Berners Street im zweiten Stock. Wir gingen ins Wohnzimmer hinauf. In der Mitte war ein Tisch mit einem roten Tischtuch, und an der geblümten tapezierten Wand stand ein Sofa. Es roch überall nach ihrem Parfüm.

Sie goß jedem einen Whisky-Soda ein. Mit Carl und Joe ließ sich leicht reden. Man hatte nicht wie bei manchen Männern das Gefühl, sie würden hämischi grinsen, wenn man ihnen den Rücken drehte.

Nach einer Weile sagte Carl: »Dann bis heute abend um Viertel vor neun. Willst du deine Freundin mitbringen?«

»Möchtest du vielleicht mitkommen, Anna?« fragte

Laurie.

»Kommen Sie doch mit, wenn Sie möchten«, sagte Carl.

»Sie wohnen beide im Carlton«, erzählte mir Laurie. »Ich habe sie in Frankfurt kennengelernt. Und in Paris bin ich auch gewesen. Meine Liebe, ich bin ganz schön rumgekommen, das kann ich dir sagen.«

Sie hatte ihr Haar mit Henna gefärbt. Es war kurz, mit einem dichten Ponyschnitt. Es stand ihr. Aber auf ihren Lidern trug sie zu viel Blau. Zu viel ›Fertigmachen zum Ersten Akt‹, dachte ich. Sie erzählte weiter, wieviel Glück sie gehabt hatte und wie viele Männer mit Geld sie kannte und wieviel Spaß sie hatte.

»Weißt du«, sagte sie, »ich zahle nie selber, wenn ich essen gehe – nur ganz selten einmal. Diese zwei zum Beispiel – ich habe ihnen ganz beiläufig einfach so gesagt: ›Wenn ihr nach London kommt, gebt mir doch Bescheid. Ich werde euch ein bißchen herumführen‹, und wer sagt es, vor drei Wochen sind sie hier aufgekreuzt. Und ich habe sie herumgeführt, das kann ich dir sagen... Mit Männern komme ich gut aus. Ich kann mit ihnen machen, was ich will. Manchmal wundere ich mich selbst. Ich glaube, das ist so, weil sie merken, daß es mir wirklich Spaß macht und kein Bluff dabei ist. Aber was ist los mit dir? Du siehst nicht gut aus. Warum trinkst du nicht aus?«

Ich trank aus und merkte, daß ich weinte.

»Was hast du denn?« sagte Laurie. »Komm, laß den Kopf nicht hängen.«

Nach einer Weile sagte ich: »Es ist wegen einem Mann; ich war in ihn verknallt. Er bekam mich satt und ließ mich sitzen. Ich wollte, ich wäre tot.«

»Kriegst du etwa ein Kind?« sagte sie.

»Nein, nein.«

»Hat er dir Geld gegeben?«

»Natürlich«, sagte ich. »Und ich kann jederzeit noch mehr bekommen, wenn ich ihm schreibe. Ich schreibe ihm bald.« Das sagte ich, weil ich ihr nicht töricht vorkommen wollte, und so, als sei ich fix und fertig.

»Gut«, sagte Laurie, »aber an deiner Steife würde ich nicht zu lange warten – nicht allzu lange. Aber wenn es so ist, ist es ja nicht so schlecht. Es hätte viel schlimmer sein können.«

Ich sagte: »Es ist passiert, als ich gar nicht darauf gefaßt war, verstehst du – gerade, als ich nicht darauf gefaßt war. Er fuhr weg, und ich machte mir wahnsinnige Sorgen. Aber dann schrieb er mir. Wie gern er mich hätte und so weiter, und wie gern er mich sehen würde, und ich dachte, alles ist in Ordnung. Aber das stimmte nicht.«

»Es ist immer so«, sagte sie und sah auf den Tisch. »So machen sie es immer. Keine Ahnung, was das Ganze soll. Wenn du anfängst nachzudenken, ist die Antwort immer nur Essig. Essig, sonst gar nichts... Aber es hat keinen Zweck, sich zu grämen. Warum soll man einem Mann nachtrauern, der schon längst mit einer anderen im Bett liegt? Das ist Gefühlsduselei. So mußt du drüber denken.«

Sie trank noch einen Whisky und erzählte weiter, wie geschickt sie es ansteife und daß sie Geld auf die Seite bringe, und ihre Stimme paßte zum Geruch des Zimmers. »Die einen leben so, die anderen so«, dachte ich.

»Die Hälfte von allem, was ich kriege, bringe ich zur Bank«, sagte sie. »Selbst wenn ich mich deswegen einschränken muß, die Hälfte, von dem, was ich bekomme, bring' ich zur Bank, und einen besseren Freund gibt es nicht... Mach dir nichts draus, du bist ein gutes Mäd-

chen; es wird schon werden. Komm, laß dir erst mal die Wohnung zeigen.«

Ihr Schlafzimmer war klein und sehr ordentlich. Photographien oder Bilder gab es nicht. Dafür ein riesiges Bett, und auf dem Frisiertisch lag ein langer Zopf.

»Den habe ich aufbewahrt«, sagte sie. Manchmal stecke ich ihn an, wenn ich Nachthemden trage. Im Pyjama bleibe ich natürlich bei meinen kurzen Haaren. Warum läßt du dir die Haare nicht schneiden? Das solltest du; es würde dir stehen. Viele Mädchen in Paris lassen sich die Haare kurz schneiden, und ich wette, hier machen sie es auch früher oder später. Und falsche Wimpern, meine Liebe, ellenlang – du solltest sie sehen. Die wissen, wo es lang geht, das kann ich dir sagen. Kommst du heute abend? Möchtest du das gerne? Du würdest bestimmt gut mit Carl auskommen, denn du siehst wahnsinnig jung aus, und er mag Mädchen, die jung aussehen. Aber er ist ein komischer Kauz. Eigentlich liegt ihm nur am Spielen. Er hat eine Spielbank in der Clarges Street ausfindig gemacht. Neulich hat er mich mitgenommen – ich habe fast zwanzig Pfund gewonnen. Er hat eine Firma in Buenos Aires. Joe ist sein Sekretär.«

Ich sagte: »In diesem Kleid kann ich nicht kommen. Es ist unter dem Arm zerrissen und furchtbar zerknittert. Hast du es nicht gemerkt? Deshalb habe ich den Mantel anbehalten. Es ist passiert, als ich es das letzte Mal auszog.« Ich hatte mein schwarzes Samtkleid an.

»Ich leihe dir ein Kleid«, sagte sie.

Sie setzte sich aufs Bett und gähnte. »Komm, tu mir doch die Liebe. Ich lege mich ein bißchen aufs Ohr. Im anderen Schlafzimmer ist eine Gasheizung, wenn du dich hinlegen möchtest.«

»Ich würde gerne baden«, sagte ich. »Geht das?«

»Ma«, rief sie, »laß für Miss Morgan ein Bad ein.«

Es kam keine Antwort.

»Was ist denn los mit ihr?«

Wir gingen in die Küche. Eine alte Frau saß am Tisch und schlief, den Kopf in den Armen.

»Das macht sie immer«, sagte Laurie. »Sie schläft sich immer bei mir aus. Ich würde die alte Schlampe morgen feuern, aber ich weiß genau, eine andere Stelle findet sie nicht.« Sachte berührte sie die Alte an der Schulter. »Komm schon, Ma, wach auf. Laß ein Bad einlaufen und mach uns Tee. Und beeil dich ausnahmsweise mal, um Himmels willen.«

Das Fenster des Badezimmers stand offen, und die milde, feuchte Luft von draußen wehte mir ins Gesicht. Auf einem Stuhl lag ein weißer Bademantel. Hinterher zog ich ihn an und legte mich hin, und die Alte brachte mir Tee. Ich fühlte mich völlig ausgeleert und friedlich – wie wenn man Kopfweh gehabt hat, und es hört eine Weile auf, und man weiß genau, gleich fängt es wieder an, doch einen Augenblick lang hat es aufgehört.

Wir trafen Carl und Joe bei Oddenino. Melville Gideon war am Klavier; er sang ziemlich gut.

Carl sprach mit dem Ober lange darüber, was er uns empfehlen könne, ehe er die Bestellung aufgab. Zu trinken gab es Chateau Yquem.

Als wir gegessen hatten und beim Likör waren, schien Laurie ein bißchen beschwipst zu sein.

Sie sagte: »Na, Carl, was hältst von meiner kleinen Freundin? Habe ich nicht ein nettes Mädchen für dich aufgetrieben?«

»Ganz reizend«, sagte Carl höflich.

»Ich mag es nicht, wie sich die englischen Mädchen anziehen«, sagte Joe. »Amerikanische Mädchen ziehen

sich anders an. Mir gefällt besser, wie sie sich anziehen.«

»Na, na«, sagte Laurie, »nun reicht's aber. Übrigens hat sie ein Kleid von mir an, wenn du es wissen willst.«

»Ach«, sagte Carl, »dann ist es was anderes.«

»Gefällt dir das Kleid nicht, Carl, «was hast du daran auszusetzen?«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte Carl. »Es ist ja auch nicht so wichtig.«

Er legte seine Hand auf meine und lächelte. Er hatte sehr schöne Zahns. Seine Nase sah aus, als habe er sie sich einmal gebrochen.

»Passen Sie doch auf, Sie Rindvieh, gießen Sie nicht daneben«, herrschte Laurie den Ober an, der ihr Likör nachschenkte.

Joe wurde still und sah verlegen aus.

»Und die Rechnung«, sagte Carl.

»Ja, l'addition, l'addition«, rief Laurie. »Von jeder Sprache in Europa kann ich ein paar Brocken – sogar Polnisch. Soll ich meinen Satz auf Polnisch sagen?«

»Die Frau vom Tisch nebenan sieht dich ganz seltsam an«, sagte Joe.

»Aha, die Frau!« sagte Laurie. »Sie sieht mich an. Guck doch, du hübsches Ding, guck nur her! Und sie ist doch auch ein hübsches Ding, oder? Mein Gott, sie hat ein Gesicht wie eine alte Henne. Der sag' ich gleich meinen Satz auf Polnisch.«

»Laß das lieber, Laurie«, sagte Carl.

»Warum denn?« sagte Laurie. »Was für ein Recht hat eine Frau mit einem Gesicht wie eine Henne – und mit einem Hintern wie eine Henne –, mich so anzusehen?«

Joe fing an zu lachen. Er sagte: »Oh, ihr Frauen. Ihr liebt euch gegenseitig, was?«

»Das ist eine originelle Bemerkung«, sagte Carl. »Wir

sind alle gerade sehr originell.«

»Reden Sie eigentlich nie etwas?« fragte er mich.
»Was denken Sie über die Dame am Nachbartisch? Sie sieht doch wirklich nicht so aus, als liebe sie uns.«

Ich sagte: »Ich finde sie zum Fürchten«, und alle lachten.

Aber ich fand es wirklich zum Fürchten – wie sie einen ansehen. So, daß man genau weiß, sie würden einen lebendig verbrennen sehen, ohne auch nur den Kopf wegzudrehen; so, daß man weiß, sie würden einem zusehen, wie man verbrennt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Ihre glasigen Augen, die nichts so deutlich ausdrücken wie ihren Haß. Es sei denn, die geheime Hoffnung, daß man dich lebendig verbrennt und foltert und sie dabei zuschauen können. Und langsam, ganz langsam spürst du, daß du ihren Haß erwiderst ...

»Zum Fürchten?« sagte Laurie. »Sie macht mir keine Angst. Mir macht so schnell niemand Angst. Ich habe gesundes, starkes Bauernblut.«

»Das ist das erste Mal, daß ich ein englisches Mädchen mit ihrem Bauernblut prahlen höre«, sagte Joe. »Normalerweise versuchen sie, einem weiszumachen, sie stammten vom Wilhelm dem Eroberer oder was weiß ich ab.«

»Es gibt eben nur eine Laurie«, sagte Carl.

»Das stimmt«, sagte Laurie, »und wenn ich tot bin, gibt's keine zweite.«

Die ganze Zeit überlegte ich, ob ich laufen könnte, ohne zu schwanken, wenn wir aufstünden. ›Du mußt ganz normal aussehen‹, sagte ich mir.

Wir verließen das Restaurant.

Ich sagte: »Einen Augenblick, bitte.«

»Durch den Vorhang«, sagte Laurie.

Ich blieb lange in der Damentoilette. Dort war ein Stuhl, und ich setzte mich drauf. Die Melodie von Robert E. Lee ging mir im Kopf herum.

Nach einer Weile sagte die Frau: »Ist Ihnen nicht gut, Miss?«

»Doch«, sagte ich »es geht schon, danke.« Ich legte einen Schilling in den Teller auf dem Tisch und ging.

»Wir dachten schon, du wärst ertrunken«, sagte Laurie.

Im Taxi fragte ich: »Habe ich betrunken ausgesehen, als wir gingen?«

»Natürlich nicht«, sagte Joe. Er saß zwischen Laurie und mir und hielt Händchen mit uns beiden.

»Aber wo ist Carl?« sagte ich.

Laurie sagte: »Wo, gibt das Echo zur Antwort.«

»Carl hat mich gebeten, Ihnen gute Nacht zu sagen und ihn zu entschuldigen«, sagte Joe. »Aber er hat einen sehr dringenden Anruf bekommen. Er mußte ins Hotel zurück.«

»Zurück ins Hotel – wer's glaubt, wird selig«, sagte Laurie. »Ich weiß, wo er hingegangen ist. In die Clarges Street. Aber ich finde es keine Art, sich so aus dem Staub zu machen. Es ist wirklich ein bißchen ungezogen.«

»Ach, du weißt doch, wie Carl ist«, sagte Joe. »Im übrigen hast du doch mich. Worüber beschwerst du dich?«

»Einverstanden?« fragte Joe. Wir stiegen aus dem Taxi. Laurie hakte sich bei mir ein, und wir gingen ins Hotel. Es roch nach Küche, und auf einem verstaubten Fußabtreter stand in schwarzen Buchstaben RITZ-PLAZA. Ein dicker Mann kam auf uns zu. Joe sprach mit ihm auf deutsch. Er sagte etwas, und dann sagte der Mann etwas.

Joe sagte: »Ein Zimmer will er uns nicht geben, also habe ich zwei genommen.«

»Hierentlang, bitte«, sagte der Mann.

Wir folgten ihm nach oben in ein großes Schlafzimmer. Es war dunkelbraun tapeziert, und im Kamin war Holz aufgeschichtet. Der Mann nahm eine Streichholzschachtel aus der Tasche und zündete es an.

Der Kamin war sehr hoch und schwarz gestrichen. Auf ihm standen zwei riesige dunkelblaue Vasen und eine Uhr, die zehn Minuten nach drei stehengeblieben war.

»Mein Gott«, sagte Joe, »es ist ja richtig düster hier.«

»Niederdrückend«, sagte Laurie. »Das meinst du doch wohl – niederdrückend. Es ist in Ordnung. Wenn das Feuer erst richtig brennt, wird's ganz anders aussehen.«

»Sie kennt aber eine Menge lange Wörter, was?« sagte Joe.

»Langwort ist mein zweiter Vorname«, sagte Laurie.

Der Mann stand immer noch da und lächelte.

»Was möchtest du trinken, Laurie?« fragte Joe.

»Für mich nur Whisky-Soda«, sagte Laurie. »Für den Rest des Abends bleibe ich bei Whisky-Soda, und auch das in Maßen.«

»Also eine Flasche Black and White«, sagte Joe, »und Soda.«

Der Mann ging.

»Das ist ja spartanisch«, sagte Joe. »Ihr macht euch wohl nichts aus Firlefanz in dieser Stadt?« Dann sprach er über die Londoner Friseurgeschäfte. Er sagte, sie seien ungemütlich, sie verstünden es nicht, es den Leuten gemütlich zu machen.

Der Mann klopfte und brachte den Whisky.

»Ach, komm«, sagte Laurie. »London ist nicht übel. Wenn man sich daran gewöhnt hat, hat es einen gewissen finsternen Reiz, wie ein Bekannter von mir gesagt hat.«

»Mit dem ›finster‹ hat er recht«, sagte Joe.

Laurie fing an, *Mondscheinbucht* zu singen.

»Du hast mir's Herz gestohlen, Drum geh nicht fort.«

Ich sagte: »Ich möchte einen Whisky-Soda. Warum übergeht ihr mich?«

Ich trank das Glas bis zur Hälfte, dann wurde mir sehr schwindlig. Ich sagte: »Ich muß mich hinlegen. Mir ist so verdammt schwindlig.«

Ich legte mich hin. Solange ich die Augen offen ließ, war es nicht so schlimm.

Laurie sagte: »Da solltest du aber das Kleid ausziehen. Du zerknitterst es ja bloß.«

»Das wäre schade«, sagte ich.

Es war ein rosa Kleid, das hier und da mit Silberfransen besetzt war.

Sie kam und half mir beim Ausziehen. Sie wirkte riesig, und ihr Gesicht monströs. Ich konnte alle Falten sehen und den Puder, der die Falten überdecken sollte, und wo ihr Lippenstift aufhörte und ihre Lippen anfingen. Es sah aus wie ein Clownsgesicht, so daß ich fast lachen mußte. Sie war hübsch, aber ihre Hände waren klein und fett mit breiten, flachen, sehr roten Fingernägeln.

Joe zündete sich eine Zigarette an, schlug die Beine übereinander und schaute uns zu. Er saß da wie jemand im Parkett, der darauf wartet, daß der Vorhang aufgeht. Wenn es vorbei wäre, würde er klatschen und sagen: ›Das war fabelhaft‹, oder zischen und sagen: ›Das war miserabel‹ – je nachdem.

»Mir ist furchtbar übel«, sagte ich. »Ich muß einen Augenblick ganz ruhig liegen.«

»Ach, laß dich nicht so gehen«, sagte Laurie. »Reiß dich zusammen.«

»Nur einen Augenblick«, sagte ich.

Mir war sehr kalt. Ich zog mir die Daunendecke über die Schultern und machte die Augen zu. Das Bett versank

unter mir. Ich machte sie wieder auf.

Sie saßen am Feuer und lachten. Auch ihre schwarzen Schatten an der Wand lachten.

»Wie alt ist sie?« fragte Joe.

»Sie ist noch ein Kind«, sagte Laurie. Sie hustete und sagte dann: »Sie ist noch keine siebzehn.«

»Ja – plus die übrigen«, sagte Joe.

»Gut, aber auf jeden Fall ist sie keinen Tag älter als neunzehn«, sagte Laurie. »Wo siehst du Runzeln? Gefällt sie dir nicht?«

»Sie ist in Ordnung«, sagte Joe, »aber mir gefiel die andere Kleine – die dunkle.«

»Wer? Renee?« sagte Laurie. »Ich weiß nicht, wo sie abgeblieben ist. Ich habe sie seit dem Abend nicht mehr gesehen.«

Joe kam herüber zum Bett. Er nahm meine Hand und streichelte sie.

Ich sagte: »Ich weiß, was Sie sagen werden. Sie werden sagen, sie ist kalt und klamm. Das kommt, weil ich in Westindien geboren wurde, ich bin immer so.«

»Ach, in Westindien?« sagte Joe. Er setzte sich aufs Bett. »Kenn' ich, kenn' ich. Trinidad, Kuba, Jamaika ich habe Jahre dort verbracht.« Er zwinkerte Laurie zu.

»Nein«, sagte ich, »es war eine kleine Insel.«

»Aber die kleinen kenne ich«, sagte Joe. »Die kleinen, die großen, ich kenne sie alle.«

»Ja, wirklich?« sagte ich und setzte mich auf.

»Ja, natürlich«, sagte Joe. Wieder blinzelte er Laurie zu. »Ich habe auch deinen Vater gekannt – wir waren gute Kumpel. Der alte Taffy Morgan. Er war ein feiner alter Kerl und hat auch gern einen gehoben.«

»Sie lügen«, sagte ich. »Sie haben meinen Vater nicht gekannt. Denn mein wirklicher Name ist gar nicht Mor-

gan, und meinen wirklichen Namen werde ich Ihnen niemals sagen, und ich wurde in Manchester geboren, und ich werde Ihnen nie etwas über mich erzählen, was wirklich stimmt. Alles, was ich Ihnen über mich erzähle, ist gelogen, jetzt wissen Sie's.«

Er sagte: »Also, er hieß nicht Taffy? Dann vielleicht Patrick?«

»Ach, gehen Sie zum Teufel!« sagte ich. »Und verschwinden Sie hier vom Bett. Sie fallen mir auf die Nerven.«

»He«, sagte Laurie, »was ist denn mit dir los? Bist du besoffen oder was?«

»Ich habe nur Spaß gemacht«, sagte Joe. »Ich wollte Sie nicht verletzen, Kleines.«

Ich stand auf. Mir war immer noch sehr schwindlig.

»Also«, sagte Laurie, »was ist jetzt los?«

»Ihr fällt mir beide auf die Nerven, wenn du's wissen willst«, sagte ich. »Wenn ihr euch sehen könntet, wenn ihr lacht, dann würdet ihr nicht so viel lachen.«

»Du bist ja wirklich eine feine Begleitung!« sagte Laurie. »Warum läßt du dich erst mitnehmen, wenn du dich dann so anstellst?«

Ich sagte: »Wo ist mein Kleid? Ich gehe nach Hause. Ich habe eure dämliche Party satt.«

»Das habe ich gerne«, sagte Laurie. »Wenn du glaubst, du kannst mit meinen Kleidern abhauen, dann hast du dich geschnitten.«

Das Kleid hing am Bettende. Ich ergriff es, aber sie ließ es nicht los. Wir zogen beide. Joe fing an zu lachen.

»Wenn du mein Kleid zerreißt«, sagte Laurie, »dann scheuere ich dir eine.«

Ich sagte: »Versuch's doch. Versuch es nur. Dann erlebst du die Überraschung deines Lebens.«

»Ach, laß sie doch, Laurie. Sie ist betrunken«, sagte Joe. »Leg dich hin und schlaf, Kleines. Morgen früh geht es dir wieder besser. Niemand will dir was tun.« »Hier lege ich mich nicht hin «, sagte ich.

»Auch gut«, sagte Joe und machte eine Bewegung mit dem Kinn. »Gegenüber ist ein Zimmer – genau gegenüber. Das kannst du nehmen.«

Laurie sagte gar nichts. Sie hatte das Kleid über dem Arm.

Joe stand auf und öffnete die Tür. Er sagte: »Bitte schön – das Zimmer genau gegenüber.«

»Und übergib dich nicht auf den Boden«, sagte Laune. »Am Ende des Ganges ist eine Toilette.«

»Du kannst mich mal«, sagte ich.

»Und du mich zehnmal«, sagte sie mechanisch. So wie zu Hause die Kinder, wenn der Katechismus abgefragt wurde. ›Wer hat dich geschaffen?‹ ›Gott hat mich geschaffen.‹ ›Warum hat Gott dich geschaffen?‹ Und so weiter.

Das andere Zimmer war viel kleiner. Es war nicht geheizt. Es steckte kein Schlüssel im Schloß. Ich legte mich hin.

Auf dem Bett lagen nur ein Laken und eine dünne Steppdecke. Es war so kalt, als wäre es auf der Straße.

Ich dachte: ›Was für eine Nacht! Mein Gott, was für eine idiotische Nacht!‹

An der Decke war ein Punkt. Ich betrachtete ihn, und es wurden zwei Punkte daraus. Die beiden Punkte bewegten sich sehr schnell auseinander. Als sie ungefähr sechs Zoll voneinander entfernt waren, blieben sie stehen und wurden größer. Zwei schwarze Augen starrten mich an. Ich starrte zurück. Dann mußte ich blinzeln, und das Ganze begann von neuem.

Joe stand neben dem Bett und sagte: »Sei mir nicht böse. Ich wollte dich nur foppen.«

»Ich bin nicht böse«, sagte ich, aber als er anfing, mich zu küssen, sagte ich: »Nicht doch.«

»Warum denn nicht?« sagte er.

»Ein andermal«, sagte ich. »Ca sera pour un autre soir.« (Ein Mädchen in einem Buch hatte das gesagt. Irgendein Mädchen in irgendeinem Buch. ›Ca sera pour un autre soir.‹)

Eine Zeitlang sagte er gar nichts, und dann sagte er: »Warum ziehst du mit Laurie herum? Weißt du denn nicht, daß sie eine Nutte ist?«

»Mein Gott«, sagte ich, »warum sollte sie keine Nutte sein? Das ist genauso gut wie alles andere, soweit ich sehe.«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte er. »Du bist verquer, wie man hier drüben sagt.«

»Mein Gott«, sagte ich, »laß mich in Ruhe, laß mich doch bitte in Ruhe.«

Etwas strömte mir aus dem Herzen in die Kehle und dann in die Augen.

Joe sagte: »Nicht doch, nicht weinen. Weißt du, Kleines, ich mag dich. Ich habe es zuerst nicht gedacht, aber es stimmt. Ich gehe und hole dir etwas zum Zudecken. Das Zimmer ist ja furchtbar kalt.«

»Ist Laurie böse?« sagte ich.

»Sie wird es verkraften«, sagte er.

Ich machte die Augen auf, und er deckte mich mit einer Daunendecke und mit meinem Mantel zu. Ich schlief wieder ein.

Jemand klopfte. Ich stand auf, und eine Kanne mit heißem Wasser stand vor der Tür. Ich goß es in die Schüssel und wusch mir das Gesicht. Während ich mich wusch,

kam Laurie mit dem Kleid über dem Arm herein.

Sie sagte: »Komm, gehen wir.«

Ich zog das Kleid an. Ich fand, ich sah schrecklich aus.

»Wo ist Joe?« fragte ich.

»Er ist schon weg«, sagte Laune. »Er ist vor einer halben Stunde gegangen. Was hast du dir vorgestellt – daß er Arm in Arm mit uns rausspazieren würde? Ich soll dir von ihm auf Wiedersehen sagen. Komm.«

Ich dachte: ›Was für eine Nacht! Mein Gott, was für eine Nacht!‹

Wir gingen auf die Straße. Alle Häuser schienen Hotels zu sein. Das Bellevue, das Welcome, das Cornwall, das Sandingham, das Berkeley, das Waverley... Die ganze Straße entlang. Und natürlich Geländer mit spitzen Eisenstäben. Es war ein schöner Tag. Der Dunst war blau statt grau.

Ein Polizist in unserer Nähe glotzte uns an. Er war ein großer Mann mit einem kleinen, rosigen Gesicht. Sein Helm wirkte riesig über seinem kleinen Gesicht.

Ich sagte: »Ich muß mit zu dir, um mir mein Kleid zu holen. Tut mir leid.«

»Na, ich hab ja nicht gesagt, du dürfstest nicht«, sagte Laurie. Sie hielt ein Taxi an. Als es abfuhr, sagte sie: »Schwein!«

»Meinst du mich?« fragte ich.

Sie sagte: »Sei nicht blöd. Ich meinte den verdammten Bobby.«

»Ich dachte, du hättest mich gemeint.« »Was du machst, interessiert mich nicht«, sagte Laurie. »Ich finde nur, daß du dich ein bißchen dämlich anstellst, das ist alles. Und ich glaube, daß du nie weiterkommst, weil du nicht weißt, wie du die Leute anpacken mußt. Sagen, daß du mit jemandem ausgehen willst, und dann im Suff für

nichts und wieder nichts Streit anfangen, das ist schließlich keine Art. Und übrigens siehst du immer wie weggetreten aus, und das mögen die Leute nicht. Aber das ist nicht mein Problem.«

Wir kamen in die Berners Street und gingen nach oben. Die alte Frau kam uns an der Tür entgegen.

»Soll ich Frühstück machen, Miss?«

»Ja«, sagte Laurie, »und laß ein Bad einlaufen und mach schnell.«

Ich stand auf dem Flur. Sie ging ins Schlafzimmer und kam mit meinem Kleid zurück.

»Hier ist dein Kleid«, sagte sie. »Und mach um Himmels willen nicht so ein Gesicht. Komm, iß was.«

Plötzlich gab sie mir einen Kuß.

»Na, komm schon«, sagte sie. »Ich bin wirklich eine gute alte Kuh. Du weißt, daß ich dich mag. Um die Wahrheit zu sagen, ich war gestern nacht auch ein bißchen besoffen. Von mir aus kannst du für den Rest deines Lebens Jungfrau bleiben; mir ist es egal. Was hat das mit mir zu tun?«

Fang bloß keinen Vortrag an«, sagte sie, »ich habe rasende Kopfschmerzen. Habe Erbarmen.«

Es war der erste schöne Tag seit Wochen. Die Alte legte im Wohnzimmer ein weißes Tischtuch auf, und die Sonne schien darauf. Dann ging sie in die Küche und tat Schinken in die Pfanne. Es roch nach dem Schinken, und im Bad hörte man das Wasser rauschen. Und sonst nichts. Ich hatte das Gefühl, mein Kopf sei leer.

Es war vier Uhr, als ich aus der Wohnung ging. Ich spazierte die Oxford Street entlang und dachte an mein Zimmer in Camden Town und daran, daß ich keine Lust hatte, dorthin zurückzukehren. In einem Schaufenster

hing ein schwarzes Samtkleid mit geschlitztem Rock, so daß man den hellen Strumpf sehen konnte. Darin konnte ein Mädchen hübsch aussehen, wie eine Puppe oder Blume. Ein anderes Kleid mit Pelz um den Hals erinnerte mich an eines, das Laune getragen hatte. In dem Pelz sah ihr Hals blaßgolden aus, sehr schlank und kräftig.

Die Kleider der meisten Frauen, die vorübergingen, waren wie Karikaturen der Kleider in den Schaufenstern, aber wenn sie stehend blieben, um sich die Auslagen anzusehen, merkte man, daß ihre Augen auf die Zukunft geheftet waren. »Wenn ich mir das kaufen könnte, dann wäre ich natürlich ganz anders.« Haltet die Hoffnung am Leben, und man bringt alles fertig, so läuft die Welt, so halten sie die Welt in Schwung. So viel Hoffnung für jeden einzelnen. Und sie haben es verdammt schlau angefangen. Aber was passiert, wenn man keine Hoffnung mehr hat, wenn einem das Rückgrat gebrochen ist? Was passiert dann?

»Ich kann hier ja nicht ewig stehenbleiben und diese Kleider anstarren«, dachte ich. Ich drehte mich um, und ein Taxi fuhr langsam vorbei. Der Fahrer sah mich an, und ich ließ ihn halten und sagte: »Bird Street Nr. 227.«

Es gab zwei Klingeln. Ich läutete die untere. Es kam niemand, aber als ich gegen die Tür drückte, ging sie auf.

Dahinter war ein Flur mit einer kurzen Treppe und einer Tür zur Linken. Ich ging wieder nach draußen und läutete noch einmal. Die Tür links ging auf, und ein älterer Mann mit Kneifer sagte: »Ja bitte, Miss?«

Das Zimmer, aus dem er gekommen war, war ein Büro. Ein Aktenschrank stand darin, ein Tisch mit einer Schreibmaschine und vielen Briefen und zwei Stühle.

Ich sagte: »Ich wollte Miss Ethel Matthews sprechen. Ich dachte, sie wohnt hier.«

»Die Treppe hoch«, sagte der Mann. »Sie haben auf die falsche Klingel gedrückt.«

»Das tut mir leid.«

»Das ist heute schon das vierte Mal«, sagte er. »Würden Sie Miss Matthews freundlicherweise ausrichten, daß ich mir verbitte, derart gestört zu werden?« Er stand in der Tür und sprach sehr laut. »Ich habe anderes zu tun. Ich kann nicht den ganzen Tag für sie die Tür aufmachen.«

Ich sah Ethel auf dem Treppenabsatz stehen. Sie spähte von oben zu mir herunter.

»Ach, Sie sind es«, sagte sie.

»Hallo«, sagte ich. Ich ging hinauf.

Sie trug einen weißen Overall mit hochgekrempelten Ärmeln. Ihr Haar war ordentlich frisiert. Sie sah viel netter aus, als ich sie in Erinnerung hatte.

Sie sagte: »Was hatte denn Derby zu meckern?«

»Er sagte, ich hätte auf die falsche Klingel gedrückt.«

»Ich muß ein Schild anbringen lassen«, sagte sie. »Er ist ein solches Mistvieh. Kommen Sie doch herein; ich habe gerade den Tee fertig.«

Das Wohnzimmer ging auf die Bird Street hinaus. Vor einem Gasofen stand eine Schüssel Wasser. Die beiden Lehnstühle hatten glänzende Chintzbezüge mit einem Muster aus kleinen Rosenknospen. In einer Ecke stand ein sehr hoher Diwan mit einer Wolldecke darüber. Und ein Klavier. Die Tapete war weiß mit Streifen.

»Ich hole eine zweite Tasse«, sagte sie.

Wir tranken den Tee.

»Wer ist der Mann unten?« fragte ich.

»Es ist der Besitzer«, sagte sie. »Er hat dort sein Büro. Also, er nennt es sein Büro; er sagt, er sei Briefmarkenhändler. Ich glaube, er kommt nur her und sitzt herum.

Die meiste Zeit ist er nicht da. Er ist ein alter Drachen... Ich habe diese Etage und die zweite. Es geht doch nichts über glänzenden Chintz, damit ein Zimmer fröhlich wird, finden Sie nicht? Es ist natürlich klein, aber das Eßzimmer nebenan ist geräumig, und in meinem Schlafzimmer ist auch ziemlich viel Platz.«

Im Eßzimmer hingen die *Cities of London* an den Wänden, und auf der Anrichte stand ein Teller mit Obst.

Ethel sagte: »Sie dachten bestimmt, ich mache Ihnen etwas vor? Sie haben nicht geglaubt, daß ich eine so schöne Wohnung habe? Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Zimmer, von dem ich Ihnen erzählt habe.«

Wir gingen ins Stockwerk darüber.

»Das nenne ich niedlich«, sagte Ethel, »obwohl ich es selber sage. Und ich könnte eine Gasheizung installieren lassen.«

Die Möbel waren weiß gestrichen. Es war ein großes Zimmer, aber ziemlich dunkel, weil die Jalousien halb heruntergelassen waren. Ich sah aus dem Fenster auf einen Leierkasten. Er spielte gerade *Mondscheinbucht*.

»Setzen Sie sich«, sagte sie und tätschelte das Bett.
»Sie sehen müde aus.«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin ein bißchen müde.«

Sie sagte: »Ich suche jemanden, der die Wohnung mit mir teilt und mir im Geschäft hilft, wie Sie wissen. Mit dem Mädchen, von dem ich Ihnen erzählt habe, ist alles schon abgemacht Ich wollte sie ja nicht, aber wir kämen bestimmt miteinander aus. Warum überlegen Sie es sich nicht? Ist es hier nicht besser als in dem Zimmer in Camden Town?«

Ich sagte: »Ja, das Zimmer ist schön. Es ist ein sehr nettes Zimmer. Aber Sie sagten doch, Sie wollten jemanden, der fünfundzwanzig Pfund in Ihr Geschäft steckt.

Ich habe keine fünfundzwanzig Pfund.«

»Ach, fünfundzwanzig Pfund«, sagte sie. »Wie war's damit? Sagen wir acht Pfund pro Monat. Das wäre für Zimmer und Essen. Und ich bringe Ihnen das Maniküren bei, und Sie können die Hälfte von dem behalten, was Sie dabei verdienen. Natürlich müssen Sie mir bei der Hausarbeit helfen und die Patienten empfangen und so weiter. Wie war's damit? Sie finden acht Pfund doch nicht zu teuer für ein so schönes Zimmer? Und die Wohnung ist so hell und sauber wie nur irgendwas.«

»Nein«, sagte ich, »ich finde es sehr billig.«

»Also, überlegen Sie es sich. Manchmal bringt es Glück, wenn man sich ohne langes Hin und Her zu etwas entschließt. Es verändert Ihr Leben. Haben Sie das noch nie bemerkt? Können Sie die acht Pfund aufbringen?«

»Ja, das kann ich.«

»Dann geht es doch. Das wäre unter Dach und Fach«, sagte Ethel. »Ich muß Sie aber bitten, daß Sie im voraus zahlen, denn ich hatte eine Menge Ausgaben, um das alles herzurichten. Das sehen Sie doch ein? Allein dieses Zimmer hat mich fast sechs Pfund gekostet. Aber jetzt ist es sehr schön geworden. Und mit Bad nebenan und allem. Sie hätten sehen sollen, in welchem Zustand es war, bevor ich einzog.«

»Na schön«, sagte ich, »aber dann bleibt mir nicht mehr viel übrig.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen«, sagte Ethel. »Bei so etwas sind die ersten paar Wochen immer ziemlich schwierig. Und nächsten Monat verlange ich die Miete nicht im voraus. Wenn mein Geschäft erst mal richtig läuft, dann werden Sie schon sehen, daß die Kasse stimmt. Dann werden Sie sich ein schönes Stück Geld verdienen.«

Wir gingen hinunter. Ich nahm zwei Fünpfundnoten aus meiner Tasche und gab ihr eine und drei Sovereigns und steckte den anderen Schein wieder ein.

Sie sagte: »Als ich sagte, es ginge für acht Pfund, habe ich es natürlich so billig wie möglich gemacht. Gott weiß, ob ich damit auskomme. Wir müssen sehen, wie es läuft. Aber für zwei Wochen wird das schon reichen.«

»Dann fahre ich jetzt nach Camden Town meine Sachen holen und alles regeln«, sagte ich.

Ich kam in die Bird Street zurück und sagte Ethel, ich wolle mich hinlegen. Der Rücken tat mir weh.

»Ich bringe Ihnen etwas zu essen«, sagte sie.

Ich lag da und dachte über das Geld nach und daran, daß ich nur noch drei Pfund hatte, als sie mit Brot, Käse und einer Flasche Guinness hereinkam. Sie setzte sich neben mich, während ich aß, und fing an, mir zu erzählen, wie geachtet sie sei.

»Bei mir geht es offen und ehrlich zu«, sagte sie. »Ich bin die beste Masseuse in ganz London. Eine bessere Lehrerin könnten Sie gar nicht finden. Das ist wirklich die Chance für Sie. Wenn Sie natürlich noch eigene Kunden herziehen könnten, um so besser für uns beide.«

»Tja«, sagte ich, »ich weiß nicht. Im Augenblick fällt mir keine Menschenseele ein – keine Menschenseele.«

»Sie sind heute abend etwas müde«, sagte sie. »Das kann ich sehen. Sie sollten sich am besten richtig ausschlafen. Ich stelle den Wecker auf acht. Darf ich Sie bitten, das Frühstück zu machen? Die Küche ist auf dieser Etage, es ist also sehr einfach für Sie. Einverständen?«

»Ja«, sagte ich. »In Ordnung.«

Sie ging. Und ich lag da und dachte nach.

...Sie lächelt und setzt das Tablett ab und ich sage

Francine ich habe so schrecklich geträumt – es war nur ein Traum sagt sie – und auf dem Tablett die blaue Tasse und die Untertasse und die silberne Teekanne so weiß ich sicher es hat wieder angefangen mein schönes Leben – wie eine ganz langsame Fünffingerübung auf dem Klavier wie ein Garten mit einer hohen Mauer rundherum – und ab und zu denke ich ich habe nur geträumt es ist gar nicht wahr...

Dritter Teil

Im Eßzimmer hingen die *Cries of London*. Ich erinnere mich noch, wie sie hingen, und an die Wasserschüssel vor der Gasheizung und an den Teller mit Orangen, der immer mitten auf dem Tisch stand, und an zwei Lehnstühle mit Chintzkissen – anders gemustert als der Chintz im Wohnzimmer – und an Ethel, die davon sprach, wie geachtet sie sei. »Wenn ich Ihnen alles erzählen sollte, was ich über manche Adressen weiß, die Massagen anbieten. Zum Beispiel diese Madame Fernande –na, was ich von der gehört habe und über die Mädchen, die sie beschäftigt. Und wie sie das so treiben kann, ohne in Schwierigkeiten zu kommen, das versteh ich nicht. Vermutlich lässt sie sich das etwas kosten.«

Meist stand das Fenster offen, weil es in dem November warm war, aber die Jalousie war immer halb heruntergelassen. Wenn es klingelte, ging ich nach unten, brachte den Mann herauf und sagte zu Ethel: »Er ist im anderen Zimmer.« Und nach einer Weile kam sie wieder und fing von neuem an. »Habe ich Ihnen erzählt, was letzte Woche passiert ist? Na, da sieht man's nämlich. Einen Tag, nach dem ich meine Anzeige aufgegeben hatte, kamen Polizeibeamte vorbei und wollten meine Referenzen und Zeugnisse sehen. Ich habe ihnen einige Referenzen und auch ein paar Zeugnisse gezeigt. Ich ha-

be getobt. Mich zu behandeln, als wäre ich eine dreckige Ausländerin.«

Normalerweise trug sie einen weißen Overall. Ihr Gesicht war ziemlich rot und ihre Nase nach oben gebogen, mit breiten Nüstern.

Sie sagte – es muß am ersten Tag gewesen sein –: »Das Wichtigste bei der Maniküre ist, daß man schönes Maniküre-Werkzeug hat. Das kann ich Ihnen leihen. Sie breiten die Sachen schön ordentlich aus auf dem Tisch mit einem weißen Tuch und einer Schüssel heißem Seifenwasser und schieben einen von den Lehnstühlen zu- rech und lächeln und sagen: ›Nehmen Sie bitte Platz.‹ Und dann sagen Sie: ›Darf ich ?‹ und legen seine Hand in eine Schüssel mit heißem Wasser. Es ist kinderleicht. Seien Sie nicht dumm, jeder kann das. Wenn Sie mögen, können Sie an mir üben. Und Sie können fünf Schilling verlangen. Sie können sogar zehn bekommen. Das müssen Sie selbst heraus finden.

Natürlich«, sagte sie, »müssen Sie ein bißchen nett zu ihnen sein.

Warum nicht zehn Schilling?« sagte sie. »Das ist in Ordnung. Jeder muß sein Geld verdienen, und wenn die Leute etwas machen und erwarten, daß sie etwas kriegen, was es dann doch nicht gibt, was hat das mit Ihnen oder mit mir oder mit sonst jemandem zu tun? Sie lassen sie reden. Sie können mir glauben, wenn es darauf ankommt, dann haben sie alle so verdammte Angst vor einer Szene, daß sie abhauen wie ein geölter Blitz, und zwar bei dem geringsten...«

Daran erinnere ich mich am besten – an Ethels Gerede und an das Ticken der Uhr. Und an ihre Stimme, wenn sie mir von Madame Fernande oder von ihrem Vater erzählte, der eine Apotheke hatte, und daß sie wirklich eine

Dame sei. Eine Dame – manche Wörter haben einen langen, dünnen Hals, den man gern würgen möchte. Und an ihre ganz andere Stimme, wenn sie sagte: »Eine Maniküre, meine Liebe.«

Szenen gab es nie. Zu Szenen gab es keinen Grund. Aber ich ging nicht mehr aus dem Haus; ich hatte keine Lust mehr, aus dem Haus zu gehen. Das passiert sehr leicht. Es ist, als sei es immer so gewesen – als habe man immer in ein paar Zimmern gelebt und sei von einem ins andere gegangen. Das Licht hat jede Stunde eine andere Farbe, und die Schatten fallen anders und bilden immer andere Muster. Man fühlt sich ganz wohl, aber wenn man zu denken versucht, dann ist es, als stünde man mit dem Gesicht vor einer hohen, dunklen Wand. Und alles, wonach man sich sehnt, ist die Nacht und in der Dunkelheit zu liegen und sich das Bettuch über den Kopf zu ziehen und zu schlafen, und ehe man weiß, wo man ist, ist es Nacht – das ist wenigstens etwas. Man zieht sich das Bettuch über den Kopf und denkt: ›Er hat mich satt‹ und: ›Nie, nie mehr, nie wieder.‹ Und dann schläft man ein. Man schläft sehr schnell ein, wenn man sich so fühlt, und man träumt auch nicht. Es ist, als sei man tot.

»Ach, erzählen Sie mir bloß nichts von Ihrer Müdigkeit«, sagte sie. »Sie sind schon müde auf die Welt gekommen. Ich bin auch müde. Wir sind alle müde.«

Ich wohnte schon fast drei Wochen in der Bird Street, bevor ich Laurie wiedersah. Sie kam zum Mittagessen.

»So ein Mädchen wie die würde ich mir suchen, wenn ich ein Mann wäre«, sagte Ethel. »Schauen Sie sich an, wie sie geht. Schauen Sie sich an, wie sie ihre Kleider trägt. Mein Gott, sowas nenne ich schick.«

»Sie ist eine komische alte Kuh«, sagte mir Laurie später in meinem Zimmer. »Aber sie ist offenbar sehr

freundlich – wirklich sehr freundlich. Bringt sie dir wirklich das Maniküren bei? Kommen viele Leute zur Maniküre?«

»Bis jetzt vier oder fünf«, sagte ich.

»Wie, zur Maniküre?«

»Ja, zur Maniküre«, sagte ich. »Einer von ihnen wollte tatsächlich, ich sollte mit ihm nach oben gehen, aber als ich nein sagte, war er weg wie der Blitz. Die ganze Zeit war ihm etwas mulmig zumute, das sah man.«

Laurie lachte. Sie sagte: »Ich wette, dem alten Mädchen hat das nicht gepaßt. Ich wette, das hatte sie sich anders vorgestellt.«

Draußen hupte ein Auto, und sie sah aus dem Fenster und winkte. Sie rief hinunter: »Ich komme gleich runter.

Da sind sie, meine beiden Prachtkerle. Warum kommst du nicht mit ein bißchen an die frische Luft?« sagte sie. »Es bringt dich vielleicht auf andere Gedanken. Das alte Mädchen wird doch nichts dagegen haben, oder?«

»Nein, ich glaube nicht. Warum sollte sie?«

»Dann komm«, sagte Laurie.

Ich dachte: ›Ich bin nicht krank. Ich habe immer noch Lust, in einem schnellen Auto mitzufahren und zu essen und zu trinken und heiß zu baden. Ich bin völlig in Ordnung.‹

»Mir ist der Schuh aufgegangen«, sagte Laurie. Als der Mann ihn ihr zuschnürte, zitterten ihm die Hände. (›Ich kann die Leute jederzeit verrückt nach mir machen‹)

Die langen Schatten der Bäume, wie Skelette, und andere wie Spinnen, und wieder andere wie Kraken. ›Ich bin ganz gesund; ich bin ganz gesund. Natürlich kommt alles wieder in Ordnung. Ich muß mich nur zusammenreißen und einen Plan machen.‹ (›Kennen Sie schon den von dem...‹)

Es war einer der Tage, an denen man die Gespenster all der anderen schönen Tage sehen kann. Man trinkt einen Schluck und beobachtet durch das Glas die Ge- spenster aller schönen Tage, die man erlebt hat. (»Ja, der ist nicht schlecht, aber kennen Sie den von dem...«)

»Wenn Sie mir gesagt hätten, daß Sie erst so spät nach Hause kommen, hätte ich Ihnen einen Schlüssel gegeben«, sagte Ethel. »Ich hatte keine Lust, die halbe Nacht aufzubleiben, um Sie hereinzulassen,«

»Wir waren bei Romano essen«, sagte ich. »Deshalb komme ich so spät.«

»Na, ich hoffe, Sie haben sich amüsiert«, sagte sie. Aber ich merkte an der Art, wie sie mich ansah, daß sie mich allmählich haßte. Ich wußte, früher oder später würde ihr der Kragen platzen.

Den ganzen nächsten Morgen kam niemand.

»Mir reicht's«, sagte Ethel, »ich habe von dem ganzen verdammten Laden die Schnauze voll. Bis fünf kommt niemand.«

Sie goß sich noch einen Whisky-Soda ein. Dann noch einen, und dann sagte sie: »Einen vierten aufbessere Zeiten«, und füllte das Glas und nahm es mit ins Wohnzimmer.

Ich hörte, wie sie mit sich selbst sprach. Das machte sie manchmal. »Rüpel und Idioten, Idioten und Rüpel«, sagte sie. »Wenn es keine Rüpel sind, sind es Idioten, und wenn es keine Idioten sind, sind es Rüpel.« Und: »Ach Gott, Gott, Gott, Gott.«

Um fünf Uhr klingelte es, und ich ging hinunter und brachte ihn herauf. Dann klopfte sie an die Wand und verlangte heißes Wasser. Ich nahm den Kessel und stellte ihn vor die Wohnzimmertür.

Der Mann war ungefähr zwanzig Minuten da, als ich

das Krachen von splitterndem Holz und ihn lauthals fluchen hörte. Ethel klopfe wieder.

»Soll ich reinkommen?« fragte ich von draußen. »Ja«, sagte sie, »kommen Sie herein.«

Ich ging hinein. Die Massagecouch war an einem Ende zusammengebrochen, und die Wasserschüssel war umgekippt. Der ganze Boden schwamm. Der Mann hatte sich eine Decke umgewickelt. Er hüpfte auf einem Bein umher, hielt sich den anderen Fuß und fluchte. Er sah sehr dünn und schmächtig aus. Er hatte graue Haare; ich sah ihm nicht ins Gesicht.

»Es ist ein Malheur passiert«, sagte Ethel. »Von der Couch ist ein Bein abgebrochen. Holen Sie einen Lappen, oder das Wasser tropft Denby auf den Kopf... Es tut mir furchtbar leid. Tut Ihnen der Fuß weh?«

»Glauben Sie, ich kann in kochendes Wasser treten und es tut mir nicht weh, Sie blöde Kuh?« sagte der Mann.

Während ich das Wasser aufwischte, saß er auf dem Klavierhocker und spielte mit einem Finger. Aber sein Fuß zuckte noch immer auf und ab wie etwas, dem sehr weh getan wurde. Wenn man schon lange nicht mehr daran denkt, zuckt es noch immer auf und ab.

Sobald ich aus dem Zimmer war, begann ich zu lachen, und dann konnte ich nicht mehr aufhören. So ist es, wenn man lange Zeit nicht mehr gelacht hat.

Ich hörte ihn die Treppe hinuntergehen, und Ethel kam herein.

»Das ist ja ganz was Neues – daß Sie lachen«, sagte sie.

»Ach«, sagte ich, »es war so wahnsinnig komisch. Er hat ein Kirchenlied gespielt, haben Sie es gehört?«

»Die Couch hat an einem Ende nachgegeben«, sagte

sie, »und anstatt ruhig liegenzubleiben, muß der Dummkopf aufspringen und in die Schüssel mit dem heißen Wasser treten. Konnte er nicht aufpassen, wo er mit seinem dämlichen Fuß hintritt? Es ist Ihre Schuld. Warum haben Sie auch kochendes Wasser gebracht?«

»Lachen Sie doch auch«, sagte ich. »Es war doch wirklich sehr komisch.« Ich wußte, daß sie gleich über mich herfallen würde, aber ich konnte nicht aufhören zu lachen.

»Sie sind mir die Rechte, um jemandem zu sagen, er soll es komisch nehmen«, sagte sie. »Über wen lachen Sie? Passen Sie auf, ich will Ihnen was sagen. Sie taugen nichts. Ich kann Sie hier nicht brauchen.

Ich wollte ein forsches Mädchen«, sagte sie, »das ein bißchen nett zu den Leuten ist, und vom Eindruck her dachte ich, Sie wären so jemand, der sich Mühe gibt, nett zu den Leuten zu sein, und der sich beliebt machen kann und so weiter und der mithilft, daß das Geschäft in Schwung kommt. Aber in Wirklichkeit schaffen Sie's, jeden verrückt zu machen mit Ihrer dämlichen Visage.

Und dann hauen Sie mit Ihren Freunden ab und fragen nicht mal, ob ich mitkommen möchte. Verschwinden Sie doch auf Nimmerwiedersehen. Ich will Sie hier nicht, ach, Sie sind zu nichts zu gebrauchen. Ich weiß schon, was Sie sagen werden. Sie werden sagen, daß Sie für einen Monat bezahlt haben, aber wissen Sie, was es mich gekostet hat, die Gasheizung zu legen, weil Sie gesagt haben, ohne sie hielten Sie's in dem Schlafzimmer nicht aus, und dieser ganze Quatsch? Und dann das Gejammer über die Müdigkeit und daß es dunkel und kalt ist und über dies und das und jenes.

Warum wollen Sie denn hierbleiben, wenn es Ihnen nicht gefällt? Wer will Sie denn hier? Warum verschwin-

den Sie nicht?«

»Ich kann nicht gut genug schwimmen, das ist ein Grund«, sagte ich.

»Herrgott«, sagte sie, »Sie sind eine komische Nummer, aber wirklich. Na, jedenfalls habe ich kein Geld, das ich Ihnen zurückgeben könnte, also hat's auch keinen Zweck, darauf zu warten.«

»Schon gut«, sagte ich, »Sie können das Geld behalten. Wo das herkommt, steckt noch mehr. Behalten Sie das Kleingeld.«

»Welches Kleingeld denn?« fragte sie. »Zu wem wollen Sie frech werden?«

Sie stand mit dem Rücken zur Tür, so daß ich nicht vorbei konnte.

»Wissen Sie, was mit Ihnen ist?« sagte sie, »Sie sind nicht ganz dicht. Sie sind nicht ganz da; Sie sind ein halbverrückter Bastard. Sie sind nicht ganz da. Das ist es, was Ihnen fehlt. Man braucht Sie bloß anzusehen, um es zu merken.«

Ich sagte: »Schon gut. Gehen Sie mir aus dem Weg und lassen Sie mich vorbei.« Aber sie plumpste auf den Boden und lag mit dem Kopf und dem Rücken vor der Tür und fing an zu weinen. Ich hatte noch nie jemanden so weinen sehen. Und die ganze Zeit über redete sie weiter.

»Sie sind mit Ihren Freunden ausgegangen und haben sich einen schönen Abend gemacht und mich nicht mal gefragt. War ich nicht gut genug mitzukommen?«

Es ist immer dasselbe. Sie haben mich nicht einmal gefragt«, sagte sie. »Und, ach Gott, was habe ich vom Leben gehabt? Man versucht, sich durchzuschlagen, und alle anderen versuchen, dich unterzukriegen, und alle sind sie Lügner und Heuchler, und du weißt es genau.«

Und dann ducken sie dich, weil du dasselbe machst wie sie.

Wissen Sie, wie alt ich bin?« sagte sie. »Wenn ich in den nächsten paar Jahren nicht irgendwie an Geld komme, was wird dann aus mir? Können Sie mir das vielleicht sagen? Warten Sie noch ein bißchen, und Sie werden schon sehen. Ihnen geht es genauso. Eines Tages werden Sie es sehen. Warten Sie nur, warten Sie nur ab.«

Ich schaute zu, wie ihre Schultern zuckten. Eine Fliege summte um mich herum. Ich konnte an nichts anderes denken, als daß es Dezember war und zu spät für Fliegen, oder zu früh oder irgend etwas, und wo kam sie bloß her?

»Ich bin immer allein«, sagte sie. »Es ist schrecklich, wenn man immer allein ist, schrecklich, schrecklich.«

»Nur Mut, nehmen Sie es nicht so schwer«, sagte ich.

Sie suchte nach ihrem Taschentuch, aber anscheinend hatte sie keines. Ich gab ihr meines.

»Schauen Sie, Kleines, es war alles nicht so gemeint, was ich gesagt habe. Wo gehen Sie hin? Um Himmels willen gehen Sie nicht. Ich kann's nicht mehr ertragen. Bitte gehen Sie nicht. Ich bitte Sie, gehen Sie nicht. Ich ertrage es nicht mehr, allein zu sein. Wenn Sie fortgehen, das schwöre ich, drehe ich den Gashahn auf.«

»Ich komme zurück«, sagte ich. »Ich gehe nur spazieren.«

»Wenn Sie in einer Stunde nicht zurück sind«, sagte sie, »drehe ich den Gashahn auf, und dann haben Sie mich auf dem Gewissen.«

Ich lief und stellte mir vor, ich ginge zu seinem Haus, ich stellte mir vor, wie die Straße aussähe und wie ich klingelte. ›Du kommst spät‹, würde er vielleicht sagen, ›ich habe dich früher erwartet.‹

Dann dachte ich: ›Wenn ich in das Hotel in der Ber-

ners Street ginge. Ich habe wohl gerade genug Geld bei mir, um es zu bezahlen. Natürlich würden sie sagen, sie hätten kein Zimmer frei, wenn man ohne Gepäck ankommt. Und wenn das halbe Hotel leersteht, sie würden trotzdem sagen, sie haben kein Zimmer frei. Ich konnte mir das Mädchen an der Rezeption so genau vorstellen, wie sie es sagte, daß ich wieder anfangen mußte zu lachen. Diese verdammte Art, wie sie einen ansehen, ihre widerlichen Stimmen, wie hohe, glatte, unbezwingbare Wände um einen herum, die immer enger werden. Und es ist auch nichts dagegen zu machen. Die Antwort ist Essig, wie Laurie sagt. Die verdammte Art, wie sie einen ansehen, und ihre widerlichen Stimmen, und die Antwort ist Essig, wie Laurie sagt.

Ich trug das Jadearmband, das Walter mir geschenkt hatte, und ließ es über meine Hand gleiten. Es fühlte sich an der Hand warm und beruhigend an, und ich packte es und sah es mir an, aber mir fiel das Wort nicht ein.

Ich dachte: >Alle sagen, wenn man erst einmal Angst vor den Leuten hat, dann merken sie es, und du hast ausgespielt. Es ist sowieso alles Einbildung[^] Ich diskutierte mit mir ganz ernsthaft, ob *es* Einbildung oder nicht sei, daß die Leute grausam sind. Und ich hielt mein Armband noch immer so, wie es mir über die Hand geglitten war. Es fühlte sich warm und beruhigend an, weil ich wußte, daß ich damit fest zuschlagen könnte. Und das Wort fiel mir ein. Schlagring.

Ein Mann sprach mich aus dem Mundwinkel an, wie sie es immer machen, ging aber schnell weiter, bevor ich zuschlagen konnte; ich lief ihm nach, um ihn zu schlagen, aber er ging zu schnell, und ein Polizist an der Straßenecke glotzte mich an wie ein verdammter Pavian – ein heller Pavian, allemal schlimmer als ein dunkler. (Was ist

dann mit mir passiert? Etwas ist dann mit mir passiert?)

Ich dachte: »Du langst doch nicht mitten auf der Straße an zu weinen.« Ich stieg in einen Bus und fuhr in die Bird Street zurück.

Als ich die Tür aufmachte, rief Ethel: »Ach da sind Sie ja, Kleine. Ich habe mir schreckliche Sorgen um Sie gemacht. Setzen Sie sich, essen Sie mit mir zu Abend.«

Sie hatte ihr Haar gebürstet und ihr schwarzes Kleid mit dem weißen Kragen angezogen. Sie sah ganz passabel aus – ja, besser als gewöhnlich. Später fand ich heraus, daß sie immer, wenn sie ihre Wutanfälle hinter sich hatte, besser aussah als gewöhnlich, frischer und jünger.

»Nein, ich möchte nichts essen«, sagte ich.

»Es tut mir leid, daß ich Sie so angefahren habe«, sagte sie. »Mehr kann ich doch nicht sagen, oder?« »Schon gut«, sagte ich. Ich wollte nichts weiter als nach oben gehen und mir das Bettluch über den Kopf ziehen und schlafen.

»Mehr kann man doch nicht sagen, als daß es einem leid tut«, sagte sie.

Die weißen Möbel, und über dem Bett das Bild des Hundes, der bettelnd dasitzt – *Treues Herz*. Ich legte mich hin und betrachtete es mir im Liegen und dachte an das Werbeplakat für die Kekse, »wie von Muttern, so frisch in den Tropen wie im Mutterland, luftdicht in Dosen verpackt«, das an einem Bauzaun am Ende der Market Street hing.

Auf dem Bild aß ein kleines Mädchen in einem rosa Kleid einen großen gelben Keks voller Korinthen – einen Fliegendreckkeks, wie man sie nannte –, und ein kleiner Junge im Matrosenanzug, der Reifen schlug, sah über die Schulter auf das kleine Mädchen zurück. Dazu ein schöner grüner Baum und ein strahlender, blaßblauer Himmel.

mel, so nahe, daß das kleine Mädchen ihn hätte berühren können, wenn es den Arm ausgestreckt hätte. (Gott ist uns immer nahe. So traurlich.) Und hinter dem kleinen Mädchen eine hohe, dunkle Wand. Unter dem Bild stand:

Lieb ist, was war, Was kommt, so klar, Und das Jetzt so wunderbar.

Aber auf die Wand kam es an.

Und so war meine Vorstellung von dem, wie England war.

›Und so ist es auch‹, dachte ich.

Ich stand nicht auf, als am nächsten Morgen der Wecker klingelte. Ethel kam nachsehen, was los sei.

Ich sagte: »Ich möchte heute ein bißchen im Bett bleiben. Ich habe Kopfweh!«

»Sie Ärmste«, sagte sie und blinzelte mich an. »Sie sehen nicht wohl aus, das ist eine Tatsache. Ich bringe Ihnen was zum Frühstück auf.«

Sie hatte zwei Stimmen – die weiche und die andere.

»Danke«, sagte ich. »Bloß etwas Tee – nichts zu essen.«

Ich mußte das Licht anknipsen, um zu sehen, wohin ich den Tee goß.

»Es ist kalt und furchtbar neblig«, sagte sie.

Als ich das Licht wieder ausmachte, war das Zimmer dunkel und warm, solange ich die Hände unter der Bettdecke ließ. Ich hatte keine Kopfschmerzen. Eigentlich fehlte mir nichts – ich war nur sehr müde, schlimmer als sonst.

Ich redete mir zu: ›Du mußt dir etwas überlegen. Hier kannst du nicht bleiben. Du mußt einen Plan machen‹ Aber statt dessen fing ich an, alle Städte zu zählen, in denen ich im ersten Winter auf Tournee gewesen war – Wigan, Blackburn, Bury, Oldham, Leeds, Halifax, Hud-

dersfield, Southport... Ich kam bis Nummer fünfzehn und ging dann dazu über, an die Schlafzimmer zu denken, in denen ich geschlafen hatte, und wie genau gleich sie alle ausgesehen hatten, Schlafzimmer unterwegs. Immer ein hoher, dunkler Kleiderschrank und irgend etwas schmutzig Rotes im Zimmer; und durch das Fenster kam die Atmosphäre einer kleinen Straße. Und das Frühstückstablett wurde auf das Bett geknallt, zwei Teller, auf jedem ein bißchen aufgerollter Schinken. Und wenn die Vermieterin lächelte oder ›Guten Morgen‹ sagte, dann meinte Maudie: ›Sie ist so schmierig. Was hat sie bloß? Ich wette, das setzt sie auf die Rechnung. Für Guten Morgen eine halbe Krone.‹ Und dann versuchte ich, mich an die Straße zu erinnern, die nach Constance Estate führt. Es ist komisch, wie gut man sich erinnern kann, wenn man im Dunkeln liegt, den Arm über der Stirn. Zwei Augen öffnen sich einem im Kopf. Der Sandkastenbaum zu Hause vor der Tür und das Pferd das wartete mit dem Zügel am Haken der am Baum befestigt war. Und der Schweiß rollte Josef vom Gesicht wenn er mir beim Aufsteigen half und der Riß in meinem Reitkleid. Und das Aufsteigen und dann die Brücke und der Klang der Pferdehufe auf den Holzplanken und dann die Savanne. Und dann kommt New Town und kurz hinter New Town der große Mangobaum. Gleich dahinter bin ich als Kind vom Maultier gefallen und es schien eine Ewigkeit zu dauern bis ich auf dem Boden aufkam. Die Straße führt am Meer entlang. Die Kokospalmen lehnen sich schräg zum Wasser hinab. (Francine sagt wenn man sich das Gesicht jeden Tag in frischer Kokosmilch wäscht bleibt man immer jung und faltenlos ganz gleich wie alt man wird.) Man reitet in einer Art Traum, manchmal knirscht der Sattel, und man riecht das Meer

und den guten Geruch des Pferdes. Und dann – warte einen Augenblick. Wendet man sich dann nach rechts oder nach links? Natürlich nach links. Man wendet sich nach links und das Meer ist hinter einem und die Straße geht im Zickzack bergauf. Das Gefühl der Berge kommt über einen – kühl und heiß zugleich. Alles ist grün überall wächst etwas. Keinen Augenblick herrscht Stille – irgend etwas summt immer. Und dann dunkle Klippen und Schluchten und der Geruch von verfaulten Blättern und Feuchtigkeit. So ist der Weg nach Constance – grün und es riecht nach Grün und dann riecht es nach Wasser und dunkler Erde und faulen Blättern und Feuchtigkeit. Dort gibt es einen Vogel der Bergpfeifer heißt und nur einen einzigen Ton singt sehr hoch und angenehm und durchdringend. Man durchquert kleine Flüßchen. Das Geräusch der Hufe wenn das Pferd sie anzieht und dann wieder im Wasser aufsetzt. Wenn man das Meer wieder sieht liegt es tief unter einem. Bis nach Constance Estate hat man drei Stunden gebraucht. Manchmal war das so lange wie ein Leben. Ich war fast zwölf als ich zum ersten Mal allein hinritt. Vor manchen Abschnitten des Weges hatte ich Angst. Die Biegung an der man ganz plötzlich aus der Sonne in den Schatten kam; und der Schatten hatte immer dieselbe Form. Und die Stelle wo mich die Frau mit der Himbeerseuche ansprach. Vermutlich bettelte sie aber ich konnte sie nicht verstehen weil bei ihr Nase und Mund zerfressen waren; es wirkte als lache sie mich aus. Ich hatte Angst; immer wieder blickte ich zurück um zu sehen ob sie hinter mir herkam aber als das Pferd an die nächste Furt kam und ich das klare Wasser sah, da glaubte ich, ich hätte sie schon vergessen. Und jetzt – jetzt ist sie da.

Als Ethel mir mittags etwas zu essen brachte, tat ich

so, als schliefe ich. Dann schlief ich wirklich ein.

Als sie das nächste Mal hereinkam, sagte sie: »Hören Sie. Unten sind zwei Freunde von Laurie. Ein Mr. Redman und ein Mr. Adler. Sie haben nach Ihnen gefragt. Gehen Sie doch nach unten, es bringt Sie vielleicht auf andere Gedanken.«

Sie machte das Licht an. Es war Viertel vor sechs. Die Melodie von *Camptown Racecourse* ging mir im Kopf herum – wahrscheinlich hatte ich davon geträumt. Ich zog mich an und ging hinunter. Carl und Joe saßen im Wohnzimmer, und Ethel war eitel Sonnenschein. Ich hatte sie noch nie so gut gelaunt gesehen.

»Hallo, Anna«, sagte Joe, »wie ist es dir so ergangen?«

»Ich habe mich darauf gefreut, Sie wiederzusehen, Miss Morgan«, sagte Carl sehr förmlich.

Ethel lächelte geziert und sagte zu Carl: »Da ist sie. Sie wollten doch eine Maniküre. Sie versteht ihr Handwerk.«

Ich brachte ihn ins Eßzimmer, zog den Tisch heran und stellte den Lehnstuhl nahe ans Feuer. Ich begann, ihm die Nägel zu feilen, aber meine Hände zitterten, und die Feile rutschte immer wieder ab.

Als es zum dritten Mal passierte, fing er an zu lachen.

Ich sagte: »Es tut mir leid, aber ich habe noch nicht viel Übung darin.«

»Das sehe ich«, sagte er.

»Lassen Sie es doch Ethel machen«, sagte ich. »Sie kann es wirklich gut. Ich werde sie rufen.«

Ich stand auf.

»Ach, lassen Sie es mit der Maniküre gut sein«, sagte er. »Ich wollte nur mit Ihnen reden.«

Ich setzte mich wieder. Mein Mund lächelte ihn an.

Er sagte: »Es tat mir wirklich leid, daß ich neulich abend gehen mußte. Seither wollte ich immer schon ein-

mal vorbeikommen, vor allem weil ich von Laune so viel von Ihnen gehört habe.«

Er hatte braune, eng nebeneinanderliegende Augen. Er war nicht nervös oder verlegen. Er war sich seiner Sache sicher. Immer lag mir die Frage auf der Zunge: ›Haben Sie sich mal die Nase gebrochen?‹

Er sagte: »Laune hat mir alles über Sie erzählt.«

»Ach, wirklich?« sagte ich.

»Sie mag Sie. Sie mag Sie sehr.«

»Glauben Sie?« sagte ich.

»Jedenfalls redet sie so. Und die hier – mag die Sie auch sehr?«

»Nein, die hier kann mich überhaupt nicht leiden«, sagte ich.

»Zu schade«, sagte er, »zu schade. Also, sie macht die Massage und Sie die Maniküre? Schön, schön, schön.«

Als er mich küßte, sagte er: »Sie nehmen doch keinen Äther, oder?«

»Nein«, sagte ich, »das kommt von einem Gesichtswasser, das ich benutze. Es enthält Äther.« »Ach so«, sagte er. »Wissen Sie, Sie dürfen mir nicht böse sein, aber Sie sehen fast so aus, als würden Sie etwas nehmen. Ihre Augen sehen so aus.«

»Nein«, sagte ich, »ich nehme keinen Äther. Es ist mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich muß es mal ausprobieren.« Er nahm meine Hand in seine beiden und wärmte sie.

»Kalt«, sagte er, »kalt.« (Kalt – kalt wie die Wahrheit, kalt wie das Leben. Nein, nichts kann so kalt sein wie das Leben.) Er sagte: »Ihr Freund, von dem Laurie mir erzählt hat – anscheinend war er nicht sehr nett zu Ihnen.«

»Doch. Er war sehr nett«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf und sagte: »Was hat man Ihnen

bloß angetan?« Mit so einer Stimme, die einfach dazugehört. Als er mich berührte, wußte ich, er war ganz sicher, daß ich ihn lassen würde. Ich dachte: »Also gut, ich lasse ihn.« Irgendwie war ich über mich überrascht, andererseits war ich gar nicht überrascht. Ich glaube, an dem Tag hätte alles passieren können, und ich wäre gar nicht überrascht gewesen. »Es ist immer so an nebligen Tagen«, dachte ich.

Er sagte: »Ich werde Ihnen sagen, was wir machen. Sie ziehen sich an, und wir gehen aus und essen irgendwo in der Stadt. Ohne Joe –nur Sie und ich. Und jetzt rede ich einmal mit Miss Sowieso.«

Den ganzen Abend tat ich alles zu der Melodie von *Camptown Racecourse*. »Ich werde reiten die ganze Nacht, ich werde reiten den ganzen Tag...«

Wir gingen zu Kettner, und als wir zurückkamen, war Ethel nicht zu Hause. Auf dem Tisch standen zwei Flaschen Champagner. Er sagte: »Na also. Alles aus Herzengüte, wie Laune sagen würde.«

Oben im Schlafzimmer fing ich an zu singen:

»*Ob, ich setzte mein Geld auf das Pony
mit dem Stummelschwanz, Und jemand gewann mit
dem Braunen,*«

und er sagte: »Es heißt ›Und jemand setzte auf den Braunen‹.«

Ich sagte: »Ich singe es, wie ich will. Und jemand gewann mit dem Braunen.«

Er sagte: »Es gewinnt keiner. Keine Bange. Es gewinnt keiner.«

»Haben Sie sich mal die Nase gebrochen?« »Ja, das erzähle ich dir irgendwann später.« Das Zimmer still und dunkel, und die Lichter der

Autos huschen in langen Strahlen über die Decke und

sagen: »O bitte, o bitte, o bitte...«

Ich merkte es nicht, als er ging, denn ich schlief so, wie ich jetzt schlafe –wie ein Klotz.

Ethel machte die Lampe über dem Bett an und weckte mich. »Ich dachte, Sie möchten vielleicht frühstücken. Es ist schon spät – fast elf.«

»Danke«, sagte ich, »aber würden Sie bitte das Licht ausmachen? Ich sehe auch so.«

»Es ist doch alles wieder in Ordnung zwischen uns, Kleines, ja?«

Ich sagte: »Ja, schon gut«, in der Hoffnung, sie würde gehen.

Sie trug ihren purpurroten Kimono mit dem weißen Saum und ging plappernd mit kleinen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Denn ich darf wohl sagen, man kann mit mir gut auskommen. Ich habe nichts dagegen, wenn die Leute ihren Spaß haben, und so ist nicht jeder. Wenn Sie woanders hingingen, würden Sie das bald merken. Aber Sie passen schön auf, nicht? Wegen Denby unten. Er ist ein grauenhafter Typ. Sie verstehen doch, daß ich ihm keine Gelegenheit geben will, mich rauszuwerfen, nach allem, was ich in die Wohnung gesteckt habe.«

»Natürlich.«

»Haben Sie sich gut amüsiert? Ganz bestimmt. Redman ist ein netter Mann. Er weiß, wo es langgeht, das sieht man. Ich wette, er weiß, wo es langgeht. Wissen Sie, Kleines, mir ist der Gedanke gekommen, vielleicht möchten Sie lieber mehr mit Ihren Freunden ausgehen und nicht das Gefühl haben, Sie müßten den ganzen Tag zu Hause sitzen. Dagegen habe ich nichts, aber dann müssen wir das mit der Miete neu besprechen.«

»In Ordnung«, sagte ich. Dann ging sie endlich.

Als sie weg war, suchte ich in meiner Handtasche nach dem Taschentuch. Carl hatte fünf Pfund hineingetan. Es war immer noch neblig.

Der Nebel blieb tagelang, und Carl ließ sich eine ganze Weile nicht blicken, schrieb nicht und gar nichts.

»Was wohl mit Redman los ist?« sagte Ethel. »Anscheinend ist er verschwunden.

Ich nehme an, er hat London verlassen«, sagte sie. »Ja, wahrscheinlich.«

Dann rief er an und lud mich zum Essen ein; und sie machte Stielaugen und sah überrascht aus, als habe sie plötzlich Respekt. Da fing ich wirklich an, sie zu hassen. Ich haßte die Art, wie sie lächelte, ich haßte die Art, wie sie sagte: ›Haben Sie sich gut amüsiert? Haben Sie Spaß gehabt?‹

Aber ich sah sie nicht oft, weil ich morgens lange im Bett blieb und viel Zeit mit Anziehen verbrachte. Die Putzfrau kam eine Stunde früher, und ich mußte nicht aufstehen. Wenn ich Carl abends nach dem Essen mit nach Hause brachte, war sie im allgemeinen nicht da oder im Schlafzimmer. Alles aus Herzensgüte. (›Und Sie sehen doch ein, Kleine, daß unter diesen Umständen zweieinhalb Guineen pro Woche für das Zimmer nicht zuviel ist? Und eigentlich dafür, könnte man sagen, daß Sie die ganze Wohnung mitbenutzen. Es ist doch eine hübsche Wohnung, in die man jeden gern mitnimmt. Die Leute haben doch gleich ein ganz anderes Bild von einem, wenn man sie in so eine Wohnung mitnimmt. Man bekommt ja nie, was man wert ist –nirgendwo. Die Leute geben einem das, woran man ihrer Meinung nach gewöhnt ist. Und da ist eine schöne Wohnung wichtige)

Manchmal war ich außerstande, das Gefühl zu überwinden, es sei ein Traum. Das Licht und der Himmel und

die Schatten und die Häuser und die Leute – alles Teile aus einem Traum, alles fügte sich zusammen und alles gegen mich. Aber es gab andere Zeiten, wo ein schöner Tag oder Musik oder ein Blick in den Spiegel und der Gedanke, ich sei hübsch, mir wieder die Vorstellung vermittelten, es gebe nichts, was ich nicht tun könnte, nichts, was ich nicht werden könnte. Wo ich mir weiß Gott was vorstellte. Wo ich mir vorstellte, Carl würde sagen: ›Wenn ich aus London weggehe, dann nehme ich dich mit.‹ Wo ich mir das vorstellte, obwohl seine Augen diesen Blick hatten – das ist nur für die Zeit, die ich hier bin, ich hoffe, du kapierst das.

›Ich habe mir in London ein Mädchen aufgegabelt, und sie... Letzte Nacht habe ich mit einem Mädchen geschlafen, das...‹ Das war ich.

Vielleicht nicht ›Mädchen‹. Vielleicht ein anderes Wort. Egal.

»Bleibst du noch länger in London?«

»Warum fragst du?«

»Nur so. Aus Neugier.«

»Vielleicht noch zwei oder drei Wochen. Ich bin nicht sicher. Joe fährt nächste Woche; er trifft sich mit seiner Frau in Paris.«

»Ach, ist Joe verheiratet?« sagte ich. »Wie komisch! Ich mag Joe.« (Er sagte irgendwann einmal: ›Warum soll man sich etwas vormachen? Wir sind alle wie Krebse in einem Korb. Hast du schon einmal Krebse in einem Korb gesehen? Einer versucht, auf den anderen zu krabbeln. Man will überleben, oder?‹)

»Ja, er ist verheiratet. Er hat zwei Kinder.«

»Bist du auch verheiratet?«

»Ja«, sagte er. Er sah verärgert aus.

»Kommt deine Frau auch nach Paris?«

»Nein.«

»Habt ihr Kinder?«

»Ja«, sagte er nach einer Weile. »Ein kleines Mädchen.«

»Erzähl mir von ihr«, sagte ich.

Er gab keine Antwort, deshalb sagte ich: »Komm, erzähl mir doch bitte von ihr. Ist sie klein, groß, blond, dunkel?...«

Er sagte: »Trink doch bitte deinen Kaffee aus. Ich würde heute abend gern ins Theater gehen, und es ist schon nach neun.

Zur Abwechslung«, sagte er.

»Oh, ich liebe Abwechslungen, ich bin sehr dafür. Ich finde, die ganze Zeit ein und dasselbe, das wird furchtbar eintönig.«

»So?« sagte er.

Durch die Taxifenster sahen die Straßen aus wie schwarzes Öltuch.

»Weiβt du, du bist süß, wenn du viel lachst«, sagte er.

»Du gefällst mir am besten, wenn du viel lachst.«

»Ich bin furchtbar nett. Weiβt du nicht, daß ich furchtbar nett bin?«

»Natürlich weiß ich es.«

Ich sagte: »Und ich werde noch netter sein, wenn ich ein bißchen Übung habe.«

»Da bin ich nicht so sicher«, sagte er.

Er sah so aus, als habe er beschlossen, mich nicht wiederzusehen. Aber er kam danach noch mehrere Male. Und dann fragte er immer: »Na, übst du fleißig?« »Aber sicher.«

»Ich glaube, dafür bist du hier an der richtigen Adresse.«

Als ich zum letzten Mal mit ihm ausging, gab er mir

fünfzehn Pfund. Danach hatte ich tagelang den Plan, aus London wegzugehen. Die Namen all der Orte, wo ich hinfahren könnte, gingen mir immer wieder im Kopf herum. (Das ist nicht die einzige Stadt in der Welt; es gibt noch andere. Man ist nicht so deprimiert, wenn man sich das klarmacht.) Und dann traf ich Maudie, die bei Selfridge herauskam, und wir gingen in einen Teeladen. Sie stellte mir nicht viele Fragen, denn sie hatte nichts als eine lange Geschichte von einem Elektroingenieur im Kopf, den sie kennengelernt hatte und der in Brondesbury wohnte und verrückt nach ihr war. Sie war sicher, sie könnte ihn dazu bringen, daß er sie heirate, wenn sie sich nur ein bißchen herausputzen könnte.

Sie sagte: »Ist es nicht schrecklich, so eine Chance zu verpassen, bloß weil dir ein bißchen Geld fehlt? Denn es ist eine Chance. Manchmal ist man sich ganz sicher, stimmt's? Aber ich bin so verdammt abgerissen, und weißt du, wenn man abgerissen ist, bringt man nichts zustande, man hat kein Selbstvertrauen. Und er achtet auf Kleider – er achtet auf sowas. Fred heißt er. Neulich sagte er zu mir: ›Wenn mir etwas an einem Mädchen nicht entgeht, dann sind es ihre Beine und ihre Schuhe.‹ Also meine Beine sind in Ordnung, aber sieh dir meine Schuhe an. Immer sagt er solche Sachen, und ich komme mir ganz fürchterlich vor. Er ist ein bißchen verklemmt, aber das hindert sie nicht, wählerisch zu sein. Viv war genauso. Ist es nicht fies, wenn eine solche Sache platzt, nur weil dir ein bißchen Kleingeld fehlt? Ach Gott, ich wollte, daß was draus würde. Ich wünsche mir das so!«

Als ich sie fragte, wieviel sie brauchte, sagte sie: »Mit acht Pfund zehn Schilling käme ich viel weiter.« Also lieh ich ihr acht Pfund zehn Schilling.

So ist es immer mit Geld. Man weiß nie, wo es bleibt.

Man wechselt einen Fünfer, und weg ist er.

Die Treppe rauf war es ziemlich schlimm, aber als wir im Schlafzimmer waren und etwas tranken, ging es wieder besser.

»Sie haben ein Grammophon«, sagte er. »Großartig! Haben Sie diese wunderschöne Bach-Platte? Es ist ein Konzert oder so was. Für zwei Violinen – Kreisler und Zimbalist. Der genaue Name fällt mir nicht mehr ein.«

Er hatte einen kleinen, knapp gestutzten Schnurrbart und einen Verband um ein Handgelenk. Warum war es verbunden? Ich weiß es nicht, ich fragte nicht danach. Er sah nicht so nett aus, wie ich gedacht hatte, als er mich ansprach. Seine Stimme hatte es mir angetan. Seine Augen waren ein bißchen trübe.

»Nein, ich habe nichts von Bach.«

Ich legte *Puppchen* auf und ging die Platten durch.

»Was ist denn das? *Connais-tu le pays?* Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen? Probieren wir's damit.«

»Nein, das habe ich über«, sagte ich.

Ich legte *Ein kleiner Flirt, ein kleiner Kuß* auf und dann wieder *Puppchen*. Wir fingen an zu tanzen, und während wir tanzten, starrte der Hund auf dem Bild über dem Bett selbstgefällig auf uns herunter. (»Kennst du das Land? Wenn du das Land kennst, wird natürlich alles anders. Das Land, wo die Zitronen blühen?«)

Ich sagte: »Ich kann den verdammten Köter nicht mehr sehen.«

Ich hörte auf zu tanzen, zog einen Schuh aus und warf ihn gegen das Bild. Das Glas zersprang.

»Das wollte ich schon seit Wochen«, sagte ich.

Er sagte: »Volltreffer. Aber wir machen ziemlichen Lärm, was?«

Ich sagte: »Keine Sorge. Wir können so laut sein, wie

wir wollen. Das macht nichts. Von mir aus soll sie verdammt noch mal nur kommen und irgendwas sagen, wenn ich verdammt noch mal Lust habe, Krach zu machen.«

»Recht so«, sagte er und sah mich von der Seite an.

Wir tanzten weiter. Es fing wieder an.

Ich sagte: »Lassen Sie mich mal eben los.«

»Nein, warum?« fragte er und grinste mich an.

»Mir ist furchtbar übel.«

Der Trottel dachte, ich machte einen Witz, und ließ nicht los.

Ich sagte: »Lassen Sie mich los«, aber er hielt mich immer noch fest. Ich schlug ihm auf das verbundene Handgelenk, damit er mich losließ. Es muß ihm weh getan haben, denn er fing an, mich zu beschimpfen.

»Was soll das, du kleines Miststück? Du Hure.« Und so weiter. Und ich konnte nicht anders, ich gab es ihm zurück.

Wie Seekrankheit, nur schlimmer, und alles wogt auf und ab. Und Erbrechen. Und ich dachte: »Es kann nicht das sein, es kann nicht das sein. Oh, es kann nicht das sein. Reiß dich zusammen; es kann nicht das sein. Habe ich nicht immer... Und außerdem ist es früher auch nicht passiert. Warum sollte es jetzt passieren?«

Als ich wieder ins Schlafzimmer kam, war er verschwunden. Wie ein geölter Blitz, wie Ethel gesagt hätte. Glas lag am Boden. Ich kehrte es auf ein Stück Zeitung zusammen und stapelte die Schallplatten aufeinander. (Nicht daran denken, nicht daran denken. Denn wenn man daran denkt, passiert es.)

Ich zog mich aus und legte mich ins Bett. Immer noch wogte alles auf und ab.

»Connais-tu le pays où fleurit l'oranger?«

...Miss Jackson sang das immer mit piepsiger Tremolostimme und sie sang immer Des Elsaß blaue Berge habe ich im Blick – Miss Jackson Oberst Jacksons uneheliche Tochter –ja unehelich armes altes Ding aber wirklich eine so reizende Frau und sie spricht so schön Französisch ja ihre Französischstunden sind das Geld wert natürlich war ihre Mutter – es war sehr dunkel in ihrem Wohnzimmer die schäbigen Palmwedel und vergilbte Photographien von Männern in Uniform und durch das Fenster die Blätter des Bananenbaums mit seidigen Rissen (ein Bananenblatt zu zerreißen war als zerrisse man dicke grüne Seide aber leicht und glatter als Seide sich zerreißen lässt) – Miss Jackson war sehr mager und hielt sich sehr gerade und trug immer Schwarz –ihr totenblasenes Gesicht und ihre glitzernden pechschwarzen Augen – ja ihr Kinder dürft kommen und im Garten euer Mondscheinpicknick machen aber ihr dürft nicht mit Sachen nach Captain Cameron werfen (Captain Cameron war ihre Katze) – ihre Stimme wurde immer so piepsig und klein wenn sie versuchte laut zu sprechen – sie rief jetzt aber Kinder nicht zanken ihr erschreckt Captain Cameron und alles – der verzinkte Eisenzaun am Ende ihres Gartens sah im Mondschein blau aus – er sah kälter aus als alles was ich je gesehen hatte oder je sehen werde – und wie sie sang Des Elsaß blaue Berge.

Die blauen Berge – Morne Grand Bois hieß einer –und Morne Anglais Morne Colle Anglais Morne Trois Pitons Morne Rest – Morne Rest hieß einer – und Morne Diablotin dessen Gipfel immer von Wolken bedeckt war – es ist ein hoher Berg fünftausend Fuß mit dem Gipfel ständig in den Wolken und Anne Chewett sagte immer es ist ein Spukberg und Obeah – sie war im Gefängnis ge-

wesen wegen Obeah (Obeahfrauen die Leichen ausgraben und ihnen die Finger abschneiden und deswegen ins Gefängnis kommen – denn die Hände sind Obeah) – aber bringen sie nicht ganz komische Sachen fertig – oh wenn du hier lebstest würdest du sie gar nicht so ernst nehmen –

Obeah Zombis Soucraits – man liegt im Dunkeln hat Angst vor dem Dunkel Angst vor den Soucraits die durchs Fenster hereinfliegen und dir das Blut aussaugen – sie Schein dich in den Schlaf mit ihren Flügeln und dann saugen sie dir das Blut aus – man erkennt sie am Tag – sie sehen aus wie Menschen aber ihre Augen sind rot und starr und nachts sind sie Soucraits – ich schaue in den Spiegel und denke manchmal meine Augen sehen aus wie Soucraintaugen...

Das Bett wogte auf und ab, und ich lag da und dachte:
»Es kann nicht das sein. Reiß dich zusammen. Es kann nicht das sein. Habe ich nicht immer... Und all die Sachen, die helfen sollen. Ich weiß, wann es passiert ist. Die Lampe über dem Bett hatte einen blauen Schirm. Es war der, mit dem ich ging, nachdem Carl gerade weg war.« Und ich rechnete die Tage und Daten zurück und dachte: »Nein, ich glaube, da war es nicht. Ich glaube, es war...«

Sobald eine Sache passiert ist, ist sie natürlich nicht mehr phantastisch, sie ist unvermeidlich. Das Unvermeidliche ist das, was man tut oder getan hat. Das Phantastische ist einfach das, was man nicht getan hat. Das ist bei jedem so.

Das Unvermeidliche, das Offensichtliche, das Erwartete. Sie beobachten dich, mit Gesichtern wie Masken mit der ewigen Fratze der Mißbilligung. Ich habe immer gewußt, das Mädchen taugt nichts. Ich habe immer gewußt, das Mädchen ist eine... Warum hast du das nicht ge-

macht? Warum hast du jenes nicht gemacht? Warum zum Teufel hast du kein Loch ins Wasser gemacht?

Ich träumte, ich sei auf einem Schiff. Vom Deck aus sah man kleine Inseln – Puppeninseln –, und das Schiff fuhr über ein Puppenmeer, durchsichtig wie Glas.

Jemand sagte mir ins Ohr: »Das ist deine Insel, von der du so viel erzählst.«

Und das Schiff fuhr sehr nahe an eine Insel heran, die meine Heimat war, nur die Bäume waren alle falsch. Das da waren englische Bäume, ihre Blätter hingen ins Wasser. Ich versuchte, einen Zweig zu packen und an Land zu gehen, aber das Deck des Schiffes dehnte sich aus. Jemand war über Bord gegangen.

Und dann war da ein Matrose, der einen Kindersarg trug. Er hob den Deckel hoch, verbeugte sich und sagte: »Der Kinderbischof«, und ein glatzköpfiger Zwerg setzte sich in dem Sarg auf. Er trug ein Priestergewand. Er hatte einen großen blauen Ring am Mittelfinger.

»Ich sollte den Ring küssen«, dachte ich in meinem Traum, »und dann sagt er In nomine Patris, Filii...«

Als der Kinderbischof aufstand, war er wie eine Puppe. Seine großen, hellen Augen in dem schmalen, grausamen Gesicht rollten wie die Augen einer Puppe, die man von einer Seite auf die andere neigt. Er verbeugte sich von rechts nach links, während der Matrose ihn hielt.

Aber ich dachte: »Was heißt über Bord?«, und ich hatte dieses schreckliche Herzklopfen.

Ich versuchte immer noch, über das Deck zu gehen und an Band zu kommen. Ich machte gewaltige, kletternde, fliegende Schritte zwischen verschwommenen Gestalten hindurch. Ich war kraftlos und sehr müde, aber ich mußte weiter. Und der Traum steigerte sich zu einem Höhepunkt der Sinnlosigkeit, Müdigkeit und Entkräft-

tung, und das Deck wogte auf und ab, und als ich aufwachte, wogte immer noch alles auf und ab.

Es war komisch, wie ich danach immer wieder vom Meer träumte.

Laurie sagte: »Ich habe einen reizenden Brief von Ethel bekommen. Sie schreibt, du schuldest ihr Geld – zwei Wochen Miete. Und sie schreibt, du hast ihre Daunendecke ruiniert und ein Bild und den weißen Anstrich im Schlafzimmer und – mein Gott, sie hört gar nicht mehr auf. Ich verstehe nicht, warum sie mir das erzählt. Wie dem auch sei, hier ist der Brief.«

227, Bird Street, W.

26. März 1914

Meine liebe Laurie!

Wahrscheinlich weißt du mittlerweile, dass Anna letzte Woche hier ausgezogen ist. Es stimmt zwar, dass ich sie dazu auffordern mußte, aber ich hoffe, du nimmst nichts für bare Münze, was sie über mich erzählen wird, denn für mich sieht die ganze Sache anders aus. Du mußt nämlich wissen, als ich Anna anbot, sie könne hier einzehen und bei mir wohnen, hatte ich keine Ahnung, welche Sorte Mädchen sie ist, und man kann sich wirklich sehr in ihr täuschen. Ich weiß, wie das Leben ist, und ich will zu niemandem ungerecht sein. Und als es damit anfing, dass Mr. Redman zu ihr kam, habe ich nichts gesagt. Er war ein sehr netter Mann und wußte sich zu benehmen. Aber als er abgereist war, trieb sie es wirklich zu bunt, aber nicht so, dass man es noch irgendwie respektieren konnte, denn alles kann man so oder so machen. Dass ein Mädchen ein, zwei Freunde hat, ist eine Sache, es ist aber ganz was anderes, wenn sie den ersten besten auf der Straße aufliest, ganz gleich, ob man ja

dazu sagt oder nein dazu sagt, und zu mir nie ein Wort. Und griesgrämig, mein Gott. Ich habe noch nie so ein Mädchen gesehen – nie ein Scherz oder ein nettes Wort. Und als Krönung des Ganzen kommt sie letzte Woche zu mir und sagt, sie bekommt ein Kind. Nach dem, was sie sagt, scheint mir, dass sie schon im dritten Monat ist. Als ich ihr sagte, sie hätte es mir früher sagen sollen, wenn ich ihr helfen sollte – Warum haben Sie nicht schon längst etwas unternommen, sagte ich –, gab sie zur Antwort, ich habe alles versucht, was ich wußte, und dachte. Sie wüßten vielleicht etwas anderes. Dabei starrten ihr die Augen aus dem Kopf, dass sie einem ganz blöd vorkam. Man wird ganz verzweifelt, es ist schrecklich, sagte sie. Und als ich sagte, ich finde, das ist ein bißchen viel von mir verlangt—hilft er Ihnen nicht weiter— sagte sie, ich weiß nicht, wer es war, und fing an, ganz schamlos zu lachen, und das zeigt doch gerade, was für eine Sorte Mädchen sie ist, denn alles kann man so oder so machen, nicht wahr. Und die ganze Zeit war ihr übel, und ich habe ihr gesagt, sowas kann ich in meiner Wohnung nicht dulden, und Sie können mir auch keinen Vorwurf machen, oder? Und wenn Sie bloß gesehen hätten, in welchem Zustand sie ihr Zimmer hinterlassen hat, und nächste Woche soll jemand Neues einziehen! Ein Bild, was ich hatte – das Glas ganz kaputt, und jetzt habe ich ein Bild ohne Glas, und die schöne seidene Daunendecke ist überall mit Weinflecken verschandelt. Sie hat mich 35 Schilling gekostet, und das war noch billig. Und überall auf dem weißen Anstrich Brandflecken von Zigaretten. Ich schäme mich jetzt für das Zimmer, und es war ein so schönes Zimmer, als sie einzog – ganz neu hergerichtet. In Menschen kann man sich wirklich täuschen – das ist alles, was ich sagen kann, und muß dafür zahlen. Außer-

dem schuldet sie mir für zwei Wochen die Miete. Fünf Guineen. Ich weiß, früher oder später kommt sie mit einem Haufen Lügen zu Ihnen, und ich kann den Gedanken nicht erfragen, dass sie so zu Ihnen kommt, denn Sie sind die Sorte Mädchen, von der ich sehr viel halte, und ich kann Ihnen sagen, dass ich es mir auch nicht leisten kann, einfach so Geld zu verlieren. Wenn Sie wüßten, was für eine Sorte Mädchen sie ist, dann, glaube ich, möchten Sie wohl nichts mehr mit ihr zu tun haben. Sie ist nicht die Sorte Mädchen, die sich jemals selbst durchbringen wird.

Herzlich, Ihre Ethel Matthews

Ich hoffe, Sie bald einmal zu sehen. Und mein Vermieter hat sich auch über sie beschwert.

»Ich weiß nicht, warum sie dir das alles schreibt«, sagte ich.

Laurie sagte: »Das weiß ich auch nicht.

Du solltest den Leuten keinen Vorwand liefern«, sagte sie. »Wenn du den Leuten einen Vorwand lieferst, dann nützen sie ihn immer aus.«

»Ich bin ihr kein Geld schuldig«, sagte ich. »Es ist umgekehrt. Sie hat sich fast drei Pfund von mir geliehen und nie zurückbezahlt. Ich weiß nicht, warum sie dir das alles schreibt.« Und die ganze Zeit dachte ich immer rundherum im Kreis daran, dass es in mir ist, und an all die Sachen, die ich genommen hatte, so dass es ein Monster würde, wenn ich es bekäme. Die Abbe-Sebastians-Pillen, blaßgelbes Etikett, eine Guinee pro Schachtel, gelbes Etikett, zwei Guineen, orangerotes Etikett drei Guineen. Keine Augen vielleicht... Keine Arme

vielleicht. ... Reiß dich zusammen.

Die Hände wurden mir kalt, und ich wußte, mir würde wieder übel werden.

»Ich weiß jemanden«, sagte Laurie. »Aber ob sie es jetzt noch für dich macht, ist eine andere Frage. Es ist etwas, das jedem passieren kann, aber du hättest wirklich früher etwas unternehmen sollen. Ich hätte dir sagen können, dass die ganze Pillenschluckerei nichts bringt... Die Leute, die das Zeug verkaufen – die machen den Reibach... Ich weiß nicht, ob sie es jetzt noch für dich macht. Hast du irgendwelches Geld?«

»Ja«, sagte ich. »Ich habe meinen Pelzmantel verkauft. Ich könnte ihr zehn Pfund geben.«

»Das reicht nicht«, sagte Laurie. »Dafür macht sie es nicht. Meine Liebe, sie wird vielleicht fünfzig verlangen. Kennst du niemanden, der es dir leihst? Was ist mit dem Mann, von dem du erzählt hast, dass er dir immer Geld gegeben hat? Kann er dir nicht helfen? Oder war das gelogen?«

»Nein, es war nicht gelogen.«

»Also, warum schreibst du ihm nicht?« sagte sie. »Denn ich warne dich, wenn du noch länger wartest, dann findest du überhaupt niemanden mehr, der es dir macht. Warum schreibst du nicht gleich? Ich habe wahnsinnig schickes Briefpapier, das kannst du benutzen. Briefpapier macht bei den Leuten viel aus. Wenn du um Geld bittest, dann willst du doch bei den Leuten nicht den Eindruck erwecken, du wärst am Boden und erledigt, du willst ihnen doch etwas zu denken geben.

Schreib, du bist krank, und bitte ihn, dich zu besuchen«, sagte sie. »Und gib ihm meine Adresse; das ist besser, als ihn in ein Pensionszimmer zu bestellen. Und Kopf hoch. Es wird schon werden.«

»Ich weiß nicht, was ich schreiben soll«, sagte ich.

»Stell dich nicht so an. Schreib: Lieber Spilleisen, oder wie sein verdammter Name auch ist. Es geht mir nicht sehr gut. Ich würde Sie sehr gerne sehen. Sie haben immer versprochen, Sie würden mir helfen. Und so weiter und so fort.«

Aus sehr weiter Ferne sah ich zu, wie die Feder schrieb: ›Mein lieber Walter...‹

Der große Baum auf dem Platz gegenüber von d'Adhemars Wohnung stand vollkommen still da, und die sich gabelnden Äste sahen wie ausgestreckte Zeigefinger aus. Alles war vollkommen still, als sei es ausgestorben. Dann zwitscherte bange ein Vogel, und alle fingen an – erst einer, dann ein zweiter und dann noch einer.

»Hör dir das an. Die armen kleinen Dinger denken, es ist Nacht«, sagte Laurie.

»Es ist ja auch kein Wunder«, sagte Adhemar. Sie hatte mir erzählt: ›Er spinnt ein bißchen, aber er ist ein furchtbar nettes altes Haus. Und er hat eine schöne Wohnung, und er sagt, er hat vor kurzem ein herrliches Buch mit schweinischen Bildern gekaufte

Ich mochte ihn, aber er parfümierte sich. Ich roch es und den Wein in meinem Glas. Das Schlimme war, selbst wenn mir nicht übel war, wußte ich, es lauerte um die Ecke und wartete darauf, wieder anzufangen.

Nach dem Mittagessen ging er im Zimmer auf und ab und sagte ein Gedicht auf, das anfing: ›Philistins, epiciers; und dann sprach er vom Sonntag in London; und über die Portobello Road, die in der Nähe seiner Wohnung lag; und die Straßen drumherum, die ausgestorbenen Straßen und die gesichtslosen Fassaden der Häuser.

»Es ist schrecklich«, sagte er und wedelte mit den Händen. »Die Trostlosigkeit, die Hoffnungslosigkeit. Die

Verzweiflung – man atmet sie ein. Man sieht sie; man sieht sie so deutlich wie den Nebel.« Er lachte. »Was soll's. Alles hat auch sein Positives. Natürlich kann auch die Enttäuschung zu etwas Behaglichem, Wünschenswertem und Warmem werden.«

»Komm schon, Papa«, sagte Laune, »quatsch nicht so viel. Zeig uns dein Buch mit den schweinischen Bildern.«

Er zeigte uns ein Buch mit Zeichnungen von Aubrey Beardsley.

»Ich bin enttäuscht«, sagte Laurie. »Sehr enttäuscht. Das ist ja völlig harmlos. Ist das Buch wirklich viel Geld wert? Ich kann nur sagen, manche Leute wissen nicht, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen.«

Es war Viertel vor vier. Ich sagte: »Ich muß gehen.«

»Um wieviel Uhr kommt er?«

»Um halb fünf.«

»Trinken Sie noch einen Cognac, bevor Sie gehen«, sagte d'Adhemar. Er goß den Brandy in drei kleine Gläser. »Auf die blasierten Lackaffen und die maulfrommen Gockel und die Heuchler und die Feiglinge und die armen Narren! Wer bleibt dann noch übrig?«

»Sie sollte lieber nichts trinken; ihr wird übel davon«, sagte Laurie.

Ich nahm ein Taxi.

(Natürlich kommt alles wieder in Ordnung. Es wird etwas passieren, wenn es mir besser geht, und dann noch etwas und dann noch etwas. Es wird schon werden.)

Er kam zu spät, und während ich wartete, war ich sehr nervös. Immer wieder schluckte ich den Kloß in meiner Kehle hinunter, und immer wieder kam er zurück. Dann klingelte es, und ich ging zur Tür und machte auf.

Ich sagte: »Hallo, Vincent«, und er lächelte mich an

und sagte: »Hallo!« Ich führte ihn ins Wohnzimmer.

»Walter hat dir geschrieben, dass ich käme?«

»Ja, er schrieb aus Paris.«

»Ist das deine Wohnung?« sagte er und sah sich um.

»Nein, ich wohne hier bei einer Freundin – Miss Gaynor. Es ist ihre Wohnung.«

»Es tut mir furchtbar leid, dass es dir gar nicht gut geht«, sagte er. »Was ist los?« Als ich es ihm erzählte, beugte er sich in seinem Stuhl vor und starrte mich an. Er sah sehr frisch und sauber und nett aus, seine Augen waren klar und hell wie blaues Glas, und seine langen Wimpern standen keine Sekunde still. Er starrte mich an – und er hätte es genausogut auch aussprechen können.

»Nein, ich will damit nicht sagen, dass es von Walter ist. Ich weiß nicht, von wem es ist.«

Er lehnte sich wieder in seinem Stuhl zurück und sagte eine Weile nichts. Dann sagte er: »Natürlich wird Walter dir helfen. Natürlich macht er das, meine Liebe. Darüber mach dir keine Sorgen. Was willst du machen?«

»Ich will es nicht haben«, sagte ich.

»Ich verstehe«, sagte er. Und er redete weiter, aber ich hörte kein Wort von dem, was er sagte. Und dann hörte seine Stimme auf.

Ich sagte: »Ja, ich weiß. Laurie hat mir jemanden genannt. Sie verlangt vierzig Pfund. Sie sagt, sie muß es in Gold haben. Etwas anderes nimmt sie nicht.«

»Ich verstehe«, sagte er wieder. »In Ordnung; du wirst das Geld bekommen. Reg dich nicht auf; sei nicht mehr traurig.« Er nahm meine Hand und tätschelte sie.

»Arme kleine Anna«, er gab seiner Stimme einen sehr sanften Ton. »Es tut mir so wahnsinnig leid, dass es dir so schlecht geht.« Er gab seiner Stimme einen sehr sanften Ton, aber der Blick in seinen Augen war wie eine

hohe, glatte, unbezwingbare Wand. Keine Verbindung möglich. Man muß dreiviertel übergeschnappt sein, um es auch nur zu versuchen.

»Alles wird gut. Und dann mußt du dich zusammenreißen und die ganze Sache zu vergessen versuchen und von vorne anfangen. Du mußt nur wollen, und du wirst alles vergessen.«

»Glaubst du?« sagte ich.

»Natürlich«, sagte er. »Du wirst es vergessen, und es wird genauso sein, als wäre es nie passiert.«

»Möchtest du Tee?« sagte ich.

»Nein danke, ich möchte keinen Tee.«

»Dann einen Whisky-Soda.«

Auch ich trank einen – komischerweise wurde mir nicht übel davon –, und während wir tranken, erzählte er mir, er kenne eine Frau, die es habe machen lassen, und sie habe gesagt, es sei halb so schlimm, kein Grund zur Aufregung.

Ich sagte: »Es ist nicht so, dass ich mich darüber aufrege. Es ist nur, dass ich es manchmal haben möchte, und dann denke ich, wenn ich es bekäme, würde es ein... Es wäre etwas nicht in Ordnung mit ihm. Und darüber denke ich die ganze Zeit nach, und das macht mir Sorgen.«

Vincent sagte: »Mein liebes Mädchen, Unsinn, Unsinn.

Ich begreife es nicht«, sagte er. »Ich kann es einfach nicht begreifen. War es das Geld? Es kann nicht das Geld gewesen sein. Du mußt doch gewußt haben, dass Walter sich um dich kümmern würde. Und dass er alles geregelt hatte. Er hat sich furchtbare Sorgen gemacht, als du weggingst und ihm nicht sagtest, wohin. Er hat mehrmals gesagt, wie besorgt er sei. Er hatte alles geregelt.«

»So und soviel jeden Samstag«, sagte ich. »Quittung liegt bei.«

»Es hat doch keinen Sinn, so zu reden. Jetzt bist du doch sehr froh darüber, oder?«

Ich gab keine Antwort.

»Wird das hier deine Adresse sein? Sollen wir hierher schreiben? Wirst du bei deiner Freundin wohnen bleiben?«

»Nur die nächsten vier oder fünf Tage.«

»Und wo bist du dann?«

Ich sagte: »Ich weiß es noch nicht genau. Laune hat mir von einer Wohnung in der Langham Street erzählt.«

»Weißt du, wie hoch die Miete ist?«

»Zwei Pfund zehn Schilling die Woche.«

»Das ist in Ordnung. Das kannst du schaffen.« Er hustete. »Wegen der vierzig Pfund – wann willst du sie?«

»Ich muß erst mal zu ihr – ich meine Mrs. Robinson. Ich muß zu ihr und sie fragen.«

»Selbstverständlich«, er hustete wieder. »Gut, du mußt es mich wissen lassen. Wenn du schreibst, dann schreibe mir – nicht Walter. Er ist für einige Zeit im Ausland.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Du bist furchtbar nett.«

Er sah auf Lauries Foto auf dem Kamin. »Ist das deine Freundin?« fragte er. »Ist sie wirklich so hübsch?«

»Ja, sie ist hübsch«, sagte ich.

»Ich bin sicher, ich habe sie schon irgendwo gesehen.«

»Ganz bestimmt«, sagte ich. »Sie hat eine Menge Freunde; du würdest staunen.«

»Sie ist wirklich hübsch. Aber hart – ein bißchen hart«, als redete er mit sich selbst. »Sie werden so. Es ist ein Jammer.«

Übrigens«, sagte er, »da ist noch eines. Wenn du irgendwelche Briefe von Walter hast, muß ich dich bitten, sie mir zu geben.«

Ich muß leider darauf bestehen«, sagte er.

Ich holte die Briefe. Ich sah sie nicht an, bis auf den, der zuoberst lag; er lautete: »Kommst du bitte heute abend um elf im Taxi an die Ecke Hay Hill und Dover Street? Bitte warte dort, ich hole dich ab. Schüchterne Anna, ich liebe dich so. Immer, Walter.«

»Sind das alle?« fragte Vincent.

»Es sind alle, die ich aufgehoben habe«, sagte ich.
»Normalerweise hebe ich Briefe nicht auf.

Da ist noch der, in dem er mir aus Paris geschrieben hat, dass du kommst – den nimmst du am besten auch mit.« Ich nahm ihn aus meiner Handtasche und reichte ihn ihm.

»Du bist ein nettes Mädchen, wirklich. Na komm, setz dir keine Flausen in den Kopf. Du mußt dir nur fest vornehmen, dass es anders werden soll, dann – wird es auch anders ... Bist du sicher, dass das alle Briefe sind?«

»Ich habe es dir doch gesagt«, sagte ich.

»Ja, ich weiß.« Er tat, als müsse er lachen. »Siehst du. Ich vertraue dir.«

»Ja, das sehe ich.

Wo gehst du hin, wenn du hier weggehst?« fragte ich.

»Wer – ich? Warum?«

»Weil ich das gern wüßte. Weil ich mir nicht vorstellen kann, was du tust, wenn du hier weggehst, und ich möchte mir gerne alles vorstellen können.«

»Ich fahre aufs Land«, sagte er. »Bis Dienstag morgen, Gott sei Dank.«

»Und was machst du da?«

»Ich spiele Golf und so weiter.«

»Wie schön!« sagte ich. »Wie geht's Germaine?«

»Ach, ganz gut. Sie ist wieder in Paris. London gefällt ihr nicht.«

»Es muß schön sein auf dem Land.«

Er sagte: »Es duftet gut.«

»Davon hast du mir erzählt«, sagte ich, »in deinem Brief.«

»In welchem Brief? Ach ja, ja, ich erinnere mich.«

»Es hat keinen Zweck, mich nach dem zu fragen«, sagte ich. »Ich habe ihn nicht aufgehoben.«

»Kopf hoch«, sagte er. »Es wird alles gut werden. Ich sehe nicht, warum nicht alles gut werden sollte.«

Als Laurie hereinkam, weinte ich. Sie sagte: »Um Himmels willen, wozu denn weinen? Ist alles geregelt?«

»Ja«, sagte ich.

»Was gibt's denn dann zu weinen?«

D'Adhemarwar bei ihr. Er sagte: »T'en' fais pas, mon petit. C'est une vaste blague.«

Das Schlafzimmer in Mrs. Robinsons Wohnung war sehr aufgeräumt, und auf dem Tisch stand eine Vase mit Mimosen.

Sie kam lächelnd herein. Sie war Schweizerin – aus der französischen Schweiz.

Ich sagte: »Elles sont jolies, ces fleurs-là.« Geziert lächelnd, weil ich ihr zeigen wollte, dass ich Französisch konnte, weil ich wollte, dass sie mich mochte.

Sie sagte: »Vous trouvez? On nie les a données. Mais moi, j'ai horreur de fleurs dans la maison, surtout de ces fleurs-là.«

Sie war groß und blond und fett und sah sehr frisch aus. Sie trug ein rotes, enganliegendes Kleid. Nicht sehr geschmackvoll, wenn man bedenkt, dass sie fett war. Ich dachte: »Sie sieht kein bißchen französisch aus.« Ich gab ihr das Geld, das in einen kleinen Leinenbeutel eingenäht war. Ich hatte nicht gewußt, dass Gold so schwer ist.

Sie lächelte und nickte und bewegte die Hände, wäh-

rend sie mir mitteilte, was ich danach tun sollte. Das war das einzig Französische an ihr – dass sie die Hände so viel bewegte.

Sie brachte mir ein kleines Glas Brandy. Ich sagte:
»Ich dachte, man nimmt immer Rum.«

»Comment?«

Ich trank ihn sehr schnell, aber er stieg mir überhaupt nicht in den Kopf. Ich sagte mir immer wieder: »Sie ist ungeheuer erfahren. Laurie sagt, sie ist ungeheuer erfahren.«

Sie ging weg, und ich machte die Augen zu. Ich wollte nicht sehen, was sie tat. Als ich merkte, dass sie wieder neben mir stand, sagte ich: »Wenn ich es nicht aushalte, wenn ich Sie bitte aufzuhören, hören Sie dann auf?«

Sie sagte, als spräche sie mit einem Kind: »Oh ja, ja, ja...«

Die Erde bäumte sich unter mir auf. Sehr langsam. So langsam.

»Halt«, sagte ich. »Sie müssen aufhören.«

Sie gab keine Antwort. Ich konnte mich nicht rühren. Es war zu spät, um sich zu rühren, zu spät.

Sie sagte: »La«, und atmete tief aus.

Ich machte die Augen auf. Ich weinte immer noch. Sie ging weg. Ich setzte mich auf, und alles war anders. Sie brachte mir meine Handtasche. Ich nahm ein Taschentuch heraus und wischte mir das Gesicht ab.

Ich dachte: »Es ist vorbei. Aber ist es wirklich vorbei?«

Sie sagte: »Es kommt alles in Ordnung. In zwei, drei Wochen.«

»Ist das ganz sicher?«

»Ja, ganz sicher.«

Sie lächelte und sagte höflich: »Vous êtes très courageuse.« Sie klopfte mir auf die Schulter und ging aus

dem Zimmer, und ich zog mich an.

Dann kam sie zurück und brachte mich zur Tür und schüttelte mir an der Tür die Hand und sagte: »Alors, bonne chance.«

Ich verließ das Haus. Ich hatte Angst, über die Straße zu gehen, und dann hatte ich Angst, die schiefen Häuser könnten auf mich fallen oder das Pflaster könnte sich aufrichten und mich erschlagen. Aber am meisten hatte ich Angst vor den Leuten, die vorbeigingen, weil ich starb; und gerade weil ich starb, könnte jeder von ihnen jederzeit haltmachen und auf mich zukommen und mich niederschlagen oder mir so weit er konnte die Zunge herausstrecken. Wie damals zu Hause mit Meta, als Maskerade war und sie mich besuchte und mir durch den Schlitz in der Maske die Zunge herausstreckte.

Ein Taxi fuhr vorbei. Ich hob die Hand, und der Mann hielt. Ich bekam die Tür nicht auf, und er stieg aus und öffnete sie für mich.

Laurie wartete auf mich in der Wohnung in der Langham Street, und als ich ankam, sagte sie: »Na, ist der erste Teil des Programms über die Bühne gegangen?«

»Ja«, sagte ich. »Sie sagt, ich muß nur warten, dann geht es schon in Ordnung. Sie sagt, ich muß soviel laufen wie möglich und warten; und nichts tun – nur warten, und es geht in Ordnung.«

»Gut, ich würde genau machen, was sie sagt. Sie ist sehr erfahren.«

»Ich warte ein bißchen ab«, sagte ich. »Aber ich hoffe, es dauert nicht zu lange. Ich glaube nicht, dass ich sehr lange warten kann, bis es passiert. Könntest du das? Sie wollte wissen, ob ich nachts allein bin? Es wäre besser, wenn jemand da wäre.«

»Tja, warum fragst du nicht die Putzfrau, Mrs. Sowie-

so, ob sie dableibt?«

»Mrs. Polo.«

»Was für ein Name! Warum bittest du nicht Mrs. Polo zu bleiben?«

»Sie kann nicht. Sie hat ein Baby. Außerdem glaube ich, es ist besser, man zieht sie nicht mit hinein.«

»Das stimmt«, sagte Laurie. »Es ist wohl ratsam, überhaupt niemanden hineinzuziehen. Es wird schon werden. Die Frau ist sehr erfahren.«

»Ja, ich weiß. Nur das Warten darauf, dass es passiert, macht mich nervös.«

Laurie sagte: »Ich würde aber auf jeden Fall mit dem Gin langsamer machen, wenn ich du wäre. Du hast in letzter Zeit zuviel getankt.«

Die Wohnung war voller Möbel und rosa Vorhänge und Kissen und fransenbesetzter Matten. Auf die Pauke gehauen, wie Maudie sagen würde. Und auch hier tauchten die *Cries of London* auf, aber diesmal im Schlafzimmer.

Alles war immer so völlig gleich. Das war es, woran ich mich nie gewöhnen konnte. Und an die Kälte; und an die Häuser, die alle genau gleich waren, und die Straßen nach Norden, Süden, Osten und Westen, alle genau gleich.

Vierter Teil

Das Zimmer war fast dunkel, aber ein langer, gelber Lichtstrahl drang unter der Tür aus dem beleuchteten Flur herein. Ich lag da und beobachtete ihn. Ich dachte: »Ich bin froh, dass es passiert ist, als niemand da war, denn ich hasse Menschen.«

Ich dachte: »Schmerzen ...«, aber es war so lange her, dass ich vergessen hatte, wie es gewesen war. Es ging mir gut, nur dass ich ab und zu das Gefühl hatte, ich fiele durch das Bett.

Mrs. Polo sagte: »So war es, als ich heute abend kam, und ich wußte nicht, was ich tun sollte, deswegen habe ich Sie angerufen. Und in so eine Sache möchte ich nicht hineingezogen werden.«

»Aber warum rufen Sie mich an? Es geht mich doch nichts an«, sagte Laurie. »Sie hätten einen Arzt holen sollen.«

Mrs. Polo sagte: »Ich dachte, sie wollte keinen Arzt, der ihr Fragen stellt. Sie sagte mir, es hätte um zwei Uhr angefangen, und jetzt ist es fast Nacht. Was ist, wenn was passiert, und es kommt an die große Glocke?«

»Seien Sie nicht blöd«, sagte Laurie. »Sie kommt schon in Ordnung. Es ist bestimmt bald vorbei.«

»Fühlst du dich besser?« fragte sie.

»Ich fühle mich ein bißchen schwindlig«, sagte ich. »Mir ist schrecklich schwindlig. Ich möchte etwas zu trinken. In der Anrichte ist Gin.«

»Sie sollte jetzt nichts trinken«, sagte Mrs. Polo.

Laune sagte: »Sie haben ja keine Ahnung. Ein Schluck kann ihr überhaupt nicht schaden. Champagner – das gibt man ihnen normalerweise; Champagner sollte sie kriegen.«

Ich trank den Gin und hörte ihnen lange zu, wie sie

flüsterten. Dann machte ich die Augen zu, und das Bett stieg mit mir in die Luft. Es stieg sehr hoch und blieb dort schweben – etwas nach einer Seite gekippt so dass ich mich am Laken festhalten mußte, um nicht rauszufallen. Und die Uhr tickte laut, wie damals, als ich den Hund auf dem Bild ›Treues Herz‹ betrachtete und sah, wie seine Brust sich hob und senkte, und wie ich unaufhörlich sagte: ›Halt, halt‹, aber leise, damit Ethel nichts hörte. ›Ich bin zu alt für so etwas‹, sagte er; ›es ist schlecht fürs Herz.‹ Er lachte, und es klang komisch. ›Les émotions fortes‹, sagte er. Ich sagte: ›Hör auf, bitte hör auf.‹ ›Ich wußte, dass du das sagen würdest‹, sagte er. Sein Gesicht war weiß.

Eine ziemlich praktische Maske die weiße schau sie an und ein sabbernder Idiot streckt die Zunge heraus – eine Maske sagte Vater mit einem Idioten dahinter ich glaube der ganze Sau stall ist so – Nester sagte Gerald das Kind hört zu – oh nein sie hört nicht zu sagte Vater sie guckt zum Fenster hinaus und recht hat sie – man sollte damit aufhören sagte jemand es gehört sieh doch einfach nicht so weiterzumachen man sollte damit aufhören – Tante Jane sagte ich sehe nicht ein warum sie mit der Maskerade aufhören sollten sie haben immer ihre drei Tage Maskerade gehabt so lange ich denken kann warum sollten sie damit Schluß machen manche Leute wollen aber auch mit allem Schluß machen

Ich beobachtete sie durch die Latten der Jalousien – sie zogen singend unter dem Fenster vorbei – bunt wie der Regenbogen wenn man auf sie hinuntersah und der Himmel so blau – drei Musiker gingen voran ein Mann mit einer Ziehharmonika ein anderer mit einem Triangel und ein dritter mit einer Chak-chak die spielten Ein braunes Mädchen steht im Ring und nach den Musikern ka-

men viele kleine Jungen die sich drehten und wanden und tanzten und andere schleppten Kerosinkanister und trommelten mit Stöcken darauf rum – die Masken der Männer waren grellrosa mit schielenden eng beieinander liegenden Augen schielend aber die Masken der Frauen waren aus engmaschigem Draht sie bedeckten das ganze Gesicht und waren am Hinterkopf zusammengebunden – das Taschentuch über dem Hinterkopf verdeckte die Schnüre und auf die Schlitze für die Augen waren sanfte blaue Augen gemalt darunter war eine kleine gerade Nase und ein kleiner roter herzförmiger Mund und unter dem Mund ein zweiter Schlitz so dass sie einem die Zunge herausstrecken konnten – ich hörte sie auf Kerosinkanister hämmern

»Man sollte das stoppen«, sagte Mrs. Polo.

»Mir ist schwindlig«, sagte ich. »Mir ist furchtbar schwindlig.«

Ich beobachtete sie durch die Latten der Jalousie wie sie tanzten in roten und blauen und gelben Kleidern die Frauen hatten sich die dunklen Schultern und Arme weiß gepudert – sie tanzten zur Ziehharmonikamusik in Kleidern bunt wie der Regenbogen und der Himmel so blau – man kann von Niggern nicht erwarten dass sie sich immer benehmen wie Weiße sagte Onkel Bö das hieße die menschliche Natur überfordern – sieh dir die fette Alte an sagte Hester schau sie dir bloß an – oh ja sie macht einen drauf sagte Onkel Bö sie machen alle einen drauf es ist ihnen egal – ihre Stimmen gingen rauf und runter – ich guckte zum Fenster hinaus und wußte warum die Masken lachten und hörte die Ziehharmonika spielen

»Mir ist schwindlig«, sagte ich.

Mir ist furchtbar schwindlig – aber wir tanzten weiter vor und zurück zurück und vor und wirbelten immer her-

um und herum

Der Mann mit der Ziehharmonika war sehr schwarz – er saß da und schwitzte und die Ziehharmonika ging vor und zurück zurück und vor eins zwei drei eins zwei drei pourquoi ne pas aimer bonheur suprême – der Mann am Triangel gab den Takt mit seinem Triangel und mit seinen wippenden Füßen und der kleine Mann der die Chak-chak spielte lächelte mit starren Augen.

Halt halt halt – ich wußte dass du das sagen würdest sagte er.

Mein Liebling muß sich nicht sorgen mein Liebling muß nicht traurig sein – ich dachte sag das noch mal sag das noch mal aber er sagte es ist fast vier vielleicht solltest du gehen

Du solltest gehen sagte er— ich versuchte zu trödeln aber es war sinnlos und im nächsten Augenblick tasteten meine Füße nach den Steigbügeln – es gab keine Steigbügel – ich versuchte mich im Sattel ins Gleichgewicht zu bringen und die Knie zusammenzupressen

Das Pferd ging los mit einer übertrieben federnden wiegenden Bewegung wie ein Schaukelpferd – mir war sehr übel – die ganze Zeit hörte ich die Ziehharmonika hinter mir spielen und das Geräusch der tanzenden Füße der Leute – die Straße lag in einem grünlichen Schatten – ich sah die Reihe der kleinen Häuser auf beiden Seiten vor einem der Häuser stand eine Frau die auf einem Eisenofen voller Holzkohle Fischklopse briet – und dann die Brücke und der Klang der Pferdehufe auf den hölzernen Planken – und dann die Savanne – die Straße führt am Meer entlang – wendest du dich nach rechts oder nach links – natürlich nach links – und dann die Biegung wo der Schatten immer dieselbe Form hat— Schatten sind Gespenster du siehst sie an und siehst sie nicht – du

siehst alles an und siehst es nicht nur manchmal siehst du es wie ich es jetzt sehe – ein kalter Mond blickt herunter auf einen Ort wo niemand ist einen Platz voller Steine auf dem niemand ist

Ich dachte ich werde fallen nichts kann mich jetzt noch retten aber trotzdem hielt ich mich verzweifelt mit den Knien fest und mir war sehr übel

»Ich bin gefallen«, sagte ich. »Dann bin ich unheimlich lange gefallen.«

»Genau«, sagte Laurie. »Wenn er kommt, sag ihm das.«

Das Bett stand jetzt wieder auf der Erde.

»Sag ihm, du bist gefallen«, sagte sie. »Sonst brauchst du nichts zu erzählen...«

»Ach so, Sie sind also gefallen?« sagte der Arzt. In den Gummihandschuhen sahen seine Hände riesig aus. Er fing an, Fragen zu stellen.

»Chinin, Chinin«, sagte er, »was für ein Blödsinn!«

Er ging rasch im Zimmer hm und her, wie eine glatt funktionierende Maschine.

Er sagte: »Ihr Mädchen seid aber auch wirklich zu naiv für diese Welt.«

Laurie lachte. Ich hörte zu, wie sie beide lachten und ihre Stimmen rauf- und runtergingen.

»Es wird schon mit ihr werden«, sagte er. »Und bald kann's wieder von vorn losgehen, nur keine Bange.«

Als ihre Stimmen still wurden, fiel unter der Tür wieder der Lichtstrahl herein wie der letzte Rest der Erinnerung, bevor alles im Dunkel versinkt Ich lag da und beobachtete ihn und dachte daran, wie es wäre, wenn alles wieder von vorn anfinge. Und unerfahren und frisch zu sein. Und an Vormittage und neblige Tage, an denen alles passieren könnte. Und wieder ganz von vorn anzufan-

gen, ganz von vorn...

Guten Morgen, Mitternacht

*Guten Morgen, Mitternacht! Ich komm jetzt nach
Haus, Der Tag ist meiner müde – Wie könnte ich seiner
müde sein?*

*Das Sonnenlicht war so süß,
Ich wäre gern geblieben –
Doch der Morgen wollte mich nicht – jetzt –
Drum gute Nacht, Tag!*

EMILY DICKINSON

Erster Teil

›Ganz wie in alten Zeiten‹, sagt das Zimmer. ›Ja? Nein?‹

Da sind zwei Betten, ein großes für Madame und gegenüber ein kleineres für Monsieur. Das Waschbecken ist durch einen Vorhang verdeckt. Es ist ein großes Zimmer, und es riecht nur schwach, fast unmerklich, nach billigem Hotel. Die Straße draußen ist schmal, mit Kopfsteinen gepflastert, sie führt steil bergauf und endet in einer Treppe. Sie nennen das *impasse*.

Fünf Tage bin ich nun hier. Ich habe mir ein Lokal fürs Mittagessen ausgesucht, ein anderes fürs Abendessen, ein drittes für den Drink nach Tisch. Ich habe mir mein kleines Leben eingerichtet.

Das Lokal, in dem ich meinen Drink nach Tisch nehme... Halt, da muß ich vorsichtig sein. Diese Dinge sind sehr wichtig.

Gestern abend zum Beispiel. Der gestrige Abend war eine Katastrophe... Die Frau am Nebentisch fing ein Gespräch mit mir an – eine dunkle, magere Frau von etwa vierzig Jahren, sehr gut hergerichtet. Sie hatte die Noten eines Liedes bei sich, und sie hatte es leise vor sich hingesummt, während sie mit den Fingern den Takt dazu klopfte.

»Ein hübsches Lied.«

»Ah, ja, aber es ist ein trauriges Lied. *Gloomy Sunday*.« Sie lachte leise. »Ein bißchen traurig.«

Sie warte auf ihren Freund, sagte sie mir.

Der Freund kam – ein Amerikaner. Er bestellte mir noch einen Brandy mit Soda, und während ich ihn trank, fing ich an zu weinen.

Ich sagte: »Ich muß an etwas denken.«

Die Dunkle setzte sich sehr gerade hm und drückte die

Brust heraus.

»Ich verstehe«, sagte sie, »ich verstehe. Trotzdem. Ich bin manchmal genauso unglücklich wie Sie. Aber das heißt noch nicht, dass ich es alle Leute merken lasse.«

Da ich nicht aufhören konnte zu weinen, ging ich hinunter in die Damentoilette. Eine Toilette wie so viele, und zum Glück ganz leer. Die Toilettenfrau saß draußen neben dem Telefon und unterhielt sich mit einem jungen Mädchen.

Da stand ich nun und starrte mein Spiegelbild an. Habe ich denn Grund zum Weinen?... Ganz im Gegenteil, gerade wenn ich ganz vernünftig bin wie jetzt, wenn ich ein paar Glas mehr getrunken habe und ganz vernünftig bin, dann wird mir klar, was ich für ein Glück hatte. Gerettet, geborgen, halbertrunken herausgefischt aus dem tiefen, dunklen Fluss, trockene Kleider, das Haar gewaschen und frisiert. Niemand käme auf den Gedanken, dass ich je darin war. Nur, dass natürlich immer etwas bleibt. Ja, es bleibt immer etwas. Trotzdem, hier bin ich, gesund und trocken, ich habe mein Zimmer zum Verstecken. Was will ich mehr? Ein wenig bin ich wie ein Automat, aber durchaus bei Verstand – trocken, kalt und bei Verstand. Die dunklen Straßen und die dunklen Flüsse, den Schmerz, den Kampfund das Ertrinken habe ich vergessen. Wohlgeremert, ich spreche nicht von dem Kampf, den man besteht, wenn man stark ist und ein guter Schwimmer, wenn Freunde hilfsbereit und eifrig am Ufer darauf warten, dich beim ersten Anzeichen von Erschöpfung herauszuziehen. Ich spreche vom Ernstfall. Du springst hinein, ohne dass hilfsbereite und eifrige Freunde in der Nähe sind, und wenn du untergehst, hörst du die anderen obendrein laut lachen.

Damentoiletten. Wie war's mit einer Abhandlung über

Damentoiletten – Toiletten – Damen? Eine Londoner Toilette in schwarzem und weißem Marmor, fünfzehn Frauen stehen Schlange, jede hält ihren Penny fest in der Hand, und keine bringt den Mut auf, außer der Reihe an der strengblickenden Wärterin vorbeizustürzen. Das nenne ich Disziplin. Die Toilette in Florenz und das bildhübsche, phantastisch gekleidete Mädchen, das hereinstürmte, die Toilettenfrau zärtlich küßte und umarmte und sie mit Kuchen aus einer Tüte fütterte. Die Tochter Tänzerin? Die gemütliche kleine Damentoilette in Paris, wo man bei der Aufwärterin Rauschgift bekommen konnte – Pflaster auf wunde Herzen.

Als ich wieder nach oben kam, waren der Amerikaner und seine Freundin gegangen. »Ich mußte an etwas denken«, sagte ich zu dem Kellner, und ersah mich verständnislos an, machte sich nicht einmal die Mühe, über mich zu lachen. Sein Gesicht blieb unbewegt, ohne jeden Ausdruck.

Das war gestern abend.

Ich liege wach, denke an gestern und an das Geld, das Sidonie mir geliehen hat, und wie sie dabei sagte: »Ich kann's nicht ertragen, dich so zu sehen.« Mit halbgeschlossenen Augen und jenem Lächeln, das bedeutet: Sie fängt an, alt auszusehen. Sie trinkt.

»Wir beide kennen uns schon so lange, Sascha«, sagte sie, »wir brauchen uns doch nichts vorzumachen.«

Ich war gerade von meinem kleinen Spaziergang nach Tisch heimgekommen, rund um den Mecklenburgh Square und durch die Gray's Inn Road. Ich hatte nur dies angeschaut, ich hatte nur jenes angeschaut, ich hatte die Leute auf der Straße angeschaut und ein Schaufenster voller künstlicher Gliedmaßen. Nun kam ich heim zu jemandem, der sagte: »Ich kann es nicht mit ansehen –

wie du aussiehst.«

»Wie denn?« sagte ich.

»Ich glaube, du brauchst Veränderung. Warum gehst du nicht wieder einmal ein Weilchen nach Paris? Du könntest dir ein paar neue Kleider kaufen – die brauchst du wirklich. Ich werde dir das Geld borgen«, sagte sie. »Nächste Woche bin ich drüben, da könnte ich dir ein Zimmer besorgen, wenn's dir recht ist.« Etcetera, etcetera.

Ich hatte diese Frau seit Monaten nicht gesehen, und nun fiel sie plötzlich über mich her... Hier bin ich also. Wenn man kalt und sehr vernünftig geworden ist, wird man auch sehr willenlos. (Warum sich den Kopf zerbrechen, warum?)

Ich kann nicht schlafen. Wälze mich von einer Seite auf die andere.

War es 1923 oder 1924, als wir hier um die Ecke in der Rue Victor Cousin wohnten, und Enno mir die Kosa-kenmütze und den Mantel aus Astrachanimitation kaufte? Damals fing ich an, mich Sascha zu nennen. Ich dachte, es brächte mir vielleicht Glück, wenn ich meinen Namen änderte. Hat es mir Glück gebracht, frage ich mich – dass ich mich Sascha nenne?

War es 1926 oder 1927?

Ich mache das Licht an. Die Flasche Evian auf dem Nachttisch, das Röhrchen Luminal, die zwei Bücher, die Uhr, die auf dem Sims tickt, die roten Vorhänge...

Ich sehe Sidonie vor mir, wie sie mit Bedacht gerade ein solches Hotel aussucht. Sie stellt sich vor, das sei meine Atmosphäre. Lieber Gott, wenn man sich's recht überlegt, ist es eine Beleidigung. Wieder einmal dunkle Zimmer, wieder einmal rote Vorhänge.

Aber man darf nicht alles auf die gleiche Stufe stellen.

Das sagt sie doch immer. Und man darf auch nicht alle Menschen auf die gleiche Stufe stellen. Natürlich nicht. Und das hier ist eben meine Stufe. Quatrième a gauche, und passen Sie auf, dass Sie nicht über das Loch im Teppich stolpern. Das bin ich.

Es sind ein paar schwarze Flecke auf der Wand. Ich starre sie an und bin überzeugt, dass sie sich bewegen. Nun, ich sollte doch inzwischen über ein paar Wanzen hinwegsehen können. *Il ne faut pas mettre tout sur le même plan.*

Ich stehe auf und sehe nach. Nur Schmutzspritzer. Es ist ja auch gar nicht die Jahreszeit für Wanzen.

Ich nehme noch etwas Luminal, mache das Licht aus und schlafe sofort ein.

Ich bin im Durchgang einer U-Bahnstation in London; vor mir sind viele Leute, hinter mir sind viele Leute. Überall hängen Plakate, auf denen in roten Buchstaben gedruckt steht: Zur Ausstellung – geradeaus. Zur Ausstellung geradeaus. Aber ich suche nicht den Weg zur Ausstellung – ich suche den Weg hinaus. Ich sehe Gänge nach rechts und Gänge nach links, aber nirgends steht ›Ausgang‹. Überall zeigen die Finger und verkünden die Plakate: Zur Ausstellung – geradeaus. Ich berühre den Mann, der vor mir geht, an der Schulter, ich sage: ›Ich suche den Ausgang.‹ Aber er deutet auf die Plakate, und seine Hand ist aus Stahl. Ich gehe mit gesenktem Kopf weiter, sehr beschämt, und denke: Das sieht mir wieder ähnlich – immer will ich anders sein als andere Leute.‹ Der Stahlfinger zeigt auf einen langen steinernen Gang. Geradeaus – Geradeaus – Geradeaus – Zur Ausstellung...

Jetzt redet ein kleiner bäriger Mann mit Stupsnase in einem langen weißen Nachthemd ernsthaft auf mich ein. ›Ich bin dein Vater, sagt er. ›Denk daran, dass ich dein

Vater bin.« Aber aus einer Wunde in seiner Stirn fließt Blut. »Mord«, schreit er, »Mord, Mord.« Hilflos sehe ich zu, wie das Blut fließt. Schließlich entringt sich meine Stimme der Brust. Auch ich schreie: »Mord, Mord, Hilfe, Hilfe«, und die Schreie erfüllen das Zimmer. Ich wache auf, und draußen auf der Straße singt ein Mann den Walzer aus *Les Saltimbanques*. »C'est l'amour, qui flotte dans l'air à la ronde«, singt er.

Ich glaube, es ist schön draußen, aber es kommt so wenig Licht in dieses Zimmer, dass man es nicht genau wissen kann. Draußen auf dem Treppenabsatz sieht man Überhaupt nichts, wenn das elektrische Licht nicht brennt. Es ist ein geräumiger Flur, der von morgens bis abends voller Besen und Eimer, Haufen schmutziger Bettwäsche und so weiter ist – Strandgut der pompösen unteren Stockwerke.

Der Mann, der das Zimmer neben mir hat, spreizt sich wie üblich in seinem weißen Morgen rock. Lungert da herum. Er ist wie der Geist dieses Treppenflurs. Immer laufe ich ihm in die Arme.

Er ist dürr wie ein Gerippe. Er hat ein Vogelgesicht und dunkle, tiefliegende Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck-hündisch, zudringlich, durchtrieben. Warum muß er mich so ansehen? Immer hat er einen Morgenrock an – einen blauen mit schwarzen Punkten oder den berühmten weißen. In Straßenkleidern kann ich ihn mir garnicht vorstellen.

»Bonjour.«

»Bonjour«, murmele ich. Ich mag ihn nicht, diesen verdamten Mann.

Als ich unten ankomme, sagt mir der Patron, dass er meinen Paß sehen möchte. Ich habe die Paßnummer nicht auf *die flehe* geschrieben, sagt er.

Dieser Patron gleicht aufs Haar einem von den Angestellten, mit dem ich immer in der Pfandleihe in der Rue de Rennes zu tun hatte – dem, der so mürrisch war, wenn er einem die Sachen zum Schätzen abnahm. Ein Fisch, der in seinem kleinen Behälter den Tyrannen spielt und die Welt draußen mit glasigen, verständnislosen Augen anstarrt.

Was stimmt denn nicht mit *der flehe*? Ich habe sie doch richtig ausgefüllt oder nicht? Name soundso, Staatsangehörigkeit soundso. Staatsangehörigkeit – das hat ihm Kopfzerbrechen gemacht. Ich hätte schreiben sollen: Staatsangehörigkeit durch Heirat.

Ich sage ihm, dass ich ihm den Paß am Nachmittag geben werde, und er wirft einen unfreundlichen, mißbilligenden Blick auf meinen Hut. Das nehme ich ihm nicht übel. Er schreit *>Anglaise<*, mein Hut. Und mein Kleid macht mich zur Null. Und zu alledem noch dieser verdammte alte Pelzmantel – idiotischer, unpassender geht es wirklich nicht.

Immerhin, ich habe jetzt ein bißchen Geld. Vielleicht kann ich da etwas tun. Zwölf Uhr an einem schönen Herbsttag und keine Sorgen. Etwas Geld und keine Sorgen.

Doch Vorsicht, Vorsicht! Lass dich nicht hinreißen. Du weißt, was geschieht, wenn du dich hinreißen lässt und ins Schwärmen kommst, nicht wahr?... Ja... Und dann, du weißt doch, dass du dann zusammenfällst wie ein angestochener Ballon, nicht wahr? Weil du kein Stehvermögen hast... Ja, ich weiß es genau... Also, keine Schwärmerei. Dies sollen vierzehn ruhige, vernünftige Tage werden. Nicht zuviel trinken, bestimmte Cafés, bestimmte Straßen, bestimmte Stellen meiden, dann wird alles großartig laufen.

Hauptsache ist, dass man ein Programm hat, dass man nichts dem Zufall überlässt – keine Lücken. Nicht ziellos herumziehen, bis plötzlich in deinem Kopf kitschige Grammophonplatten zu laufen anfangen, kein ›Hier ist dies passiert, hier ist das passiert‹. Vor allem keine Tränen in der Öffentlichkeit, überhaupt keine Tränen, falls es in meiner Macht liegt.

Während mir all das durch den Kopf geht, komme ich an dem richtigen Lokal für meinen Drink nach Tisch vorbei. Es ist ein Cafe an der Avenue de l'Observatoire, das immer leer wirkt. Ich erinnere mich, dass das auch früher schon so war.

Ich werde hineingehen und einen Pernod trinken. Nur einen, nur einmal, als Glücksbringer. Auf das Wunder, werde ich sagen, auf das Wunder.

Ein Mann kommt herein, der wie ein Araber aussieht, begleitet von einem melancholischen Mädchen mit Brille.

»Das Leben ist schwer«, sagt der Araber.

»Ja, das Leben ist nicht leicht«, sagt das Mädchen.

Lange Pause.

»Man braucht viel Mut zum Leben«, sagt der Araber.

»Ach, da haben Sie recht«, sagt das Mädchen, schüttelt den Kopf und schnalzt leise mit der Zunge.

Sie trinken ihren Wermut aus und gehen wieder, und ich sitze allein in einem weiten, sauberen, leeren Raum und betrachte mich in dem langen Spiegel gegenüber, blättere eine alte Nummer der *L'Illustration* durch und denke, dass ich keine Sorgen habe, außer dass morgen Sonntag ist – überall ein schwieriger Tag. Sombre dimanche...

Ein festes Programm machen. Essen. Kino. Wieder essen. Ein einziger Drink. Ein langer Weg zu Fuß zurück

ins Hotel. Bett. Luminal. Schlaf. Nur Schlaf –keine Träume.

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr sitze ich programmgemäß in einem Kino an den Champs Elysees. Und lache von Herzen an den richtigen Stellen.

Es ist ein sehr guter Film, und ich sehe ihn mir zweimal an. Als ich aus dem Kino komme, ist es dunkel, und die Straßenlaternen brennen. Ich bin froh darüber. Wenn man allein herumlaufen muß, ist es leichter, wenn die Lampen brennen.

Paris sieht heute abend sehr hübsch aus... Du siehst sehr hübsch aus heute abend, meine Schöne, mein Liebling, und oh, wie gemein kannst du doch sein! Aber umgebracht hast du mich schließlich doch nicht, nicht wahr? Und sie konnten mich auch nicht umbringen.

Genau hier in der Gegend haben wir zwei Stunden gewartet, um Anatole Frances Leichenzug vorüberziehen zu sehen, weil wir – wie Enno sagte – einen so großen Mann der Literatur nicht dahingehen lassen durften, ohne ihm den Tribut eines letzten Grusses zu entrichten.

Da standen wir, schwatzten munter drauflos und entrichteten Anatole Franceden Tribut eines letzten Grusses, und die meisten Leute, die in der Prozession vorüberzogen, schwatzten genauso munter drauflos und sahen aus, als träfen sie Verabredungen zum Mittagessen und zum Abendessen, und alle entrichteten wir Anatole France den Tribut eines letzten Grusses.

Ich gehe weiter, erinnere mich an dies, erinnere mich an das, während ich auf der Suche nach einem billigen Speise lokal bin – nicht so leicht hier herum. Die Grammophonplatte dröhnt in meinem Kopf: ›Hier ist dies passiert, hier ist das passiert.

Damals arbeitete ich in einem Geschäft gar nicht weit

von hier.

Ich sehe mich jeden Morgen um halb neun aus der Metrostation am Rond-Point kommen, die Avenue Margny entlanggehen, erst links und dann rechts abbiegen, Hut und Mantel in der Garderobe ablegen, durch einen Korridor gehen und meine Arbeit beginnen mit den Worten: »Guten Morgen, Madame. Haben Madame eine *vendeuse*?«

Es war ein großer weißgoldener Raum mit dunkelglänzendem Fußboden. Imitierte Louis-Quinze-Stühle, farbige spanische Wände, drei oder vier überlange Puppen mit wunderbaren Kleidern und reizenden, boshaften ovalen Gesichtern.

Jedesmal, wenn eine Kundin kam, drückte der Portier auf eine Klingel, die genau über meinem Kopf läutete. Ich ging dann auf die drei Stufen zu, die zur Eingangstür hinabführten und blieb dort mit einem kleinen diskreten Lächeln stehen. Dann sagte ich »Guten Tag, Madame... Gewiß, Madame«, oder »Guten Tag, Madame. Ihr Anruf ist Mademoiselle Mercedes ausgerichtet worden, und alles liegt bereit«, oder »Gewiß, Madame... Haben Madame eine *vendeuse*?«

Dann führte ich die Kundin in das Obergeschoß, wo sich der eigentliche Geschäftsbetrieb abspielte, und verlangte Mademoiselle Mercedes oder Mademoiselle Henriette oder Madame Perron, je nachdem. Wenn ich ein Gesicht vergessen hatte oder eine neue Kundin einer Verkäuferin zuwies, die nicht an der Reihe war, gab es Krach.

Das Geschäft hatte keinen Lift. Deshalb war ich dort Es war eines jener Modeateliers, die sich – jedenfalls unter Franzosen – ein gewisses Ansehen bewahrt hatten, doch wurden die Kunden immer weniger.

Ich hatte die Stelle seit drei Wochen. Es war langweilig. Man durfte nicht lesen: das mochten sie nicht. Ich fühlte mich immer wie betäubt, wenn ich dasaß, diese verdamten Puppen betrachtete und mir überlegte, was für ein erfolgreiches Leben sie hätten führen können, wenn sie Frauen gewesen wären. Atlashaut, Seidenhaar, Samtaugen, ein Herz aus Sägemehl – alles perfekt. Ich beneidete den Portier, weil er doch wenigstens die Leute auf der Straße beobachten konnte. Andererseits mußte er die ganze Zeit stehen. Ja, vielleicht war ich doch besser daran als der Portier.

Es roch immer sehr stark nach Parfüm. Ich bildete mir ein, ich könne die verschiedenen Parfüms unterscheiden. Heute ist's *>L'Heure Bleu<*; gestern war es *>Nuits de Chine<*. Es roch auch nach dem Wachs auf dem Fußboden, nach den alten Möbeln, nach den Kleidern der Puppen.

Das Geschäft hatte eine Filiale in London, und der Chef der Londoner Filiale hatte den ganzen Laden aufgekauft. Alle drei Monate etwa kam er herüber in die französische Niederlassung, und jetzt hieß es, sein Besuch sei dieser Tage fällig. Wie ist er denn? Oh, er ist ein typischer Engländer. Sehr nett, sehr, sehr chic, wirklich ein typischer Engländer, *le businessman*. Ich dachte: *>O Gott, ich weiß, was diese Leute meinen, wenn sie sagen »ein typischer Engländer«.<*

Er ist da. Melone, würdevolle Hose, seine Miene sagt *>Oh my God<*, seine Augen sagen *>Haha<* – ich weiß sofort Bescheid. Er kommt die Stufen herauf. Salvatini, der sehr sorgenvoll aussieht, folgt ihm. (Salvatini ist der Chef unseres Geschäfts.) Mach, dass er mich nicht bemerkt, mach dass er mich nicht ansieht. Kannst du nicht irgend etwas tun, dass dich niemand anschaut, dass dich niemand sieht? Natürlich, du mußt deinen Kopf ganz leer-

machen, ganz unbeteiligt, dann wird auch dein Gesicht ganz leer, ganz unbeteiligt – du bist unsichtbar.

Zwecklos. Er kommt auf meinen Tisch zu.

»Guten Morgen, guten Morgen, Miss—«

»Mrs. Jansen«, sagt Salvatini.

Soll ich aufstehen oder sitzenbleiben? Aufstehen, natürlich. Ich stehe auf.

»Guten Morgen.«

Ich lächle ihn an.

»Und wie viele Sprachen sprechen Sie?«

Er scheint ganz angetan zu sein. Er lächelt auch. Leutselig, das ist das richtige Wort. Wahrscheinlich denke ich deshalb, er macht Spaß.

»Eine«, sage ich und lächle immer noch.

Was ist jetzt passiert?... Oh, natürlich...

»Ich verstehe Französisch recht gut.«

Er spielt an seinen Rockknöpfen herum.

»Man hat mir gesagt, die Empfangsdame spreche fließend Französisch und Deutsch«, sagt er zu Salvatini.

»Sie spricht Französisch«, sagt Salvatini. »Assez bien, assez bien.«

Mr. Blank sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Manchmal«, sage ich idiotischerweise.

Natürlich, manchmal, wenn ich ein bißchen getrunken habe und mit jemandem spreche, den ich mag und den ich kenne, spreche ich wirklich ganz fließend Französisch. Andere Male spreche ich es nur gerade so so. Im übrigen, mein lieber Herr, sind Sie vollkommen im Irrtum. Ich bin hier, weil ich eine Freundin habe, die Herrn Salvatinis Geliebte kennt, und Herrn Salvatinis Geliebte hat mit Herrn Salvatini über mich gesprochen, und an dem Tag, an dem er mich kennenlernte, sah ich ganz pas-

sabel aus, und er hatte gute Laune. Hat überhaupt nichts mit fließend Deutsch und Französisch zu tun, lieber Herr, nicht das geringste. Ich bin hier, weil ich hier bin weil ich hier bin. Und um Ihnen zu beweisen, dass ich Französisch spreche, werde ich Ihnen jetzt ein kleines Lied vorsingen: »Si vous saviez, si vous saviez comment case fait.«

Um Gottes willen, denke ich, nimm dich zusammen.

Ich sage: »Ich spreche ziemlichgut Französisch. Ich lebe schon acht Jahre in Frankreich.«

Nein, jetzt ist er mißtrauisch. Kurze und scharfe Fragen.

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«

»Ungefähr drei Wochen.«

»Was war Ihre letzte Stelle?«

»Ich habe in der Maison Chose an der Place Vendome gearbeitet.«

»Ach, tatsächlich, Sie haben für Chose gearbeitet, ja? Sie haben für Chose gearbeitet.« Jetzt liegt mehr Respekt in seiner Stimme.

»Sind Sie dort Empfangsdame gewesen?«

»Nein«, sage ich. »Ich habe als Mannequin gearbeitet.«

»Sie haben als Mannequin gearbeitet?« Seine Augen wandern auf und ab, auf und ab.

»Wie lange ist das her?« sagt er.

Wie lange ist das her? In meinem Kopf ist jetzt alles ausgelöscht – Jahre, Tage, Stunden, alles ist ausgelöscht in meinem Kopf. Wie lange ist das her? Ich weiß es nicht.

»Vier, fast fünf Jahre.«

»Wie lange waren Sie dort?«

»Ungefähr drei Monate«, sage ich.

Er scheint auf weitere Auskünfte zu warten.

»Und dann bin ich gegangen«, sage ich mit hoher Stimme. (Heute habe ich entschieden einen guten Tag. Das ist so ein Tag, an dem ich immer das Richtige sage.) »Ach, Sie sind gegangen?« »Ja, ich bin gegangen.«

Ja, mein lieber Herr, ich bin gegangen. Es wurde mir langweilig, und ich habe diese Leute sitzenlassen. Aber das war vor vier, fast fünf Jahren, und in fünf Jahren kann viel passieren. Ich habe nicht die leiseste Absicht, Sie sitzenzulassen, das kann ich Ihnen versichern. Und ich hoffe, auch Sie haben nicht die leiseste Absicht, mich –. Und allein der Gedanke, Sie könnten die leiseste Absicht haben, mich – lässt meine Hände kalt werden und mein Herz laut klopfen.

»Haben Sie seither noch irgendwo anders gearbeitet?« »Hm – nein. Nein, nirgends.«

»Aha«, sagt er. Er schwankt rückwärts und vorwärts wie ein hoher Baum, der gleich auf mich fallen wird. Dann gibt er einen Laut von sich, der wie »Ha« klingt, und begibt sich in ein Hinterzimmer. Salvatini hinterher.

Nun, das ist schlecht gegangen, das lässt sich nicht verheimlichen. Es ist so schlecht gegangen wie nur möglich. Es hätte gar nicht schlechter gehen können. Aber es ist vorbei. Jetzt wird er keine Notiz mehr von mir nehmen, er wird mich vergessen.

Eine alte Engländerin und ihre Tochter betreten den Laden. Ich führe sie nach oben und mache mir dann an der Auslage in den Schaukästen hinten im Raum zu schaffen. Nach etwa einer Stunde kommen sie wieder herunter. Sie treten an die Schaukästen heran, die alte Dame voller Eifer, die Tochter nur sehr widerwillig.

»Können Sie mir ein paar von diesen hübschen Sachen zeigen?« sagt die alte Dame. »Ich möchte etwas für a-

bends – im Haar zu tragen.«

Sie nimmt den Hut ab, und sie ist oben auf dem Kopf vollkommen kahl – ein weißer, kahler Schädel mit einem Kranz grauer Haare. Die Tochter bleibt im Hintergrund. Sie schämt sich schon nicht mehr, sie distanziert sich grollend.

»Komm, Mutter, gehen wir. Sei nicht albern, Mutter. Hier findest du nichts.«

Zwischen den beiden Fenstern ist ein langer Spiegel. Die alte Dame, ganz mit sich zufrieden, probiert alles mögliche auf ihrem kahlen Schädel aus.

Die Augen der Tochter begegnen den meinen im Spiegel. Verdammte alte Hexe, ist sie nicht komisch? Ich antworte mit einem eisigen Blick.

Die alte Dame kümmert das nicht im geringsten. Sie zeigt auf verschiedene Dinge und sagt: »Zeigen Sie mir das – zeigen Sie mir jenes.« Eine rüstige alte Dame mit fröhlichen, kecken Augen.

Sie probiert ein Stirnband, einen spanischen Kamm, eine Blume. Eine grüne Feder wedelt über dem kahlen Kopf. Sie ist gelassen und völlig unbefangen. Mit dem letzten Kopfschmuck, den sie aufprobierter, sah sie aus wie ein römischer Kaiser.

»Mutter, bitte komm doch. Wir wollen gehen.«

Die alte Dame lässt sich nicht im geringsten beirren, und als sie geht, sind beide Kästen ausgeräumt. Dann sagt sie: »Also – es tut mir sehr leid. Es tut mir leid, dass ich Ihnen so viel Mühe gemacht habe.«

»Das macht durchaus nichts, Madame.« Während sie zur Tür gehen, kann sich die Tochter nicht mehr beherrschen. Ein lautes, bösartiges Zischen: »Na, du hast dich ja wieder einmal gründlich lächerlich gemacht. Der ganze Laden hat gefeixt. Wenn du das wieder einmal vor-

hast, kannst du's allein machen. Ich passe, ich passe.«

Die alte Dame antwortet nicht. Ich kann ihr Gesicht in einem Spiegel sehen, ihre Augen blicken noch unverzagt, aber um Mund und Kinn bricht etwas zusammen ... Ach, warum kauft man ihr keine Perücke, ein paar ordentliche Kleider, so viel Champagner wie sie trinken kann, alles, was sie gern ißt und eigentlich nicht essen sollte, einen Gigolo, wenn sie einen haben will? Ein letztes Auflodern, und spätestens in einem halben Jahr ist sie tot. Darauf wartet ihr doch alle, nicht wahr? Aber nein, für euch muß es der langsame Tod sein, das unblutige Töten, das euer Gewissen rein läßt.

Ich lege die Sachen wieder in die Kästen, langsam, vorsichtig, genau wie sie vorher gelegen haben.

Damit ist meine Zeit bis zum Mittagessen ausgefüllt. Ich gehe hinauf. Ein langer Tisch, Mannequins und Verkäuferinnen bunt durcheinander.

Es gibt natürlich auch ein englisches Mannequin. »Kind, kind and gentle is she« – das ist auch wieder so eine verdammte Lüge. Aber sie ist sehr schön – »belle comme une fleur de verre«. Und die andere, die kleine Französin, die ich so gern habe, sie ist »belle eomme une fleur de terre«.

Noch immer komme ich mit dem Essen hier im Geschäft nicht zu Rande. Ich habe in der letzten Zeit von Brot und Kaffee gelebt, und mein Magen rebelliert jedesmal. Vorspeise, Hauptgericht, Gemüse, Nachspeise. Kaffee und ein Viertel Wein gehen extra, aber der Aufschlag ist so gering, dass keiner sich ausschließt.

Niemand spricht von dem englischen Direktor – ein wachsames Schweigen.

Ich gehe die Treppe hinunter, fühle mich benommen und glücklich. Allmählich schwindet das Glücksgefühl,

nur die Benommenheit bleibt.

Salvatini steckt den Kopf durch die Tür hinter mir und sagt: »Mr. Blank möchte Sie sprechen.«

Ich bilde mir sofort ein, dass er feststellen will, ob ich Deutsch spreche. Das ganze bißchen Deutsch, das ich kann, entschwindet aus meinem Kopf. Lieber Gott, hilf mir! ›Ja, ja, nein, nein, was kostet es, Wien ist eine sehr schöne Stadt, Budapest ist auch sehr schön, ist schön, mein Herr, ich habe meine Blumen vergessen, aus meinen großen Schmerzen, homo homini lupus, aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder, homo homini lupus (das jedenfalls sitzt), do re mi fa so la si do...‹

Er sitzt am Schreibtisch und schreibt einen Brief. Ich stehe da. Bestimmt fällt ihm jetzt auf, wie abgetragen meine Schuhe sind.

Salvatini blickt auf, lächelt mir flüchtig zu und sieht dann wieder weg.

Komm, komm, steh gerade, halte den Kopf hoch, lächle.

Nein, lächle nicht. Wenn du lächelst, denkt er, du willst dich einschmeicheln. Ich kenne diesen Typ. Er wird ganz sicher immer gleich das Schlimmste denken. Lächle also nicht, aber gib dich munter, unbefangen, aufmerksam... Lauf zur Tür hinaus und geh fort... Du dummes Ding, steh gerade, gib dich munter, unbefangen, aufmerksam... Nein, schau doch, er macht das ja mit Absicht... Natürlich macht er es nicht mit Absicht. Er schreibt einfach einen Brief... Doch, doch. Es ist Absicht. Er weiß es, ich fühle es. Ich stehe nun schon fünf Minuten hier. Das ist unmöglich.

»Sie wollten mich sprechen, Mr. Blank?«

Er blickt auf und sagt schroff: »Ja, ja, was ist los? Was

wollen Sie? Warten Sie einen Augenblick, warten Sie einen Augenblick.«

Ich weiß sofort Bescheid. Er will gar nicht, dass ich Deutsch spreche, er will mich an die Luft setzen. Also schön, mach schnell, bring's hinter dich.

Nichts. Ich stehe einfach da. Jetzt gerate ich in Panik. Meine Hände zittern, mein Herz pocht, meine Hände sind kalt. Weg, nur weg, flieh vor dieser gräßlichen Stimme, diesen abscheulichen Augen.

Er beendet seinen Brief schreibt eine oder zwei Zeilen auf ein anderes Blatt Papier und steckt es in einen Umschlag.

»Wollen Sie das bitte zur Kaise bringen?«

Zur Kaise bringen... Ich sehe Salvatini an. Er lächelt aufmunternd.

Mr. Blank schnarrt: »Machen Sie so schnell Sie können, Mrs. – er – bitte. Vielen Dank.«

Ich drehe mich um und gehe blindlings durch eine Tür. Es ist eine Toilette. Spöttisch beobachten sie mich, während ich zur richtigen Tür hinausgehe.

Ich laufe ein kleines Stück den Korridor entlang, dann lehne ich mich mit dem Rücken gegen die Wand.

Dies ist ein sehr altes Haus – zwei alte Häuser. Der erste Stock, das eigentliche Geschäft, ist modernisiert worden. Die Ausstellungsräume, die Kabinen zum Anprobieren, das Zimmer für die Mannequins... Aber im Erdgeschoß sind die Arbeitsräume und die Büros und Dutzende von kleinen Zimmern, Gänge, die nirgendwo hinführen, Treppen nach oben und Treppen nach unten.

Kaise, Kaise... Es sagt mir überhaupt nichts. Er hat mich derart durcheinandergebracht, dass ich mir nicht vorstellen kann, was es bedeuten mag.

Jetzt nur keine Panik. Auf dem Umschlag muß doch

ein Name stehen: Monsieur L. Grousset.

Irgendwo in diesem Haus ist ein Monsieur L. Grousset. Ich muß ihm diesen Brief bringen. Ganz leicht. Irgend jemand wird mir sagen, wo sein Zimmer ist. Grousset, Grousset...

Ich wende mich nach rechts, gehe einen anderen Korridor entlang, eine Treppe hinunter. Die Arbeitsräume. Nein, hier kann ich nicht fragen. Die Mädchen werden mich alle anstarren. Wie ein Idiot werde ich dastehen.

Ich probiere es mit einem anderen Korridor. Er endet vor einer Toilette. Wieviele Toiletten es in diesem Haus gibt, c'est inoui. Ich gehe um die Ecke, bin wieder im ersten Korridor und stoße mit einem fremden jungen Mann zusammen. Er bedenkt mich mit einem höchst unfreundlichen Blick.

»Könnten Sie mir bitte sagen, wo ich Monsieur Grousset finde?«

»Connais pas«, sagt der junge Mann.

Danach wird es ein Alptraum. Ich gehe Treppen hinauf, an Türen vorbei, Korridore entlang – alle verschieden, alle vollkommen gleich. Ich muß etwas sehr Dringendes erledigen. Aber ich begegne keiner Menschenseele, und alle Türen sind zu.

So kann das nicht weitergehen. Soll ich das verdammte Ding wegwerfen und die ganze Geschichte vergessen? »Du mußt folgendermaßen vorgehe«, sage ich mir: »Du mußt zu ihm zurückgehen und ganz ruhig sagen: »Es tut mir sehr leid, aber ich habe nicht verstanden, wo ich diesen Brief hinbringen sollte.««

Ich klopfe an. Er ruft: »Herein.« Ich gehe hinein.

Er nimmt den Brief aus meiner Hand. Er sieht mich an, als wäre ich ein Hund, der ihm einen ganz, ganz alten Knochen gebracht hat. (Sag etwas, sag doch etwas!)

»Ich konnte ihn nicht finden.«

»Was soll das heißen, Sie konnten ihn nicht finden? Er muß da sein.«

»Entschuldigen Sie bitte. Ich wußte nicht, wo ich ihn suchen sollte.«

»Sie wissen nicht, wo Sie den Kassierer suchen sollen – das Büro?«

»La caisse«, sagt Salvatini – hilfsbereit, aber zu spät.

Doch wenn ich ihm sage, dass seine Aussprache mich verwirrt hat, wird es ungezogen klingen. Lieber gar nichts sagen.

»Nun, wissen Sie das denn nicht?«

»Doch, doch. O ja, natürlich weiß ich das.«

Das heißtt, noch am gleichen Morgen wußte ich, wo der Kassierer sein Büro hat. Es ist nicht sehr weit von der Stelle, wo wir unsere Hüte und Mäntel ablegen. Jetzt weiß ich verdammt überhaupt nichts mehr. Weg, weg von ihren Augen, von ihren Stimmen, nur weg.

Wir starren einander an. Ich hole tief Luft und atme wieder aus.

»Unbegreiflich«, sagt er sehr langsam, »ganz unbegreiflich. Ich bin doch weiß Gott dumme Menschen gewöhnt, aber so völlig blöd... Diese Frau ist die dümmste Gans, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Sie scheint wirklich nicht ganz dicht zu sein. Sie ist hoffnungslos. Oder etwa nicht?« sagt er zu Salvatini.

Salvatini macht eine kreisende Bewegung mit Kopf, Schultern und Augen, die besagt: ›Ich bin ganz Ihrer Meinung. Bedauerlich, bedauerliche Oder auch: ›Es ist nicht so schlimm mit ihr wie Sie denken.‹ Oder auch: ›Ach du lieber Gott, was soll das alles? Was für ein Tag, was für ein Tag! Nimmt er denn gar kein Ende?‹ Salvatinis Achselzucken kann alles heißen.«

Nur nicht weinen unter den Augen dieses Mannes.
Tout, mais pas 53. Sag doch etwas! Nein, sag gar nichts.
Geh einfach aus dem Zimmer.

»Nein, warten Sie«, sagt er. »Nehmen Sie den Brief mit. Sie wissen doch jetzt, wo Sie ihn hinbringen müssen, nicht wahr? Zum Kassierer.« »Ja.«

Er fixiert mich. Seine Augen sehen jetzt ganz anders aus. Er weiß, wie mir zumute ist – ja, er weiß es.

»Sie sind einfach ein verzweifeltes, hilfloses, dummes kleines Ding, nicht wahr?« sagt er. Aufmunternd? Als Neckerei? Oberflächlich betrachtet, ja. Wenn man tiefer blickt? Nein, ich glaube nicht. »Nun, habe ich recht?« »Ja, ja, ja, ja. O ja.«

Ich breche in Tränen aus. Ich habe nicht einmal ein Taschentuch.

»Lieber Himmel«, sagt Mr. Blank. »Allons, allons«, sagt Salvatini. »Voyons.« Ich stürze weg von ihnen in einen Anproberaum. Er wird nur ganz selten benutzt. Man benutzt ihn nur, wenn die Zimmer oben besetzt sind. Ich mache die Tür zu und drehe den Schlüssel herum.

Ich weine lange – über mich, über die alte Frau mit dem kahlen Kopf, über die ganze Traurigkeit in dieser verdammt Welt, über alle Dummköpfe und alle Ge-schlagenen.

In diesem Anproberaum hängt in einem der Schränke ein Kleid, das von den Mannequins schon wer weiß wie oft vorgeführt worden ist und das für vierhundert Francs zu haben wäre. Die Verkäuferin hat versprochen, es für mich zurückzulegen. Ich habe es anprobiert, ich habe mich darin gesehen. Es ist ein schwarzes Kleid mit weiten, in lebhaften Farben bestickten Ärmeln – rot, grün, blau, purpur. Es ist mein Kleid. Hätte ich es angehabt, ich hätte nicht gestottert oder mich so albern aufgeführt.

Jetzt weine ich nicht mehr. Nun wird mir das Kleid niemals gehören. Heute, an diesem Tag, in dieser Stunde, in dieser Minute, bin ich endgültig geschlagen. Ich habe genug. Jetzt hat sich der Kreis geschlossen. Seltsam, aber jetzt habe ich keine Angst mehr vor Mr. Blank. Er stellt auf der einen Seite und ich auf der anderen. Er hat mich sofort durchschaut, als ich zur Tür hereinkam. Und ich habe ihn durchschaut.

Ich gehe in das andere Zimmer, diesmal ohne anzuklopfen. Salvatini ist fort. Mr. Blank schreibt noch immer Briefe. Sind es Verabredungen mit all den Mädchen, die er in Paris kennt? Ich möchte wetten, dass er genau das tut. Er sieht mich voller Widerwillen an. *Plat du jour* – gekochte Augen, kalt serviert.

Also, lassen Sie uns das zu Ende bringen, Mr. Blank. Sie als Vertreter der Gesellschaft haben das Recht, mir vierhundert Francs im Monat zu bezahlen. Das ist mein Marktwert, denn ich bin ein untaugliches Glied der Gesellschaft, ich bin schwer von Begriff, unsicher, im Kampf schon ein wenig angeschlagen, das lässt sich nicht leugnen. Sie haben also das Recht, mir vierhundert Francs im Monat zu zahlen, mich in einem kleinen dunklen Raum unterzubringen, mich schäbig zu kleiden, mich mit Sorge, Langeweile und unerfüllten Sehnsüchten zu quälen, bis Sie mich soweit gebracht haben, dass ich auf einen Blick hin erröte, auf ein Wort hin weine. Wir können nicht alle fröhlich sein, wir können nicht alle reich sein, wir können nicht alle glücklich sein – und es wäre soviel weniger lustig, wenn wir's wären. Ist's nicht so, Mr. Blank? Es muß den dunklen Hintergrund geben, von dem sich die leuchtenden Farben abheben. Manche müssen weinen, damit die anderen um so herzlicher lachen können. Opfer sind notwendig. Zugegeben, Sie ha-

ben dieses unerklärliche Recht, mir die Beine abzuschneiden. Aber das Recht, mich hinterher auszulachen, weil ich ein Krüppel bin – nein, ich glaube, das haben Sie nicht. Und gerade das ist das Recht, an dem Ihnen am meisten liegt, nicht wahr? Sie müssen die Menschen verachten können, die Sie ausbeuten. Aber ich wünsche Ihnen eine Menge Ungelegenheiten, Mr. Blank, und zuerst soll gleich mal Ihr verdammter Laden pleite gehen. Halleluja! Habe ich das alles gesagt? Natürlich nicht. Ich habe es nicht einmal gedacht.

Ich sage, dass ich krank bin und gehen will. (Komm ihm zuvor.) Und er sagt, er sei durchaus der Meinung, dass das die beste Lösung sei. »Habe nichts dagegen«, sagt er, »nichts dagegen.«

Und da stehe ich nun draußen auf der Avenue Margny, mit meinem Monatsgehalt – vierhundert Francs. Und die Luft so süß, wie sie es nur in Paris sein kann. Es ist Herbst, und das trockene Laub wirbelt umher. Auf und ab, hin und her.

Wenn ich an meine Jobs denke...

Einmal arbeitete ich in einem Laden, der sich ›Young Britain‹ nannte. X plus ZBW. Das hieß fcs 68.60 Dann noch eine Hieroglyphe – Xq 1 5tn –, die wieder etwas anderes bedeutete: fcs 112.75. Dort gab es Matrosenanzüge für kleine Jungen und Norfolkanzüge für junge Herren.

Nun ja, nach einer Woche flog ich wieder raus, und das war mir sehr recht.

Dann hatte ich einen anderen Job – als Fremdenführerin. Als ich mitten auf der Place de l'Opera stand, verlor ich den Kopf und wußte nicht mehr, wie man zur Rue de la Paix kommt. Norden, Süden, Osten, Westen – das sagt mir gar nichts. Sie wollen herumbummeln, die dicke,

sanfte Dame und ihre etwas weniger sanfte Tochter. Sie wollen in dem wunderbaren Pariser Sonnenschein zur Rue de la Paix bummeln.

Ich nehme mich zusammen, und wir gelangen zur Rue de la Paix. Wir gehen in die französisch-englischen Modegeschäfte und wir gehen in die französisch-französischen Modegeschäfte. Und dann sagen sie, sie möchten zu Mittag essen. Ich führe sie in ein Restaurant an der Place de la Madeleine. Sie sind ungeheuer reich, diese beiden, die Mutter und die Tochter. Beide sind sie sehr reich und sehr traurig. Keine von beiden kann sich vorstellen, wie es ist, wenn man glücklich oder sogar fröhlich ist, die Mutter nicht und die Tochter auch nicht.

Im Restaurant empfiehlt der Kellner Pfannkuchen mit Rumsauce zum Nachtisch. Sie sind strenge Abstinenzrinnen, aber sie stürzen sich auf die Rumsauce. Ich habe noch nie erlebt, dass sich bei jemandem die Laune so schnell änderte wie bei der Mutter, nachdem sie zwei Portionen davon gegessen hatte.

»Was für eine köstliche Sauce!« Sie bestellen eine dritte Portion. Ihre Augen schwimmen. Die Augen der Tochter sagen ›Bestimmt, bestimme, die Augen der Mutter sagen ›Vielleicht, vielleicht‹

»Es ist seltsam, wie traurig das sein kann –Sonnen-schein am Nachmittag, nicht wahr?«

»Ja«, sage ich, »es kann traurig sein.«

Aber die freundliche Laune hält nicht vor.

Sie trinkt Kaffee und ein Glas Wasser und ist wieder die alte.

Jetzt möchte sie zu der Ausstellung von Loie-Ful-ler-Stoffen geführt werden, und sie will dorthin geführt werden, wo man diese deutsche Kamera kaufen kann, die es sonst außerhalb Deutschlands nirgends gibt, und sie will

in ein Geschäft geführt werden, wo sie einen Hut kaufen kann, den alle ihre Bekannten *épatant* finden werden und der trotzdem leicht zu tragen ist, und zu guter Letzt will sie auch noch in eine ganz bestimmte Gemäldeausstellung geführt werden. Aber sie weiß den Namen des Malers nicht mehr, und sie kann nicht genau sagen, wo die Ausstellung stattfindet, weiß aber, dass ihr der Name wieder einfällt, wenn sie ihn hört.

Ich gebe mir alle Mühe. Ich frage Kellner, Toilettenfrauen, Verkäuferinnen. Alle sind hilfsbereit. Es besteht ein geheimes Einverständnis unter all denen, die von den Reichen leben. Es gelingt mir, alle Wünsche zu erfüllen, nur vielleicht beim Hut nicht.

Aber sie hatte mich durchschaut. Sie gab mir nur zwanzig Francs Trinkgeld, und ich bekam nie wieder einen Job als Fremdenführerin vom ›American Express‹. Es war mein erster und letzter.

Ich gebe mir alle Mühe, aber immer durchschauen sie mich. Die Korridore führen niemals irgendwohin, die Türen sind immer zu. Ich weiß es.

Dann wandern meine Gedanken zu dem schwarzen Kleid, ich wünsche es mir so sehr, wahnsinnig wütend. Könnte ich es bekommen, wäre alles anders. Wenn ich nun Soundso bitte, Soundso zu bitten, sie möge Madame Perron bitten, es für mich aufzuheben? Ich kriege das Geld. Ich kriege es...

Gehen in der Nacht, wenn die dunklen Häuser sich wie Ungeheuer über einem auftürmen. Hast du Geld und Freunde, dann sind Häuser einfach Häuser mit Vortreppen und einer Haustür – freundliche Häuser, bei denen die Tür sich öffnet und dir jemand lächelnd entgegenkommt. Wenn du ganz sicher und standfest bist, wissen sie es. Sie treten respektvoll zurück und warten auf den

armen Teufel, der keine Freunde hat und kein Geld. Dann drängen sie vor, die wartenden Häuser, sie drohen und wollen erdrücken. Keine gastfreundlichen Türen, keine erleuchteten Fenster, nur drohendes Dunkel. Sie drohen und höhnen und grinsen, eins nach dem anderen. Hohe Würfel aus Finsternis, mit zwei hellen Augen ganz oben zum Grinsen. Und sie wissen, wem sie drohen. Sie wissen es genauso gut wie der Polizist an der Ecke, da sei ganz unbesorgt.

Gehen in der Nacht. Zurück zum Hotel. Immer das gleiche Hotel. Du drückst auf den Knopf. Die Tür öffnet sich. Du gehst die Treppe hinauf Immer die gleiche Treppe, immer das gleiche Zimmer...

Der Treppenflur ist leer und verlassen. Um diese Zeit sind hier keine Eimer, keine Besen, keine Haufen schmutziger Laken. Der Mann von nebenan hat seine Schuhe herausgestellt – lange spitze, sehr rissige Lackschuhe. Er zieht sich also tatsächlich an... Ich denke über diesen Mann nach. Vielleicht ist er ein Geschäftsreisender, der zur Zeit keine Stellung hat. Ja, das könnte er sein – ein *commis voyageur*. Vielleicht reist er in Morgenröcken.

Nur ruhig, ruhig. Es sollen doch nette, vernünftige vierzehn Tage werden. »Ruhig, ruhig« sage ich zu der Uhr, wenn ich sie aufziehe, und sie gibt einen Laut von sich, halb ein Rülpfen, halb ein Kichern.

Das Badezimmer ist hier im Erdgeschoß. Ich liege in der Badewanne und höre zu, wie die Patronne mit einem Gast spricht. Er sagt, er suche ein Zimmer für eine befreundete junge Dame. Nicht sofort, ersieht sich nur erst einmal um.

»Ein Zimmer? Ein nettes Zimmer?«

Ich sehe den Schaben zu, die unter dem Teppich her-

vorkriechen und wieder verschwinden. Das Badezimmer hat einen Teppich mit Blumenmuster, zwei alte Sessel und einen riesigen Kleiderschrank mit fleckigem Spiegel.

»Ein nettes Zimmer?« Natürlich, une belle chambre, das will der Fremde. Die Patronne sagt, sie hat ein sehr schönes Zimmer im zweiten Stock, das etwa in einem Monat frei wird.

So spielt sich's ab, so geht es zu, so ging es zu. Ein Zimmer. Ein nettes Zimmer. Ein schönes Zimmer. Ein schönes Zimmer mit Bad. Ein sehr schönes Zimmer mit Bad. Ein Schlafzimmer und Wohnzimmer mit Bad. Und der atemberaubende Gipfel ist dann eine Suite. Zwei Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bad und Diele. (Das kleine Schlafzimmer ist für den Fall, dass dir nicht der Sinn nach mir steht, oder dass du eine triffst, die dir besser gefällt, und du spät nach Hause kommst.) Alles, was du haben willst, bringt man auf dem Teewagen herbei. (Doch oje, der Kellner hat eine Laus auf dem Kragen. Was ist das auf seinem Kragen? Bitte schön, mein Herr, bitteschön.) Hoch hinauf... und jetzt langsam hinunter. Ein schönes Zimmer mit Bad. Ein Zimmer mit Bad. Ein nettes Zimmer. Ein Zimmer...

Und was sagen sie jetzt? »Marthe, montrez le numero douze.« Und der Preis? Vierhundert Francs im Monat. Ich zahle für mein Zimmer im vierten Stock dreimal so viel. Da sieht man doch, dass ich zu guter Letzt als erfolgreiche Frau dasteh, wie immer ich auch begonnen habe. Ein Blick auf mich, und die Preise gehen in die Höhe. Und wenn die Ausstellung abgebaut ist und die Touristen abgereist sind, wo bin dann ich? In dem anderen Zimmer natürlich – in dem Zimmer hinter der Gray's Inn Road, wo ich wie vorher versuche, mich zu Tode zu trinken.

Als ich die Treppe hinaufgehe, steht der Mann von nebenan auf dem Flur und ruft ebenfalls nach Marthe. Sein Nachthemd aus Flanell geht ihm kaum bis an die Knie. Als er mich sieht, grinst er, tritt an den Treppenabsatz und bleibt dort stehen, so dass er mir den Weg versperrt.

»Bonjour. Ca va?«

Ich gehe an ihm vorbei, ohne zu antworten, und schlafe die Tür hinter mir zu. Wahrscheinlich soll das alles ein Witz sein. Wahrscheinlich sagt er zu seinem Freund im Stockwerk darunter: »Im Zimmer neben mir wohnt jetzt eine englische Touristin. Ich habe viel Spaß mit der Frau.«

An einem offenen Fenster unmittelbar gegenüber schminkt sich ein Mädchen. Die Straße ist so schmal, dass wir einander sozusagen Auge in Auge gegenüberstehen. Ich sehe Socken, Strümpfe und Unterwäsche, die auf einer Leine in ihrem Zimmer trocknen. Sie sieht weg, ihre Miene verhärtet sich. Mir wird klar, wenn ich jetzt zuschau, wie sie sich herrichtet, wird sie sich revanchieren und mich anstarren, wenn ich es tue. Ich mache mein Fenster halb zu und trete zurück. Schrecklich, dieses Hotel hier— ein furchtbare Haus. Ich muß hier raus. Das konnte nur mir passieren – hier abzusteigen und zu bleiben.

Ich bin eben fertig mit Anziehen, als es an die Tür klopft. Es ist der Commis in seinem schönen Schlafrock von makellosem Weiß, mit langen, weitfallenden Ärmeln. Ich würde gern wissen, wo er den her hat. Eine Frau muß ihn ihm geschenkt haben. Ersteht da mit dem üblichen albernen Lächeln. Ich starre ihn an. Er sieht aus wie ein Priester, der Priester einer obszönen, halbverstandenen Religion.

Schließlich bringe ich heraus: »Nun, was ist los? Was

wollen Sie?«

»Nichts«, sagt er, »nichts.«

»Oh, gehen Sie.«

Er antwortet nicht, und er röhrt sich nicht. Er steht lächelnd in der Tür. (Also, wir beide verstehen uns doch, nicht wahr? Machen wir einander doch nichts vor.)

Ich lege meine Hand gegen seine Brust, schiebe ihn zurück und schlage die Tür zu. Es geht ganz leicht. So leicht, als schiebe man einen Mann aus Papier weg, einen Geist, etwas, das gar nicht vorhanden ist.

Und da stehe ich nun in diesem düsteren Zimmer mit dem Bett für Madame und dem Bett für Monsieur und der schmalen Straße draußen (eine *impasse* nennen sie das), und denke an den weißen Schlafrock, der wie ein Priestergewand ist. Ich fürchte mich wahnsinnig. Es ist wie ein Alptraum.

Heute morgen riecht die Halle wie ein ganz billiges türkisches Bad in London – eins von der Sorte, die nach außen respektabel und sauber wirken; der Zugang sehr hygienisch, die Frau, die einen empfängt, eine Kreuzung aus Gefängniswärterin und Diakonisse, und alle sprechen mit Flüsterstimme und niedergeschlagenen Augen: ›Schaum oder Türkisch, Madam?‹ Und dann geht man ins eigentliche türkische Bad hinunter, in Schwaden aus schalem Schweiß – zehn, zwanzig Jahre alt.

Der Patron, die Patronne und die beiden Mädchen sitzen gerade beim Essen in einem Zimmer hinter dem Empfang. Sie haben Freunde bei sich. Lautes Gespräch und Gelächter. ››Tu n'oses pas, qu'elle m'a dit. ›Ballot!‹ qu'elle m'a dit. Comment, je n'ose pas? Vous allez voir que je lui ai dit: ›Attends, attends, ma fille. Tu vas voir, que je n'ose pas.‹ Alors, vous savez, ce que j'ai fait? J'ai...‹

Seine Stimme verfolgt mich bis auf die Straße hinaus.
»Attends, ma fille, attends.«

Ich muß mir ein anderes Hotel suchen. Ich fühle mich krank und schwindlig und nehme lieber ein Taxi. Wohin? Mir fällt ein, dass ich eine Adresse in meiner Handtasche habe, einen Prospekt mit Bildern. Le hall, le restaurant, le lounge, ein Schlafzimmer mit Bad, ein Schlafzimmer ohne Bad und so weiter. Alles höchst respektabel – dort gehöre ich hin.

An der Tür steht ein Portier und am Empfang eine grauhaarige Frau und ein aalglatter junger Mann.

»Ich möchte ein Zimmer für heute nacht.«

»Ein Zimmer? Ein Zimmer mit Bad?«

Ich fühle mich noch immer krank und schwindlig. Ich neige mich vor und sage halblaut: »Ich möchte ein helles Zimmer.«

Der junge Mann zieht die Augenbrauen hoch und sieht mich groß an. Ich versuche es noch einmal. »Ich möchte kein Zimmer, das auf den Hof geht. Ich möchte ein helles Zimmer.«

»Ein helles Zimmer?« sagt die Dame nachdenklich. Sie blättert die Seiten ihrer Bücher durch und sucht ein helles Zimmer.

»Da haben wir Nummer 219«, sagt sie. »Ein schönes Zimmer mit Bad. Fünfundsiebzig Francs die Nacht.« (Gott, das kann ich mir nicht leisten.) »Es ist ein sehr schönes Zimmer mit Bad. Zwei Fenster. Sehr hell«, sagt sie in überredendem Ton.

Man ruft ein Mädchen, das mir das Zimmer zeigen soll. Wir wollen gerade zum Lift gehen, da sagt der junge Mann aus dem Mundwinkel: »Sie wissen doch, dass Nummer 219 besetzt ist.«

»O nein, Nummer 219 hat vorgestern seine Rechnung

bekommen«, sagt die Empfangsdame. »Ich erinnere mich. Ich habe sie ihm selber gegeben.«

Ängstlich lausche ich diesem Dialog. Plötzlich habe ich das Gefühl, ich müßte Nummer 219 unbedingt haben, mit Bad – Nummer 219 mit rosenfarbenen Vorhängen, Teppich und Bad. Ich werde sofort ein anderer Mensch sein, wenn ich dieses Zimmer bekommen kann, und sei es nur für ein paar Nächte. Es wird ein Omen sein. Wer sagt denn, man könne seinem Schicksal nicht entfliehen? Ich werden meinem ins Zimmer 219 entfliehen. Laßt mich's nur beweisen, gebt mir nur die Chance.

»Er hat seine Rechnung verlangt«, sagt der junge Mann mit einer Stimme, in der Spott und Hohn triumphieren. »Er hat seine Rechnung verlangt, aber das heißt noch nicht, dass er fort ist.«

Die Empfangsdame beginnt zu streiten. »Wenn die Leute ihre Rechnung verlangen, dann doch, weil sie fort wollen, oder nicht?«

»Ja«, sagt er, »*Franzosen*. Die anderen verlangen ihre Rechnung, um zu sehen, ob wir sie auch nicht betrügen.«

»Mein Gott«, sagt die Empfangsdame, »Ausländer, Ausländer, mein Gott.«

Der junge Mann dreht sich um und nimmt keinerlei Anteil mehr an dem, was vorgeht.

Nummer 219 – ja, jetzt weiß ich alles von ihm. Während sie reden, sehe ich ihn – seine Hose, seine Schuhe, wie er sein Haar bürstet, welche Mädchen er gern hat. Sein Handgepäck ist hellgelb und er hat einen Bauch. Aber ich kann sein Gesicht nicht sehen. Er trägt eine Maske, Nummer 219.

»Zeigen Sie der Dame Nummer 334.« Das damenhafte Mädchen – wir sind alle Damen hier, lauter Damen – bringt mich im Lift hinauf und zeigt mir ein behaglich

möbliertes Zimmer, das auf eine hohe, kahle Mauer hinausgeht.

»Aber ich möchte kein Zimmer, das auf den Hof geht.
Ich möchte ein helles Zimmer.«

»Das hier ist ein helles Zimmer«, sagt das Mädchen und knipst die Nachttischlampe an.

»Nein«, sage ich. »Ich meine ein helles Zimmer. Ein helles. Kein dunkles.« Sie starrt mich an. Wahrscheinlich höre ich mich ein bißchen verrückt an. Ich sage: »Ja. Ich danke Ihnen sehr, aber – nein.«

Die Empfangsdame im Erdgeschoß möchte mich zurückhalten und über andere Zimmer reden, die sie noch hat-schöne Zimmer. Ich sage: »Ja, ja, ich rufe an«, und stürze hinaus.

Ein schönes Zimmer mit Bad? Ein Zimmer mit Bad? Ein nettes Zimmer? Ein Zimmer? Aber sage nur nie die Wahrheit über die Sache mit den Zimmern, denn das würde das ganze Gebäude zum Einsturz bringen und das gesamte Gesellschaftssystem unterminieren. Alle Zimmer sind gleich. Alle Zimmer haben vier Wände, eine Tür, ein Fenster oder zwei, ein Bett, einen Stuhl und vielleicht ein Bidet. Ein Zimmer ist ein Ort, an dem man sich vor den Wölfen draußen versteckt, und mehr ist ein Zimmer nie. Warum soll ich mir das Herz wegen eines Zimmers schwermachen?

Als ich, nachdem ich eine Kleinigkeit gegessen habe, ins Hotel zurückkomme, wirkt es ganz normal und riecht so respektabel, wie man es sich nur wünschen kann. Ich habe mir das alles nur eingebildet, ich habe mir überhaupt alles eingebildet. Jemandes *Times Literary Supplement* lugt schüchtern aus der Briefablage. Eine weißhaarige Amerikanerin und ein Mädchen, das wie ihre Tochter aussieht, unterhalten sich in der Halle.

»Schau hier, schau das an. Hier ist ein Bild von Rimbaud.

Rimbaud hat hier gewohnt, da steht es.«

»Und hier ist Verlaine. Hat er auch hier gewohnt?«
»Ja,

er hat auch hier gewohnt. Also wirklich, ist das nicht interessant?«

Der Commis steht auf dem Treppenflur. Er sieht mich böse an, geht unverzüglich in sein Schlafzimmer und macht die Tür zu. Nun, das ist in Ordnung, das ist in Ordnung. Wenn wir uns beide sehr bemühen, einander aus dem Weg zu gehen, sollte uns das doch gelingen.

Das Zimmer heißt mich willkommen.

›Da bist du ja‹, sagt es. ›Du bist also nicht ausgezogen?.

›Nein, nein. Ich habe es mir anders überlegt. Hier gehöre ich her und hier will ich bleiben.‹

Er nannte diese Bar immer ›Pig and Lilies‹ weil der Besitzer Pecanelli hieß. Sie liegt in einer der Straßen hinter dem Bahnhof Montparnasse. So hergerichtet, dass sie wie eine alte englische Taverne aussieht. Ich sehe nicht ein, warum ich da nicht wieder hingehen sollte. Ich habe dort nie eine Szene gemacht, bin nie zusammengeklappt, habe nie geweint – soviel ich weiß, bin ich dort ein unbeschriebenes Blatt. Wir gingen dort immer hin, um ein paar Glas zu trinken, Hot Dogs zu essen und über den nächsten Krieg oder ähnliches zu reden. Kein Grund zum Weinen, meine ich.

›Wir? Nun ja, er war einer von den Männern mit sehr langem, schmalem Gesicht und sehr hellen blauen Augen. Nachdem er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr in einem Schiffsmaklerbüro in Manchester gearbeitet hatte, war er weg und nach Paris gegangen, wo er

an der Universität Medizin studieren wollte. Ein treusor-gender Verwandter unterstützte ihn finanziell – das war die eine Version. Nach einer anderen lebte er von dem Geld, das er beim Kartenspiel gewann. Das mochte stimmen, denn er war der Typ, der sehr gut Karten spielt.

Er liebte die Jahrmärkte, dieser Junge – den Jahrmarkt von Neuilly, den Jahrmarkt auf dem Montmartre, sogar die Karussells am Lion de Belfort – und er hatte sich selber mühsam beigebracht, Musik zu hören. Natürlich war Bach sein Lieblingskomponist. Die anderen, sagte er, lese er lieber, als dass er sie höre. »Gehörte Melodien sind süß, aber die ungehörten sind noch süßen – so etwa. Eigentlich war er irgendwie ein Fisch. Manchmal ließ er mir das Blut zu Eis erstarren. Trotz seinem langen mage-ren Gesicht war er nicht feinfühlig.

Eines Tages sagte er: »Komm mit, ich will dir etwas zeigen, das wird dich interessieren.« Und als wir durch die Straßen hinter den Hallen spazierten, kamen wir an ein Cafe, wo die Gäste nicht bezahlten um zu trinken, sondern um zu schlafen. Sie saßen dicht aneinanderge-preßt beisammen, die Arme auf die Tische gelegt, die Köpfe auf den Armen. Jeder Platz in dem Raum war be-setzt, und auf dem Fußboden lagen auch noch welche. Wir spähten durch die Fenster zu ihnen hinein. »Möch-test du hineingehen und sie dir ansehen?« sagte er, als wolle er mir ein Rudel Affen zeigen. »Es ist nichts dabei, wir können hineingehen – der Kerl hier kennt mich. Da gibt's einen, der ist fast immer hier. Wenn du dem ein paar Schnäpse bezahlst und ihn richtig auf Touren bringst, dann fängt er an und ißt sein Glas auf. Das ist sehr komisch. Du müßtest das mal sehen.«

Als ich sagte: »Um alles in der Welt nicht«, dachte er, ich wäre plötzlich schüchtern oder sentimental. »Na

schön«, sagte ich. »Ich werde mit Vergnügen zusehen, wie du ein Glas aufißt.« Das gefiel ihm ganz und gar nicht.

In Gedanken an diesen Jungen stehe ich plötzlich vor dem Lokal und gebe mir einen Ruck, unter die vielen Menschen zu gehen. Aber drinnen ist es leer – völlig ausgestorben. Ein neuer Wirt ist da – ein fetter kahlköpfiger Mann mit einer Holländernase. Er ist erst zwei Jahre hier, sagt er mir.

Seine Spezialität sind indonesische Gerichte, und die englischen Jagdszenen an den Wänden wirken sehr exotisch. *Tally-ho, tally-ho, tally-ho, a-hunting we will go.* Die kalten, klaren Stimmen, die kalten hellen Augen. *Tally-ho, tally-ho, tally-ho...*

Drei Gäste kommen herein – zwei Männer und ein Mädchen. Einer von den Männern starrt mich an. Er sagt zu dem Mädchen: »Tu la connais, la vieille?«

Also – von wem spricht er da? Von mir etwa? Unmöglich. Ich –la vieille?

Das Mädchen sagt: »Die Engländerin? Nein, die kenne ich nicht. Wie kommst du darauf, dass ich sie kenne?«

Genau wie ich mir's dachte – und schlimmer noch. Eine verrückte alte Engländerin, die sich in Montparnasse herumtreibt. *A Paris il y a des Anglaises, Oah, yes, oah, yes, Aussiplat's comme des punaises, Oah, yes, oah, yes...* Das ist wirklich noch schlimmer, als ich dachte.

Ich fixiere den jungen Mann. Er wird verlegen und sieht weg. Kein Franzose.

Das ist wirklich nach schlimmer, als ich dachte. So hat man's mir prophezeit, als ich in jenem unvergeßlichen Winter vor fünf Jahren wieder nach London kam. »Warum«, sagte der alte Teufel, »bist du nicht in die Seine gegangen?« In die Seine, ich bitte Sie – aber das waren

seine Worte. Eine durchaus berechtigte Regung – aber was für eine Art, sich auszudrücken! Wenn das nicht melodramatisch ist! »Wir betrachten dich als gestorben. Warum hast du nicht ein Loch ins Wasser gemacht? Warum bist du nicht in die Seine gegangen?« Solche Sätze gehen den achtbarsten Leuten flink von der Zunge. Sie denken im Stil einer rührseligen Ballade. Und das ist das Erschreckende an ihnen. Es ist nicht die Grausamkeit, es ist nicht einmal ihre Schläue – es ist ihre unglaubliche Naivität. In ihrer ganzen verfluchten Welt ist alles nur Klischee. Alles entsteht aus Klischees, beruht auf Klischees, hält sich dank Klischees. Und sie glauben an die Klischees – da gibt es keine Hoffnung.

Dann das Bonbon auf die Arznei. Ich werde jeden Dienstag einen Brief eines Anwalts mit £2/10s/- bekommen. Ein Legat – das Kapital darf nicht angerührt werden. ›Wer?‹

Als ich es hörte, war ich sehr überrascht – ich hatte immer gedacht, sie hätte absolut nichts für mich übrig. »Du kannst wirklich von Glück reden«, sagte er, und als ich den Ausdruck in seinen Augen sah, wußte ich genau, warum sie es gemacht hatte. Sie wollte die übrige Familie damit ärgern... Und natürlich hatten sie mir nicht eher Bescheid geben können, da sie ja meine Adresse nicht wußten. Dazu konnte man weiter nichts sagen als: »Leben Sie wohl, lieber Herr, und geben Sie acht, dass Sie nicht über das Loch im Teppich stolpern.«

Es sieht ihm so ähnlich, dachte ich, dass er sich weigert, mich Sascha oder auch nur Sophie zu nennen. Nein, Sophia muß es sein, volltönend und großartig. Warum bist du nicht in die Seine gegangen, Sophia? *Sophia went down where the river flowed— Wild, wild Sophia ...*

Nun, jetzt war ich am Ende, wirklich am Ende. Zwei

Pfund zehn jeden Dienstag und ein Zimmer hinter der Gray's Inn Road. Gerettet, geborgen und dazu ein Versteck – was wollte ich noch mehr? Ich kroch hinein und verbarg mich. Der Deckel meines Sarges fiel krachend zu. Jetzt will ich nicht mehr geliebt werden, will nicht mehr schön, glücklich oder erfolgreich sein. Ich habe nur den einen, den einzigen Wunsch – dass man mich in Ruhe lässt. Kein Herumstoßen mehr, keine Schnüffelei mehr – lässt mich in Ruhe. (Das werden sie wunderbar hinkriegen, meine Liebe.)

›Zuerst hatte ich Angst, sie würden mir die Gatter auf die Kruppe fallen lassen, und ich fürchtete mich ständig vor Menschen und Orten, die ich noch nicht kannte.‹ Zitat aus *Autobiographie einer Stute* – einem meiner Lieblingsbücher... Wir Engländer können uns so in die Tiere hineindenken. Wir wissen ganz instinktiv, was die Tiere empfinden und warum sie es empfinden... Das war die Zeit, als ich die großartige Idee hatte, mich zu Tode zu trinken. Anscheinend hatten sich schon fünfunddreißig Pfund des Legats angesammelt. Damit sollte es doch glücken.

Ich versuchte es auch wirklich. Ich hatte genug von diesen Straßen, die einen kalten gelben Schleim ausschwitzen, von feindseligen Menschen, von den Tränen, mit denen ich mich jeden Abend in den Schlaf weine. Ich hatte genug vom Denken, genug vom Erinnern. Jetzt Whisky, Rum, Gin, Sherry, Wermut, Wein aus Flaschen mit Etiketten, auf denen es heißt ›Dum vivimus, vivamus‹. Trinken, trinken, trinken. Sobald ich nüchtern werde, fange ich wieder an. Manchmal muß ich es hinunterzwingen. Man sollte meinen, ich bekäme Delirium tremens oder so etwas.

Nichts. Ich muß so fest sein wie eine Eiche. Außer

wenn ich weine.

Ich beobachte, wie mein Gesicht allmählich die Konturen verliert – wie die Wangen aufgeschwemmt, die Augen kleiner werden. Sei's drum. »Solange wir leben, wollen wir leben«, steht auf den Weinflaschen. Wenn wir geben, wollen wir geben. Außerdem ist das gar nicht mein Gesicht, diese gequälte und gefolterte Maske. Ich kann es abnehmen, wann immer ich will, und an einen Nagel hängen. Oder soll ich einen tollen Hut mit einer grünen Feder daraufsetzen, einen Schleier darüber hängen und ach so fröhlich durch die dunklen Straßen ziehen? Trotzig singen »Du magst mich nicht, aber ich mag dich auch nicht... *Don't like jam, ham or lamb, and I don't like roly-poly...*« Singen »*One more river to cross, that's Jordan, Jordan*«.

Ich habe keinen Stolz – keinen Stolz, keinen Namen, kein Gesicht, keine Heimat. Ich gehöre nirgendwohin. Zu traurig, zu traurig. Schadet aber nichts, da bin ich, wie ein Strohhalm, der um den Rand eines Strudels kreist und allmählich in die Mitte gesaugt wird, in die tote Mitte, wo alles stillsteht, wo alles ruhig ist. Zwei Pfund zehn die Woche und ein Zimmer gleich hinter der Gray's Inn Road.

Die ganze Zeit lese ich die Speisekarte immer wieder von vorn. Früher war das ein Lokal, wo man nur Hot Dogs, Choucroute, Wiener Schnitzel, Welsh rabbit und ähnliches bekam. Heute ist es anspruchsvoller: »Specialités Javanaises (par personne, indivisibles): Rystafel complet (16 plats), 25.00, Rystafel petit (10 plats), 17.50, Nasi Goreng, 12.50«. Auf die Rückseite der Speisekarte sind lauter kleine Frauen gezeichnet, und überall ist »Schickt noch Geld, schickt noch Geld« dazwischen geschrieben. Das amüsiert mich. Ich denke an die vielen

Telegraphendrähte, die ›Schickt noch Geld‹ summen. Trotz allem summen die Drähte aus Paris immerzu ›Schickt noch Geld‹.

Die drei Leute am Nebentisch unterhalten sich über Pferderennen. Die beiden Männer sind Holländer.

Ich nehme einen Bleistift aus meiner Handtasche. Ich schreibe auf eine Ecke der Speisekarte: ›As-tu compris? Si, j'ai compris. Ich hoffe, du hast es kapiert. Ja, ich habe es kapiert.‹ Ich falte die Karte zusammen und stecke sie in meine Handtasche. Ein kleines Andenken.

Die Tür geht auf. Fünf Chinesen kommen herein. Sie durchqueren im Gänsemarsch den ganzen Raum, bleiben stehen und besprechen sich. Dann marschieren sie feierlich und höflich lächelnd alle wieder hinaus. Der Wirt murmelt etwas vor sich hin. Dann tut er so, als müsse er die Messer und Gabeln auf einem Tisch in der Nähe zu rechtrücken, und erklärt uns, die Männer hätten gewünscht, dass er das Feuer im offenen Kamin anzünde, ehe sie ihre Drinks bestellten, da das zur altenglischen Atmosphäre gehöre. Sie wollten die Flammen tanzen sehen. Er wisse schon lange, sagt er, dass es in Montparnasse nur Verrückte gebe, aber das setze doch allem die Krone auf. »Tous piques«, sagt er im Ton der Verzweiflung, »tous dingo, tous, tous, tous.«

Ich bin kein bißchen traurig, während ich zum Hotel zurückgehe. Wenn ich bedenke, dass mich in London ein einziges wohlgezieltes ›Oh, my God‹ vollständig umhaut, kann ich nur staunen, was für eine Wirkung diese Stadt hier auf mich ausübt. Wahrscheinlich liegt es daran, dass die Getränke soviel besser sind.

Nein, ich bin nicht traurig, aber am Boulevard St. Michel angelangt, fühle ich mich müde. So oft bin ich hier entlanggegangen und habe mich müde gefühlt. Hier ist

der Brunnen mit den wunderschönen, sich aufbäumenden Pferden. Dort ist ein Tabakladen, wo ich auch etwas trinken kann. Gleich bei dem nächsten Denkmal, dem Chinindenkmal.

In diesem Augenblick holen mich zwei Männer ein und bleiben rechts und links an meiner Seite. Einer von ihnen sagt: »Pourquoi etesvous si triste?«

Ja, ich bin traurig, traurig wie eine Zirkuslöwin, traurig wie ein Adler ohne Schwingen, traurig wie ein Geiger mit einer einzigen Saite, und die noch zerrissen, traurig wie eine Frau, die alt wird. Traurig, traurig, traurig. Oder vielleicht könnte ich auch einfach ›merde‹ sagen, um das auszudrücken.

Ich bleibe stumm, und wir gehen schweigend weiter. Dann sage ich: »Ich bin doch gar nicht traurig. Wie kommen Sie darauf, dass ich traurig wäre?« Ist das ein Ritual? Muß ich die Frage mit den gleichen Worten beantworten?

Wir bleiben unter einer Laterne stehen, um zu erraten, was wir für Landsleute sind. So sagen sie jedenfalls, aber ich nehme an, sie wollen mich nur genauer ansehen. Sie sind taktvoll genug, nicht zu erraten, woher ich komme. Sind sie Deutsche? Nein. Vielleicht Skandinavier? Nein, der Kleinere sagt, sie seien Russen. Daraufhin erkläre ich mich sofort bereit, auf einen Drink mit ihnen zu gehen. Les Russes – das wird dem Abend einen netten Abschluß geben.

In dieser Straße gibt es nicht weit von meinem Hotel zwei Cafes, die einander gegenüberliegen – das mit dem feindseligen Wirt und das andere, dessen Wirt sich neutral verhält. Ich muß ein bißchen betrunken sein, denn ich führe sie in das falsche.

Mein Leben, das so schlicht und eintönig zu sein

scheint, ist in Wirklichkeit eine komplizierte Angelegenheit, zusammengesetzt aus Cafes, wo man mich mag, und Cafes, wo man mich nicht mag, aus Straßen, die freundlich sind, und Straßen, die es nicht sind, aus Zimmern, in denen ich glücklich sein könnte, und Zimmern, in denen ich es nie sein werde, aus Spiegeln, in denen ich hübsch aussehe, und Spiegeln, in denen ich's nicht bin, aus Kleidern, die mir Glück bringen, und Kleidern, die mir keines bringen – und so weiter.

Aber nun bin ich, ein wenig beschwipst, auf der falschen Straßenseite im feindlichen Cafe. Was macht das schon – ich bin ja nicht allem.

Einer von den beiden Russen, der jüngere, sieht auf eine sanfte, melancholische Art gut aus. Er wirkt ein bißchen wie der Mann, der vor ein paar Jahren in deutschen Filmen immer die Spione spielte. Das liegt an der Kopfform. Der andere ist klein und blond und hat sehr blaue Augen. Er trägt einen Kneifer. Er muß der Lebhaftere von den beiden sein, denn ich stelle fest, dass ich die ganze Zeit ihn anschaupe und mit ihm spreche.

Die übliche Unterhaltung. Ich sage, dass ich nicht traurig bin. Ich erkläre ihnen, dass ich sehr glücklich bin, dass es mir sehr gut geht, dass ich genügend Geld habe, und dass ich auf zwei Wochen herübergekommen bin, um mir einen Haufen Kleider zu kaufen, mit denen ich meine Freunde – meine vielen Freunde – schockieren will. Der Kleinere, der Arzt zu sein scheint, will mir zwar glauben, dass ich glücklich bin, nicht aber, dass ich reich bin. Er habe schon oft bemerkt, sagt er, dass Engländerinnen eine melancholische Miene hätten. Das bedeute gar nichts. Dem anderen macht mein Pelzmantel Eindruck, das sehe ich. Er will gern glauben, dass ich reich bin, aber er sagt noch einmal, er glaube nicht, dass ich

glücklich sei. Der Kleine muß mehr Lebenserfahrung haben; der andere ist wie ich – er hat seine Gefühle und hält daran fest. Er ist derjenige, der mich angesprochen hat.

»Ich spüre eine große Traurigkeit in Ihnen«, sagt er.
Tristesse, was für ein hübsches Wort! Tristesse, loin-taine, einsam, forlorn, forlorn...

Jetzt höre doch um Himmels willen auf die Unterhaltung hier – nach dem zweiten Glas scheint sie sich um Götter und Göttinnen zu drehen.

»Madame Venus se fächern«, sagt der Kleinere und droht mir mit dem Finger.

»Ach, die«, sage ich. »Ich mag sie nicht mehr. Sie hat mir zu viele böse Streiche gespielt.«

»Das macht sie mit jedem. Trotzdem, seien Sie vorsichtig ... Welchen Gott betet man denn in England an, welche Göttin?«

»Ich weiß es nicht, aber Venus ist es bestimmt nicht. Jemand hat einmal geschrieben, sie beteten eine göttliche Hure an. Venus ist es bestimmt nicht.«

Dann reden wir über Grausamkeit. Ich schaue mit leerem Blick in die Ferne und sage: »Die Menschen sind grausam – entsetzlich grausam.«

»Ganz und gar nicht«, erwidert der Ältere gereizt, »ganz und gar nicht. Das ist eine sehr kurzsichtige Meinung. Die Menschen wollen sich durchsetzen, deshalb sind sie Egoisten. Aber es ist falsch zu sagen, sie seien durch und durch grausam – das ist ganz verkehrt.« . So geht es noch eine Weile weiter und verläuft sich dann. Jetzt haben wir über Liebe gesprochen, wir haben über Grausamkeit gesprochen, und die Politik meiden sie. Es ist recht merkwürdig – wie sie die Politik meiden. Der Gesprächsstoff geht aus.

Aber wir treffen uns doch wieder, nicht wahr? Natürlich. Es wäre ein Jammer, wenn man sich nicht wieder träfe, nicht wahr? Ob ich morgen mit ihnen im Pekin zu Mittag essen wolle? Ich habe so eine Ahnung, als wäre mir morgen um halb eins nicht sehr nach chinesischer Küche zumute. Wir machen aus, dass wir uns um vier Uhr im Dome treffen wollen.

Sie bringen mich bis zur Tür meines Hotels. Dem Jüngeren fällt ein, dass ich meine Speisekarte liegengelassen habe – ich hatte sie ihnen gezeigt die Zeichnungen mit den kleinen Frauen und das ›Schickt noch Geld, schickt noch Geld‹ –, er geht zurück, um sie zu holen.

»Lassen Sie's doch. Ich brauche sie wirklich nicht.«

Aber er ist schon fort, ehe ich ihn aufhalten kann. Ich muß dieses Ding behalten. Es ist Schicksal.

Wieder liege ich wach und versuche, den heftigen Wunsch zu unterdrücken, am Vormittag zum Friseur zu gehen und mir das Haar färben zu lassen.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Hotel trete, hält mich eine kleine alte Frau an und bettelt um Geld. Ich gebe ihr zwei Francs. Während sie sich bedankt, sieht sie mir mit spöttischer Miene unverwandt in die Augen. Als ich an der Ecke am Bäckerladen vorübergehe, kommt sie mit einem ganzen Laib Brot heraus, lächelt mir zu und winkt fröhlich; ich winke zurück. Einen Augenblick lang entfliehe ich mir. Aber sie beißt in ihr Brot und verschwindet in einer Seitenstraße, und ich fange wieder an, über das Haarfärben nachzusinnen.

Ich komme am italienischen Restaurant vorbei. Ich komme bei Theodore vorbei. Es ist ein weiter Weg bis zu dem Lokal, in dem ich gewöhnlich esse. Ich zögere, kehre um, gehe hinein. Eigentlich hatte ich Theodores Lokal meiden wollen, weil er mich vielleicht wiedererkennen

könnte, weil er vielleicht denken würde, daß ich mich verändert habe, weil er das vielleicht sagen könnte.

Ich setze mich in eine Ecke, mir ist unbehaglich zumute.

Er hat sich ganz und gar nicht verändert. Er schaut von seinem Platz hinter der Bar über den ganzen Raum weg zu mir herüber und lächelt ein wenig. Er hat mich erkannt... Sehr unwahrscheinlich. Außerdem, was tut's, wenn es der Fall ist? Sie können mich doch nicht umbringen, nicht wahr? Oh, können sie's nicht, können sie's nicht doch?

Heute muß ich sehr vorsichtig sein, heute habe ich meine Rüstung zu Hause gelassen.

Bei Theodore ist es teurer als in den meisten Restaurants hier herum, und es ist nicht sehr voll. Ich schaue zu, wie das Mädchen mir gegenüber das Fleisch auf ihrem Teller zerschneidet. Sie spießt ein Stück mit der Gabel auf und steckt es ihrem Begleiter in den Mund. Er isst es mit allen Zeichen äußersten Wohlbehagens, sucht das beste Stück auf seinem Teller heraus und füttert sie damit. Man meint, die beiden müßten jeden Augenblick anfangen zu zwitschern und mit den Flügeln zu schlagen.

Dann ist da noch ein Paar in mittleren Jahren, die sich die Servietten unter das Kinn gestopft haben, und eine hübsche Frau in Begleitung ihres Mannes – es ist ihr Mann, glaube ich, nicht ihr Liebhaber.

Alle diese Leute fallen über mich her. Weil ich unruhig bin und traurig, fallen sie alle miteinander über mich her, riesengroß. Doch ich kann den Arm heben, um mich vor dem Zusammen prall zu schützen, und sie gleiten alle sanft zu Boden. Individualisten, die Gott sei Dank alle genug mit sich selbst zu tun haben. Die Extrovertierten, die einherstolzieren und für ihr Leben gern ein bißchen

Spaß haben möchten – das sind die Leute, vor denen man auf der Hut sein muß.

Ich bestelle Seezunge und Weißwein. Ich halte die Augen beim Essen fest auf meinen Teller geheftet – die Furcht, in Panik zu geraten, wird stärker. (Ich hab's dir doch gesagt, dass du hier nicht rein gehen sollst, ich hab's dir doch gesagt.)

Zum Schluß Kaffee. Ich wünschte, ich säße nicht so weit von der Tür. Aber nun ist's bald vorbei. Bald bin ich wieder draußen. Es geht mir besser.

Ich zünde mir eine Zigarette an und trinke langsam meinen Kaffee. Währenddessen kommen zwei Mädchen herein – eine große Rothaarige und eine kleine, mollige Dunkle. Sportliche Kleidung, keine Hüte, Engländerinnen.

Theodore watschelt an ihren Tisch und redet mit ihnen. Das große Mädchen spricht sehr gut Französisch. Ich kann nicht verstehen, was Theodore sagt, aber ich beobachte seine Mundbewegungen und das breite Mondgesicht unter der hohen Chefmutze.

Die Mädchen drehen sich um und starren mich an.

»Oh, my God!« sagt die Große.

Theodore redet weiter. Dann dreht auch er sich nach mir um. »Ach, das waren noch Zeiten«, sagt er.

»Et qu'est-ce qu'elle fout ici, maintenant?« sagt das große Mädchen mit lauter Stimme.

Jetzt starren mich alle Gäste an; alle Augen im ganzen Lokal sind auf mich gerichtet. Es ist passiert.

Ich bleibe ruhig, aber meine Hand fängt an so heftig zu zittern, daß ich die Kaffeetasse absetzen muß.

»Alle«, sagt Theodore, »alle kehren sie nach Paris zurück. Immer.« Er zieht sich wieder hinter die Bar zurück.

Ich raffe mich auf und sehe das große Mädchen an. Sie

schaut sofort weg und beginnt laut über das Essen zu reden – über die verschiedenen Arten, Huhn zuzubereiten. Die Kleine hängt an ihren Lippen.

Das rote Haar ist sehr sorgfältig über ihren winzigen Schädel drapiert. Die Stimme ist hart und klar. Diese Stimmen wie Uniformen – bleichern, nichtssagend. Diese Stimmen, die sie schwingen wie Waffen.

Aber was für ein Französisch! Deiner ganzen Aufmachung nach hättest du sagen müssen: »Qu'est-ce qu'elle fiche ici?« Der ganzen Aufmachung nach hätte man das bestimmt von dir erwartet. Was für eine Ausdrucksweise, was für eine Ausdrucksweise! Was würden Debenham & Freebody dazu sagen, was Harvey Nichols?

Na schön, jetzt haben sie mich alle gründlich gemustert und den beiden jungen Mädchen einen kurzen, mißbilligenden Blick zugeworfen, und nun fangen sie alle wieder an zu essen.

»Ah! Quelle plaie, quelle plaie, les Anglais«, wie der alte Herr im Omnibus von Gros de Cagnes sagte. Aber eine Pest, die etwas einbringt, mein Lieber, eine Pest, die etwas einbringt. Und lustig, lustig geht das Leben weiter. »Quelle plaie, quelle plaie, les Anglais«, sagte er mit einem tiefen Seufzer.

Die Kellnerin geht an meinem Tisch vorbei, und ich bitte um die Rechnung.

»Es ist noch etwas Kaffee übrig, Madame. Trinken Sie noch ein bißchen?« Sie lächelt mich an. Ohne meine Antwort abzuwarten, gießt sie mir den Rest aus der Kanne in meine Tasse. Ich tue ihr leid, sie möchte mich trösten.

Es schnürt mir die Kehle zu, mir brennen die Augen. Das ist furchtbar. Jetzt fange ich womöglich an zu weinen. Das ist das Allerschlimmste. Wenn ich jetzt weine,

muß ich mich nachher draußen wirklich vor einen Omnibus werfen.

Ich versuche, mich darauf zu konzentrieren, wie ich mir mein Haar färben lassen soll, und klammere mich an diesen Gedanken, wie sich ein Ertrinkender an irgend etwas klammert. Soll ich es rot färben lassen? Soll ich es schwarz färben lassen? Also, schwarz – das wäre zu auffallend. Soll ich es *blond cendre* färben lassen?

Aber *blond cendre*, Madame, das ist die schwierigste Farbe. Nur sehr, sehr selten, Madame, läßt sich Haar mit *Erfolg blond cendre* färben. Es greift das Haar noch mehr an, als wenn man es platinblond färbt. Zuerst muß es gebleicht werden, das heißt, die natürliche Farbe muß immer entfernt werden – und dann muß es gefärbt werden, das heißt, eine andere Farbe muß aufgetragen werden. (Kultiviertes Haar. Und wie dann weiter?)

Ich trinke meinen Kaffee aus, bezahle die Rechnung und gehe. Ich gäbe den Rest meines Lebens dafür, wenn ich jetzt die Zunge herausstrecken und beim Vorbeigehen am Tisch dieses Mädchens sagen könnte: ›Hören Sie mal...‹ Ich gäbe den Rest meines Lebens dafür, wenn ich sie mit einem eisigen Blick durchbohren könnte. Aber so – ich kann sie nicht ansprechen, kann sie nicht einmal ansehen. Ich gehe einfach nur hinaus.

Macht nichts. Eines Tages, ganz plötzlich, wenn du nicht darauf gefaßt bist, hole ich einen Hammer aus den Falten meines dunklen Mantels und knacke deinen kleinen Schädel wie eine Eierschale. Knack, macht sie dann, die Eierschale; und heraus strömt es, das Blut und das Gehirn. Eines Tages, eines Tages... Eines Tages wird der wilde Wolf an meiner Seite dich ansspringen und dir deine abscheulichen Eingeweide herausreißen. Eines Tages, eines Tages. Nun, nun, langsam, ruhig, ruhig...

Theodore kommt hinter seiner Bar hervor und macht mir die Tür auf. Er lächelt, seine Schweinsäuglein blinzeln. Ich kann nicht recht erkennen, ob sein Lächeln boshaft ist (auch ein Angriff auf mich) oder Entschuldigung heischend (er hat es gut gemeint) oder nur professionell.

Wie steht's mit dem Programm für diesen Nachmittag? Das ist die Hauptsache – einen Plan zu haben und ihn auch durchzuführen. Erst das eine tun und dann ein anderes, und alles ist vorüber, ehe du dich's versiehst.

Aber meine Beine werden schwach. Was, schon bezwungen? Das kann doch nicht sein. Nein, ganz und gar nicht. Aber ich denke, ich überquere die Straße und setze mich ein Weilchen ruhig im Jardin du Luxembourg hin.

Und füge eines zum anderen, lege mir alles zurecht. Es ist weiter nichts passiert als das: Theodore hat wahrscheinlich zu dem Mädchen gesagt: ›Ich glaube, da drüben sitzt eine Landsmännin von Ihnen‹, und das Mädchen hat gesagt: ›Oh, my God!‹ Und dann hat Theodore wahrscheinlich gesagt: ›Ich kenne sie von früher. Vor ein paar Jahren verkehrte sie hier. Ach, das waren noch Zeiten...‹ Und dies und das. Und dann hat das junge Mädchen gesagt: ›Qu'es tee qu'elle fout ici?‹, teils, weil ihr mein Äußeres nicht gefiel, teils, weil sie zeigen wollte, wie gut sie Französisch spricht, und zum Teil, weil sie dachte, Theodore sei ihre persönliche Entdeckung. (Aber, meine Liebste, Beste, bei Theodore wimmelt es schon seit fünfzehn Jahren von netten Angelsachsen, soviel weiß ich gewiß, und vielleicht auch schon viel länger.) Und weiter ist nichts passiert – wozu diese Aufregung? Aber ich bin doch gar nicht aufgeregt, wirklich nicht. Kann ich dafür, wenn ich Herzklopfen habe und meine Hände kalt werden?

Ich drehe meinen Stuhl mit der Lehne gegen den

Teich, auf dem die Kinder ihre Schiffe schwimmen lassen. Jetzt kann ich nichts sehen als die schlanken, geraden Baumstämme. Sie sehen jung aus, diese Bäume. Das ist ein freundlicher Platz hier, ein freundlicher, ordentlicher Platz. Es ist nicht traurig hier, es ist nicht einmal melancholisch.

Der Wärter kommt und verkauft mir ein Billet. Jetzt ist alles legal. Wenn jemand sagt: »Qu'est-ce qu'elle fout ici?«, kann ich ihm das Billet zeigen. Es ist alles legal. Ich fühle mich sicher, und das Billet halte ich fest in der Hand. Ich kann hier bleiben, solange ich will, kann mir alles zurechtlegen, ganz ruhig, ohne dass jemand mich stört.

Gestern abend und heute – das paßt recht gut zusammen. Qu'est-ce qu'elle fout ici, la vieille? Was zum Teufel (wenn ich es wohlwollend übersetze) hat sie hier zu suchen, die alte Frau da? Was hat sie hier zu suchen, die Ausländerin, die Fremde, die Alte? Ich bin ja ganz ihrer Meinung, durchaus. Das habe ich mein ganzes Leben lang in den Augen der Leute gelesen. Ich frage mich selbst die ganze Zeit, was zum Teufel ich hier zu suchen habe. Die ganze Zeit.

Alte Leute gehen vorüber und schäbige Frauen, und ab und zu einmal eine, die fröhlich aussieht, geschminkt, in einem mächtigen Pelzmantel. Ein Mann geht vorbei, er spreizt sich wie ein Gockel und schiebt einen großen Kinderwagen. Sein schwarzer Überzieher ist bis oben zugeknöpft, das Halstuch unter dem blauen Kinn sorgsam drapiert. Dann ein Mann, der fast genauso aussieht, er spielt mit einem kleinen Mädchen, das gerade erst laufen gelernt hat. Er ruft ihr zu: »Dir hängt ein Tröpfchen an der Nase.« Das kleine Mädchen läuft von ihm fort, kreischend vor Angst und Wonne, und er läuft mit klei-

nen täppischen Schritten hinter ihr her. Sie verschwinden zwischen den Bäumen, und ich höre ihn noch immer rufen: »Komm her, dir hängt ein Tröpfchen an der Nase, dir hängt ein Tröpfchen an der Nase.«

Es ist schon gut. Ich bin nicht unglücklich. Aber nun muß ich an das Kätzchen denken.

Das ist in London passiert, und das Kätzchen gehörte einem Ehepaar in der Wohnung über mir – einem deutschen Friseur und seiner englischen Frau. Das Kätzchen hatte einen Minderwertigkeitskomplex und Verfolgungswahn und *nostalgie de la hone* und was nicht noch alles. Man sah ihm das an den Augen an, jenen schrecklichen Augen, die sein Schicksal kannten. Es war ganz mager, zottig und verhuscht und hatte diese Augen, die sein Schicksal kannten. Nun, alle Kater in der Umgebung stürzten sich auf es wie toll. Es bekam eine wunde Stelle am Hals, und die wunde Stelle am Hals wurde immer schlimmer. »Widerlich«, sagte die englische Frau des deutschen Friseurs. »Man müßte sie totschlagen, diese Katze.« Dann kam das Kätzchen, weil es spürte, was in der Luft lag, herunter in mein Zimmer. Es duckte sich an die Wand, sah mich mit diesen schrecklichen Augen an und mit dieser großen wunden Stelle hinten am Genick. Es wollte nicht fressen, fauchte, wenn man es streicheln wollte. Es duckte sich nur in die Zimmerecke und starre mich an. Ich hielt das eine Weile aus, dann konnte ich nicht mehr und scheuchte es hinaus. Zuerst ging es sehr zögernd und wandte noch immer kein Auge von mir. Und dann wie ein Pfeil durch die Tür und die Treppe hinunter. Ich mußte den ganzen Tag an es denken, und am Abend sagte ich: »Ich habe dieses unglückliche Kätzchen aus meinem Zimmer gejagt. Nun mache ich mir Sorgen um es. Ist alles in Ordnung mit ihm?« – »Ach,

haben Sie's nicht gehört?< sagten sie. ›Es ist überfahren worden. Mrs. Greiner wollte es zum Einschlafen in die Apotheke bringen, da ist es mitten auf die Straße gelau-fene Mitten auf die Straße ist es geschossen, und ein barmherziges Taxi hat es überfahren.

Ich schaue mich in meinem Handtaschenspiegel an. Ich hatte doch um vier Uhr im Dome den Russen treffen wollen. Er ist einer von denen mit leuchtend blauen Au-gen, der mit beiden Füßen auf der Erde steht, wie man zu sagen pflegt. Er ist sicherlich ein Optimist.

Wir werden im Dome sitzen und über vernünftiges Verhalten und normale menschliche Beziehungen reden. Er wird sagen: ›Nein, nein, nicht grausam – nur egois-tisch. Die Menschen meinen es nicht so.< Er wird mir erklären, wo mein Fehler liegt, wo meine Gedankengän-ge sich verwirrt haben. Vielleicht.

Ich habe Schatten unter den Augen. Auf der Terrasse vom Dome sitzen, Pernods trinken und über vernünftiges Verhalten reden – mit riesigen Schatten unter den Au-gen?

Ich höre eine Uhr schlagen und zähle die Schläge. Es ist vier Uhr.

›Nein, danke schön<, denke ich, ›so wie ich jetzt aus-sehe, werde ich nicht im Dome erscheinen – nein, danke schön.<

Sofort tut es mir bitter leid. Vielleicht hätte er doch et-was gesagt, was mich trösten könnte.

Ich bin völlig leer. Ich bin völlig leer bis auf die dün-nen, zarten Stämme der Bäume und die feinen, zarten Geister in meinem Zimmer. ›La tristesse vaut mieux que la joie.<

Im Spiegel gerade eben waren meine Augen wie die Augen des Kätzchens.

Ich sitze da, ohne mich zu rühren, nicht unglücklich.
Jetzt wird es dunkel. Jetzt werden die Tore geschlossen. (Qu'est-ce qu'elle fout ici, la vieille?)
Steh auf, steh auf. Iß, trink, geh, marschiere. Pourquoi etes-vous triste?

Morgen muß ich mir wirklich die Haare färben lassen. Ich weiß genau, zu wem ich gehen werde. Sein Name ist Felix, aber ich weiß die Straße nicht mehr. Doch wenn ich zur Galerie Lafayette gehe, finde ich den Weg.

Wenn man den Raum betritt, sitzt Felix an einem Schreibtisch. Er hat lockiges Haar, ein sensibles Gesicht, sehr hübsche Hände. Er trägt eine schwarze Samtjacke. Der vollendete Künstler – Antoines einziger Rivale. Im Schaufenster seines Ladens eine große Photographie mit Unterschrift: ›Für Monsieur Felix, der mein Haar so lange schön erhalten hat – Adrienne.‹ Es besteht natürlich keine Hoffnung, dass Felix sich meiner annehmen wird, aber vielleicht bekomme ich einen guten Gehilfen.

Es ist alles gut. Morgen bin ich wieder hübsch, morgen bin ich wieder glücklich, morgen, morgen...

Ich gehe hinauf ins Zimmer. Ich verriegle die Tür. Ich lege mich aufs Bett, das Gesicht ins Kissen gedrückt. Jetzt kann ich ausruhen, ehe ich wieder hinausgehe. Was kümmert mich die ganze Welt, wenn ich auf dem Bett liegen und die Vergangenheit wie eine Decke über mich ziehen kann. Zurück, zurück, zurück.

Eben erst war ich die Treppe heraufgekommen, und nun mußte ich sie wieder hinabsteigen.

›Nein, nein, Ihr Zimmer ist noch nicht fertig. Sie müssen wiederkommen, wiederkommen. Kommen Sie zwischen fünf und sechs Uhr wieder.‹ – ›Wie spät ist es jetzt?‹ – ›Es ist halb elf.‹

›Courage, courage, ma petite dame‹, sagt sie. ›Alles

wird gutgehen.«

Ich steige die Treppe wieder hinunter, wobei ich mich krampfhaft am Geländer festhalte – eine Stufe nach der anderen.

Ich halte ein Taxi an. Der Mann sieht mich an und zögert. Vielleicht hat er Angst, ich könnte mein Baby in seinem neuen Taxi bekommen. Das wäre etwas!

Absolut keine Gefahr, möchte ich zu ihm sagen. Noch Stunden und Stunden und Stunden, sagt sie.

Ich gehe wieder ins Hotel und steige in mein Zimmer hinauf. Das fällt mir furchtbar schwer. Haben das andere vor mir auch schon tun müssen? Natürlich, viele Leute – arme Leute. Oh, ich verstehe, natürlich, arme Leute. Trotzdem, es ist eine Qual, in diesem Zustand noch herumlaufen zu müssen. Und bis halb sechs ist es noch eine lange Zeit – Hunderte von Jahren.

Als ich die Treppe wieder hinaufsteige, sehe ich nicht so gut.

›Courage, meine kleine Dame. Ihr Zimmer ist jetzt fertig.«

Ein Zimmer, ein Bett, auf das ich mich legen kann. Sicher ist das Schlimmste jetzt überstanden. Aber die lange Nacht, die endlose Nacht.

›Courage, courage,« sagt sie. ›Alles wird gut. Alles wird großartig.«

Das ist ein komisches Haus hier. Überall sind hier Leute, die Kinder kriegen. Jedenfalls – zumindest zwei werden Kinder kriegen.

›Jesus, Jesus,« sagt eine Frau. ›Mutter, Mutter‹ sagt eine andere.

Ich spreche nicht. Wie lange dauert es, bis ich spreche?

›Chloroform, Chloroform,« sage ich, als ich spreche. Natürlich, das sieht mir ähnlich. So ein Unsinn. Hier ist

kein Arzt, der mit Chloroform arbeitet. Das ist ein Haus für arme Leute. Außerdem hält sie nichts von Chloroform. Kein Jesus, keine Mutter und auch kein Chloroform.

Was denn dann?

Das hier.

Immer?

Ja, immer.

Sie kommt und wischt mir die Stirn ab. Sie spricht zu mir in einer Sprache, die keine Sprache ist. Aber ich verstehe sie.

Zurück, zurück, zurück. So ist es immer wieder gewesen.

Was bist du? Ich bin ein Instrument, ein Ding, dessen man sich bedient.

Sie schießt aus einem Zimmer ins andere, spricht Mut zu, beruhigt, schilt. »Also – Sie geben sich keine Mühe. Courage, courage! Sie spricht ihre alte, alte Sprache, Worte, die keine Worte sind.

Ein komisches Leben, wenn man sich's recht überlegt. Mir wäre es verhaßt. Doch für sie ist es einfach ihr Leben.

Hinterher konnte ich nicht schlafen. Ich schließt immer nur eine oder zwei Stunden, dann wachte ich auf und dachte an Geld, Geld, Geld für meinen Sohn; Geld, Geld...

Liebe ich ihn? Der arme kleine Teufel, ich weiß nicht, ob ich ihn liebe.

Aber zu denken, dass sie ihn zerbrechen werden, weil wir kein Geld haben – das ist qualvoll.

Geld, Geld für meinen Sohn, meinen schönen Sohn.

Ich kann nicht schlafen. Meine Brüste trocknen aus, mein Mund ist trocken. Ich kann nicht schlafen. Geld,

Geld...

›Was denn!‹ sagt sie. ›Können Sie nicht schlafen? Das geht aber nicht, das geht nicht.‹

Wahrscheinlich weiß sie, warum ich nicht schlafen kann. Ich wette, dass es anderen hier genauso geht. Die sich die gleichen Sorgen machen. (Das ist nicht irgendein Kind; das ist *mein* Kind. Geld, Geld...)

›Also, warum können Sie nicht schlafen?‹ sagt sie.
›Schreit er, der junge Mann hier?‹

›Nein, er schreit fast gar nicht. Ist es ein schlechtes Zeichen, dass er nicht schreit?‹

›Wieso denn, ganz und gar nicht. Ein schönes, wunderschönes Kindchen. Aber warum können Sie nicht schlafen?‹

Sie hat sehr klare, schräge Augen. Ich mag Leute mit klaren, schrägen Augen. Noch immer kann ich mich Menschen anvertrauen, die ich gern habe. (Sagen Sie mir, was ich tun soll. Wissen Sie eine Lösung? Sagen Sie mir, was ich tun soll.)

Sie klopft mir auf die Schulter und sagt ›Sie machen sich ganz unnötige Sorgen. Es wird alles gut werden mit Ihnen. Ich schicke Ihnen einen Schlaftrunk aus Orangenblütenwasser herein, und heute nacht müssen Sie schlafen, schlafen.‹

Ich kann das arme Kind nicht nähren. Man holt ihn und gibt ihm Nestle-Milch. Nun kann ich schlafen.

Am nächsten Tag kommt sie und sagt: ›Jetzt werde ich dafür sorgen, dass Sie wieder genauso werden, wie Sie vorher waren. Es wird keine Spur, kein Mal bleiben, nichts.‹

Das ist die Lösung, wie es scheint.

Siewickelt mich in sehr enge, unbequeme Bandagen ein, verschlingt und verknüpft sie kunstvoll. Sie gibt mir

zu verstehen, dass das gewöhnlich berechnet wird. In der Regel verlangt sie sehr viel dafür.

›In ganz Paris kann das niemand so gut wie ich, sagt sie. ›Kein Arzt, niemand von den Leuten, die immer annoncieren; niemand in ganz Paris kann das so gut wie ich.‹

Und da liege ich in diesen verdamten Bandagen, eine ganze Woche lang. Und da liegt er, auch eingewickelt, wie eine kleine Mumie. Und niemals schreit er.

Aber jetzt nehme ich ihn gern in die Arme und schaue ihn mir an. Eine wunderschöne Stirn, unglaublich weiß, die Augenbrauen ganz zart aus Goldstaub gezogen.

Ja, das war eine seltsame Zeit. (Die große Tasse Kaffee am Morgen mit einem Muster aus roten und blauen Blumen. Ich war immer so durstig.) Aber unruhig, unruhig. Durfte ein Baby eigentlich so hübsch sein wie meines, so blaß wie meines, so still wie meines? Die anderen schreien vom Morgen bis zum Abend. Unruhig.

Als ich mich über die Bandagen beklage, sagt sie: ›Ich verspreche Ihnen, wenn Sie sie abnehmen, sind Sie genauso wie Sie vorher waren.‹ Und es ist wahr. Als sie die Bandagen abnimmt, findet sich nicht die geringste Spur, nicht die geringste Runzel, nicht die geringste Falte.

Und da bin ich nun, fünf Wochen später, ohne die geringste Spur, ohne die geringste Runzel, ohne die geringste Falte.

Und da ist er, mit einer Karte am Handgelenk, weil er in einem Krankenhaus gestorben ist. Und da schaue ich auf ihn hinab – nicht die geringste Spur, nicht die geringste Runzel und nicht die geringste Falte.

Der Friseur redet mich schließlich auch mit »Ma petite dame« an.

Er denkt eine Weile über mein Haar nach, lässt es durch

die Finger gleiten. Dann: »An Ihrer Stelle, Madame, würde ich nicht lange überlegen. Nein, keinen Augenblick. Ein hübsches *mond cendre*«, sagt er.

Das hat er genau richtig ausgedrückt. ›Wäre ich an Ihrer Stelle, Madame, würde ich nicht lange überlegen.‹

Er berührt sanft mein Haar. Der Duft nach Seife, Parfüm, Haarwasser, das Geräusch der Trockenhaube in der Nachbarkabine, seine Finger in meinem Haar –ich könnte einschlafen.

»Also gut«, sage ich schmollend. (Du fängst schon wieder an, meine Liebe, du fängst schon wieder an!)

Ich kann natürlich den Vorgang nicht weiter beobachten. Ich lese *Illustrierte –Femina, Illustration, Eve*.

Dann nehme ich mir den *Hairdresser*, die *Hairdresser's Weekly*, die *Art of Hairdressing* und eine komische Zeitschrift mit einem umfangreichen Teil, der sich ›Bienenkorb‹ nennt – Antworten auf Leserbriefe.

›*Pierrette Ciaire de la Lune*— Nein, Mademoiselle, Ihr Brief ist töricht. Auf diese Weise nehmen Sie nicht ab – niemals. So leicht ist das Leben nicht. Das Leben, Mademoiselle, ist schwer. In Ihrem Alter ist es sehr schwierig abzunehmen. Aber...‹

›*Petite Maman* – Nein, Petite Maman, Sie sind unvernünftig. Liebe und Ehe sind fürwahr zwei grundverschiedene Dinge. Wenn Ihnen das bisher noch nicht klargekommen ist, so werden Sie bestimmt bald dahinterkommen. Immerhin...‹

Nein, Mademoiselle, nein, Madame, das Leben ist nicht leicht. Täuschen Sie sich nicht. Nichts ist leicht. Aber es besteht Hoffnung (siehe Seite 5) und noch mehr Hoffnung (siehe Seite 9)...

Ich stecke mitten in der langen Zuschrift einer Dame, die sich die Brust hat liften lassen, als er mir die Tro-

ckenhaube vom Kopf nimmt.

»Voilà«, sagt er.

»Ja«, sagt er, »ein sehr gutes *blond cendre*. Ein Erfolg.«

Ich hatte damit gerechnet, dass mich die Gedanken an dieses verdammte Haar tagelang ununterbrochen beschäftigen würden. (Ist es gut geworden? Ist es nicht gut geworden?) Aber noch ehe das Taxi wieder in Monparnasse ist, habe ich alles schon völlig vergessen.

Ich mag nichts essen. Ich entschließe mich, in den Jardin du Luxembourg zu gehen und dort zu sitzen wie gestern. Es ist merkwürdig, wie friedlich mir zumute ist – als würde ich von etwas abgelenkt. Nicht dorthin – hierhin. Nicht jene Straße – diese hier. Tanze nur, und die Musik überlaß mir. So etwa.

Im Bassin des Medicibrunnens schwimmen ein paar Fische. Drei sind rot und einer ist golden. Die vier Fische wirken so verlassen, dass ich mich frage, ob sie als erste ausgesetzt worden sind, oder ob schon viele da waren und weggestorben sind.

Ich bleibe lange stehen und sehe den Fischen zu. Und ein paar Leute, die vorbeikommen, bleiben auch stehen und sehen ihnen zu. Wir stehen nebeneinander und beobachten die Fische.

Heute nachmittag muß ich mir einen Hut kaufen, denke ich, und morgen ein Kleid. Ich muß mit dem Verwandlungsakt weiterkommen. Aber hier sitze ich und lasse die immer gleiche Prozession schäbiger Frauen mit Kinderwagen und in schwarze Überzieher eingeknöpfter Männer an mir vorüberziehen.

Eine der Gestalten löst sich aus der Prozession und kommt auf mich zu. Erst als er dicht neben mir steht und die Hand ausstreckt, erkenne ich ihn. Der jüngere Russe,

der melancholische.

Auch er ist bis oben in einen schwarzen Überzieher eingeknöpft. Sein Halstuch ist sorgfältig gebunden. Er trägt einen schwarzen Filzhut. Genau wie alle die Väter, die Kinderwagen schieben. Sehr korrekt, sehr achtbar. Er verbeugt sich und gibt mir die Hand.

»Gestatten Sie?« Er stellt einen Stuhl dicht neben meinen.

»Sie sind gestern nachmittag nicht zu der Verabredung mit meinem Freund gekommen«, sagt er.

»Nein, es tut mir leid, aber mir war nicht gut.« »Er war ärgerlich. Er fand es absolut nicht nett von Ihnen. Er sagte –« Er begann zu lachen.

»Na, was hat er gesagt?« »Oh, er war sehr schlechter Laune. Er hatte am gleichen Morgen einen unangenehmen Brief bekommen.« »Ich habe mich über mich selber geärgert«, sage ich, »aber ich konnte nicht hingehen.«

Er sagt, indem er mich unverwandt ansieht: »Wenn ich eine Verabredung treffe, halte ich sie immer ein, auch wenn ich denke, dass der andere nicht kommen wird.«

»Wirklich? So habe ich mir die Russen überhaupt nicht vorgestellt.«

»Ach, Russen, Russen – warum glauben Sie, dass sie anders sind als andere Leute?«

Er kommt aus der Ukraine, erzählt er, und es ist sehr heiß dort und im Winter sehr kalt. Doch wieder lässt er das Thema Rußland und alles, was damit zusammenhängt, fallen, obwohl er sonst sehr bereitwillig über sich selbst spricht. Er ist naturalisierter Franzose und hat seinen Militärdienst in Frankreich geleistet. Er sagt, er heiße Nicolas Delmar, was mir nicht sehr russisch klingt. Aber so nennt er sich jedenfalls, und er schreibt es auf ein Stück *Le Journal*, samt Adresse, und gibt es mir. Er

wohnt in Montrouge. Er hat eine Verwandte –Schwester oder Mutter oder Tante, das wird mir nicht ganz klar –, die krank ist, und das macht ihm viel Kummer.

»Aber ich kann es vergessen«, sagt er. »Jeden Tag, an dem ich ins Quartier Latin komme oder im Jardin du Luxembourg spazierengehe, kann ich es vergessen.«

Er spricht das Französische langsam und schwerfällig. Das gibt mir Vertrauen. Und sofort stürzen wir uns mit vollen Segeln in ein philosophisches Gespräch.

Er sagt: »Sehen Sie, was mich betrifft, sehe ich das Leben so: Wenn jemand zu mir gekommen wäre und mich gefragt hätte, ob ich geboren werden wolle, hätte ich, glaube ich, nein gesagt. Ganz bestimmt hätte ich nein gesagt. Aber es hat mich niemand gefragt. Ich bin nicht aus eigenem Willen hier. Die meisten Dinge, die mir zustoßen –die habe ich auch nicht selbst gewollt. Und deshalb sage ich mir immer wieder: ›Du hast nicht verlangt, geboren zu werden, du hast die Welt nicht so gemacht, wie sie ist, du hast dich selbst nicht so gemacht, wie du bist. Warum dich quälen? Warum nicht das Leben nehmen, wie es eben kommt? Du hast das Recht dazu; du gehörst nicht zu den Schuldigen.‹ Wenn man nicht reich oder stark oder mächtig ist, gehört man nicht zu den Schuldigen. Und man hat das Recht, das Leben zu nehmen, wie es eben kommt, und so glücklich zu sein, wie man kann.«

Während er spricht, habe ich die verrückte Vorstellung, dass es sich vielleicht folgendermaßen abspielt: Jetzt also, du, X – du mußt hinuntergehen und geboren werden. Oh, nicht ich, bitte, nicht ich. Na schön, Y, dann geh du und werde geboren – einer muß es machen. Wo ist Y? Y versteckt sich. Na, komm schon, Z, du mußt gehen und geboren werden. Komm, komm, mach schnell,

beeil dich. Es kommt jede Minute einer. Oder sogar jede Sekunde?

»Aber wünschen Sie sich niemals, reich oder stark oder mächtig zu sein?«

»Nicht mehr«, sagt er, »nicht mehr. Ich bin lieber so wie ich bin. So wie es jetzt ist, möchte ich nicht reich oder stark oder mächtig sein. Ich möchte nicht zu den Schuldigen gehören. Ich weiß, dass ich nicht schuldig bin, also habe ich das Recht auf soviel Glück, wie ich mir selber verschaffen kann.«

In dieser Tonart fahren wir eine Weile fort. Ich frage mich, was er bloß treiben mag, was er ist. Er sieht aus wie jemand, der von einem sehr kleinen festen Einkommen lebt. Während ich mir das überlege, erzählt er mir, dass er diesen Teil von Paris, das Quartier Latin, liebt, weil er die Jugend liebt. Ich sehe ihn scharf an, als er das sagt. Aber er will weiter nichts sagen, als dass er die Jugend liebt.

»Ja«, sage ich. »Auch ich liebe die Jugend. Wer liebt sie nicht? Und da sind wir hier am richtigen Platz – es wimmelt ja von Kinderwagen, kleinen Kindern und so weiter.«

»Nach Montmartre gehe ich sehr selten«, sagt er. »Ich gehe sehr selten anderswohin. Das hier ist der Teil von Paris, den ich liebe – das Quartier Latin und Montparnasse.«

›Seite an Seite und, ach, so verschiedene

»Haben Sie schon einmal bemerkt«, sagt er, »wenn man aus einem Teil von Paris in einen anderen kommt, dann ist das, als käme man aus einer Stadt in eine andere – ja, aus einem Land in ein anderes. Die Menschen sind anders, die Atmosphäre ist anders, sogar die Frauen ziehen sich anders an.«

Ich weiß nicht, warum er mir nicht so recht gefällt. Diese sanfte, resignierte Melancholie – sie erscheint mir unnatürlich bei einem Mann, der nicht viel über dreißig sein kann, wenn er überhaupt schon dreißig ist. Oder vielleicht kommt es daher, dass er eher wie ein Abglanz ist, nicht wie ein Licht. Im Augenblick empfinde ich es so, und im nächsten gefällt mir sehr, als wäre er der Bruder, den ich nie hatte.

Ich sage: »Montparnasse hat sich sehr verändert, seit ich es kennenlernte, das kann ich Ihnen sagen. Das war kurz nach dem Krieg«, sage ich brutal. (Da du die Jugend so gern hast, wird dir das zu denken geben.)

»Sie sind kurz nach dem Krieg hierhergekommen?«
»Ja, und ich habe bis vor fünf Jahren hier gelebt. Dann bin ich wieder nach England gegangen.«

»Ja, es muß sich sehr, sehr verändert haben«, sagt er, verzieht die Lippen und nickt.

»Oh, schrecklich«, sage ich. »Aber ich glaube, in Wirklichkeit verändern sich die Dinge gar nicht sehr; man denkt das nur. Mir scheint, dass sich alles immer und immer nur wiederholt.«

Er sagt: »Ich glaube, Ihnen wird kalt, Madame. Sie frösteln. Möchten Sie eine Tasse Schokolade trinken? Ganz in der Nähe ist eine nette Konditorei.«

Ich sage: »Ich ginge viel lieber in ein Cafe und nähme einen Drink.«

Ich habe so ein Gefühl, als mißbillige er das, aber er sagt: »Ja, gewiß. Gehen wir.«

Diesmal mache ich's richtig. Wir gehen in das neutrale Cafe.

Als wir wieder mit einem Kaffee und einem *fine* in einer Ecke sitzen, sagt er: »Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? Ich glaube, Sie sind sehr einsam. Ich weiß das,

weil ich selbst lange Zeit einsam war. Ich haßte die Menschen, ich wollte niemanden sehen. Und dann dachte ich eines Tages: »Nein, so geht das nicht.« Und jetzt bin ich viel unterwegs. Ich zwinge mich dazu. Ich habe eine Menge Freunde; ich bin nie allein. Jetzt bin ich viel glücklicher.«

Das klingt ziemlich einfach. Ich muß es probieren, wenn ich wieder nach London komme.

Ich sage: »Ihr Freund neulich abend hat mir gefallen.« »Ah, ja«, sagt er und schüttelt den Kopf. »Aber er hat sich geärgert, und er hat eine schlechte Nachricht bekommen.« (Der Optimist hat keine Verwendung mehr für mich, soviel ist sicher.) »Aber ich habe viele Freunde. Wenn Sie wollen, mache ich Sie mit allen bekannt. Wollen Sie mir das gestatten? Dann sind Sie nie mehr allein und viel glücklicher, Sie werden sehen.«

»Glauben Sie denn, dass ich ihnen gefalle, Ihren Freund en?«

»Aber bestimmt. Unbedingt.«

Dieser junge Mann ist ein rechter Trost – fast so tröstlich wie der Friseur.

»Wollen Sie jetzt mitkommen, einen Freund von mir besuchen? Er ist Maler. Ich glaube, er ist ein Mensch, der Ihnen gefallen wird. Er ist immer fröhlich, und er findet für jeden das rechte Wort. Ja, Serge, versteht jeden – es ist unglaublich.« (*And, whether Prince or prostitute, he always did his best...*)

»Mais au fond, vous savez, il s'en fiche de tout, il s'en fiche de tout le monde.«

Das klingt prächtig.

»Ja, da käme ich gern mit«, sage ich. »Aber heute nachmittag kann ich nicht. Ich muß mir einen Hut kaufen gehen.«

»Und würden Sie morgen mitkommen?« sagt er, und wir machen aus, dass wir uns am nächsten Tag um vier Uhr treffen wollen.

Früher gab es ein gutes Hutgeschäft in der Rue Varin. Es ist nicht mehr da. Ich durchstreife ziellos eine Menge Nebenstraßen, in denen es überhaupt keine Hutgeschäfte gibt. Und dann eine Straße, in der es davon wimmelt – Virginie, Josette, Claudine... Ich schaue ins Fenster des ersten Hutgeschäftes. Eine Kundin ist drinnen. Ihr halb gefärbtes, halb ergrautes Haar ist sehr unordentlich. Während ich sie beobachte, setzt sie einen Hut auf, schneidet ihrem Spiegelbild eine Grimasse und nimmt ihn sehr schnell wieder ab. Sie probiert einen anderen auf – dann noch einen. Ihr Gesichtsausdruck ist schrecklich – hungrig, verzweifelt, hoffnungsvoll, beinahe verrückt. Jeden Augenblick meint man, sie müsse in das Gelächter einer Irren ausbrechen.

Ich stehe draußen und sehe zu. Ich kann mich nicht von der Stelle rühren. Sie setzt einen Hut nach dem anderen auf, schneidet ihrem Spiegelbild diese schreckliche Grimasse und reißt ihn wieder herunter. Wenn ich sie so sehe – sehe ich mich da selbst, wie ich sein werde? In fünf Jahren, in sechs Jahren, werde ich da auch so sein?

Aber sie ist immer noch besser als die andere, die spießige, bleiche, fette Schwarzhaarige, die ihr die Hüte mit gelassener, spöttischer Miene reicht. Fast kann man sehen, wie sie die Zunge in ihrer Wange kreisen lässt. Es ist, als beobachte man den Teufel mit einer verdammten Seele. Wenn ich wie eine von den beiden werden muß, dann soll es lieber die alte Hexe sein.

Ich merke, dass ich nicht noch länger dastehen und zu ihnen hineinstarren kann, und gehe sehr erschüttert weiter. Dann fällt mir der Russe ein, wie er sagte: >Ich habe

nicht verlangt, geboren zu werden; ich habe die Welt nicht so gemacht, wie sie ist; ich habe mich nicht so gemacht, wie ich bin, ich bin keiner von den Schuldigen. Und deshalb habe ich das Recht...< Etcetera.

Es gibt mindestens zehn Putzmacherinnen in dieser Straße. Ich entschließe mich, in das vorletzte Geschäft auf der linken Seite zu gehen und hoffe, dass ich's gut treffe.

Das junge Mädchen drinnen sagt: »Die Hüte sind jetzt sehr diffizil, sehr diffizil. Alle meine Kundinnen sagen, dass die Hüte jetzt sehr schwierig zu tragen sind.«

Dieses Geschäft ist viel größer als das andere. Ein hartes, grausames Licht brennt über den beiden Spiegeln und hinten in einem langen Raum, der in Düsternis verschwimmt.

Sie verschwindet in der Düsternis und bringt Hut um Hut, Hut um Hut, wobei sie murmelt: »Alle meine Kundinnen beklagen sich, dass die Hüte jetzt so schwierig zu tragen sind, aber ich denke – ich bin überzeugt –, es wird mir gelingen, das Richtige für Sie zu finden.«

Im Spiegel kommt es mir vor, als hätte ich denselben irren Ausdruck wie die Frau am Anfang der Straße. »Du lieber Gott, nicht den da.«

Ich fixiere sie argwöhnisch im Spiegel. Lacht sie mich aus? Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, sie macht ein Gesicht wie jemand, dessen Ehrgeiz erwacht ist. Sie ist entschlossen, mir vor dem Verlassen des Ladens das Zugeständnis abzuringen, dass sie Hüte machen kann. So wie ich diesen Ausdruck in ihren Augen sehe, beschließe ich, ihr zu vertrauen. Auch ich werde ganz ruhig. »Ich bin ganz durcheinander, wissen Sie. Bitte, sagen Sie mir, welchen ich nehmen soll.«

»Den, den ich Ihnen als ersten gezeigt habe«, sagt sie

sofort.

»Oh, lieber Gott – den doch nicht.«

»Oder vielleicht den dritten.«

Als ich den dritten aufsetze, sagt sie: »Ich will Sie nicht überreden, aber – ja, das ist Ihr Hut.«

Ich betrachte ihn zweifelnd, und sie beobachtet mich – nicht spöttisch, aber gespannt.

Sie sagt: »Gehen Sie hier drin damit auf und ab. Sehen Sie, ob Sie sich mit ihm wohlfühlen.«

Es ist sonst niemand im Laden. Draußen ist es ganz dunkel. Wir sind allein, während wir diese sonderbare Zeremonie vollziehen.

Sie sagt: »Ich überrede nur sehr selten jemanden, aber ich bin überzeugt, wenn Sie sich an diesen Hut gewöhnt haben, werden Sie den Kauf nicht bereuen. Sie werden merken, dass das Ihr Hut ist.«

Ich habe mich entschlossen, diesem jungen Mädchen zu vertrauen, und es bleibt mir ja auch gar nichts anderes übrig, als ihr zu vertrauen.

»Er gefällt mir nicht besonders, aber er scheint der einzige zu sein«, sage ich mürrisch.

Ich bin nun schon fast zwei Stunden im Laden, aber ihre Augen sind noch immer ganz freundlich.

Ich bezahle den Hut. Ich setze ihn auf. Ich bin ganz nahe daran, sie aufzufordern, mit mir essen zu gehen, aber ich wage es nicht. All mein Schwung hat mich verlassen. (Hatte ich je welchen? Ja, ich glaube – zeitweise hatte ich welchen. Jedenfalls ist er jetzt dahin. Würde ich sie auffordern, mit mir essen zu gehen, es käme nur eine Enttäuschung dabei heraus.)

Sie setzt mir den Hut sehr sorgfältig zurecht. »Denken Sie immer daran, er muß nach vorn getragen werden und ganz auf der Seite sitzen. Comme 53.«

Sie geleitet mich hinaus, noch immer lächelnd. Eine seltsame Kundin, l'etrangere. Ihr letztes Wort ist: »Die Hüte sind jetzt alle sehr diffizil. Alle meine Kunden beklagen sieh darüber.«

Danach fühlte ich mich ruhiger und zufriedener. Ich gehe in ein nahegelegenes Restaurant, esse ausgiebig und passe genau auf, wie der Hut auf die anderen Gäste wirkt, comme 53. Niemand starrt mich an, das halte ich für ein gutes Zeichen.

Ein Mann, der in meiner Nähe sitzt, fragt, ob er in meine Abendzeitung schauen darf, da er später ins Kino gehen will. Dann versucht er, eine Unterhaltung mit mir in Gang zu bringen. Ich denke mir: ›Es ist alles in Ordnung.‹

Als ich auf die Place de l'Odeon hinaustrete, fühle ich mich glücklich – das macht mein neues Haar und mein neuer Hut und das gute Essen und der Wein und der *fine* und der Kaffee und der Duft hier draußen – Paris am Abend. Heute gehe ich nicht in so eine abscheuliche kleine Bar. Nein, heute abend gehe ich irgendwohin, wo es Musik gibt; irgendwohin, wo ich unter vielen Menschen bin; irgendwohin, wo getanzt wird. Aber wohin? So allein, wo kann ich da hingehen? Ich muß erst noch ein Glas trinken – und mir's dann überlegen.

Nicht ins Dome. Das verdammte Dome werde ich meiden. Natürlich gehe ich dann doch ins Dome.

Die Terrasse ist überfüllt, aber drinnen sitzen nicht viel Leute. Wozu um Himmels willen bin ich hier hereingekommen? Dieses Lokal habe ich nie leiden können, nur ganz am Anfang, als der Plüsch noch nicht so prächtig war und jedermann auf den Boden spuckte. Damals war es recht nett.

Ich bezahle meinen Drink und gehe wieder. Ich warte,

um die Straße überqueren zu können. Jemand sagt: »Entschuldigen Sie, aber darf ich mit Ihnen reden? Ich glaube, Sie sprechen Englisch.«

Ich gebe keine Antwort. Wir gehen nebeneinander über die Straße.

Er sagt: »Bitte gestatten Sie mir, mit Ihnen zu reden. Ich möchte es so gern.«

Er spricht Englisch mit ganz leichtem Akzent. Ich kann es nicht recht unterbringen. Ich sehe ihn an und erkenne ihn. Er saß im Dome an einem Tisch in der Ecke mir gegenüber.

»Bitte. Könnten wir nicht in ein Cafe gehen und uns unterhalten?«

»Natürlich«, sage ich. »Warum nicht?« »Schön, wo gehen wir hin?« sagt er etwas nervös. »Sie müssen nämlich wissen, ich kenne Paris nicht gut. Ich bin erst gestern abend angekommen. »So?« sage ich.

Während wir weitergehen, sehe ich ihn von der Seite an; ich werde nicht klug aus ihm. Er macht nicht den Versuch, mich kritisch zu mustern, wie das sonst üblich ist er bringt sich selber, seine eigene Person, zur Wirkung. Er sieht sehr gut aus, das habe ich schon im Dome bemerkt. Aber die Nervosität, das etwas affektierte Lachen.

Natürlich. Jetzt verstehe ich. O Gott, mache ich wirklich diesen Eindruck? Sehe ich wirklich aus wie so ein reiches Weib, das sich in Montparnasse herumtreibt in der Hoffnung, sie könnte –? Sehe ich nach all der Mühe, die ich mir gegeben habe, wirklich so aus? Es muß wohl so sein.

Soll ich ihm sagen, er möge sich zum Teufel scheren? Aber, denke ich, jetzt kommt endlich die Gelegenheit, wo ich vielleicht ein wenig Rache nehmen könnte. Man

spricht mit ihnen, man tut, als wären sie einem sympathisch, und dann, genau in dem Augenblick, in dem sie nicht damit rechnen, sagt man: »Scher dich zum Teufel.«

Wir kommen an der Cioserie des Lilas vorbei. Er sagt: »Das scheint ein nettes Cafe zu sein. Könnten wir nicht da hineingehen?«

»Schön. Aber es ist sehr voll. Wir wollen uns auf die Terrasse setzen.«

Die Terrasse ist kalt und dunkel, und kein Mensch sitzt draußen.

»Wie war's mit einem Drink?«

»Sie werden sich um den Kellner kümmern müssen. Er wird nicht hier herauskommen.«

»Ich hole ihn.«

Er geht in das Cafe und kommt mit dem Kellner und zwei Brandy wieder.

Er sagt: »Haben Sie je dieses Gefühl gehabt – als könnten Sie es nicht mehr aushaken, als müßten Sie mit irgend jemandem reden, als müßten Sie jemandem alles sagen, weil Sie sonst sterben würden?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

Er sieht mich nicht an – er hat mich nicht einziges Mal angesehen. Er blickt starr geradeaus, sammelt sich zu einer Anstrengung. Jetzt wird er sein Sprüchlein sagen. Ich habe das selbst so oft getan, dass es mir Spaß macht, jemand anderen dabei zu beobachten.

»Aber warum wollen Sie denn mit mir reden?« Jetzt wird er sagen: »Weil Sie so gütig aussehen« oder »Weil Sie so schön und gut aussehen« oder raffinierter »Weil Sie aussehen, als ob Sie mich verstehen würden.«

Er sagt: »Weil ich glaube, dass Sie mich nicht verraten.« Ich hatte vorgehabt, diesen Mann zum Reden zu bringen und mir alles von sich erzählen zu lassen, dann

aber so verheerend britisch zu werden, dass es mir vielleicht gelänge, ihn ein –wenig zu kränken – eine Rache für all die vielen Male, die ich gekränkt worden bin.

›Weil ich denke, dass Sie mich nicht verraten, weil ich denke, dass Sie mich nicht verratene Jetzt ist das nicht mehr so leicht.

»Natürlich verrate ich Sie nicht. Warum sollte ich Sie denn verraten?«

»Nein«, sagt er. »Warum auch?«

Er wirft den Kopf zurück und lacht. Das ist die Haltung, in der man seine schönen Zähne zeigen kann. Wahrscheinlich bringt ihn auch die Vorstellung zum Lachen, dass ich in der Lage sein könnte, ihn zu verraten.

»Sehr hübsch, wirklich sehr hübsch. Wunderbare Zähne«, sage ich in unverschämtem Ton.

»Ja, ich weiß«, antwortet er nur.

Aber ich habe ihn ein bißchen aus dem Konzept gebracht. Er trinkt sein Glas aus und beginnt von neuem. »Ich bin ein mauvais garçon, wie die Franzosen das nennen.«

»Die mag ich aber. Ich mag les mauvais garcons.«

Zum ersten Mal sieht er mir in die Augen. Er schaut nicht wieder weg, sondern fahrt in demselben nervösen Ton fort: »Zu Haus bin ich in eine üble Situation geraten. Ich bin weggelaufen. Ich bin Kanadier, Frankokanadier«, sagt er.

»Frankokanadier? Aha.«

»Trinken wir noch etwas?«

Wieder muß er hineingehen und den Kellner mit den Getränken aus dem Cafe holen. Ich spüre jetzt den Brandy, er kriecht mir in die Arme, in die Beine – ich fühle mich benommen.

Ich höre mir seine Geschichte an: er ist in die Frem-

denlegion eingetreten, war drei Jahre in Marokko, konnte es unmöglich länger aushaken und floh über Spanien – das Spanien Francos. Eben erst aus der Fremdenlegion entflohen. La Legion, la Legion Etrangere.

»Ich hatte riesiges Glück, sonst hätte ich es nicht geschafft. Gestern abend bin ich in Paris angekommen. Ich wohne in einem Hotel an der Gare d'Orsay.«

»Ist die Legion wirklich so schlimm, wie man immer sagt?«

»Oh, es werden eine Menge Lügen darüber erzählt. Aber ich hatte genug. Sie glauben mir nicht, nicht wahr? Sie glauben nichts von allem, was ich Ihnen erzähle. Aber immer, wenn etwas klingt, als wäre es nicht wahr, dann ist es gerade wahr«, sagt er.

Natürlich. Ich weiß das. Wird einem eine sorgsam zurechtgestutzte und hergerichtete Geschichte präsentiert, so hält man sie für wahr. Aber sie ist es eben nicht. Die Wahrheit ist unwahrscheinlich, die Wahrheit ist phantastisch; die Wahrheit erblickt man dort, wo man in einen Zerrspiegel zu schauen glaubt.

»Eines glaube ich Ihnen nicht, und ich will Ihnen auch sagen, was: Ich glaube nicht, dass Sie Frankokanadier sind.«

»Wofür halten Sie mich denn?«

»Spanier? Südamerikaner?«

Er blinzelt und sagt vor sich hin: »Elle n'est pas si bete que ca.«

Nun, das kann alles bedeuten.

»Es ist furchtbar kalt hier«, sage ich, »zu kalt, um noch länger hier sitzenzubleiben.«

»Nein, bitte. Bitte, gehen Sie nicht. Sie dürfen nicht gehen. Oder, wenn Sie fort wollen, lassen Sie uns woandershin gehen. Aber ich muß mit Ihnen reden.«

Seine Stimme klingt so dringend, dass ich langsam wütend werde. »Aber mein lieber Freund, ich weiß nicht, was Sie von mir erwarten. Leute, die in Not sind, brauchen jemanden, der Geld hat und ihnen helfen kann. Ist es nicht so? Nun, ich habe kein Geld.«

Er zieht die Mundwinkel nach unten. Das sagen sie alle.

Ich möchte ihn anschreien: ›Ich habe kein Geld, wenn ich's Ihnen sage. Ich weiß, wonach Sie mich beurteilen. Sie beurteilen mich nach meinem Mantel. Sie dürfen mich nicht nach meinem Mantel beurteilen. Sie müssen mich nach dem beurteilen, was ich unter meinem Mantel an habe, nach meiner Handtasche, nach meinem Gesichtsausdruck, wonach Sie wollen. Nicht nach diesem verdamten Mantel, den ich geschenkt bekommen habe – und wenn ich denjenigen, der ihn mir geschenkt hat, damit nicht kränken würde, hätte ich ihn schon längst verkauft. Und außerdem würden Sie staunen, wenn Sie wüßten, wie wenig man für Sachen bekommt, die man verkaufen möchte, und überhaupt –‹

Nun, da haben wir's – ich kann sagen, was ich will. Ich sehe genau, er hat sich in den Kopf gesetzt, dass ich eine reiche Hure bin und dass er mir nur lange genug zusetzen muß, um mich weichzumachen.

»Aber ich will doch gar kein Geld«, sagt er. »Es geht wirklich nicht um Geld. Ich hatte nur gehofft, wir könnten irgendwo hingehen, wo wir ganz allein wären. Ich möchte meinen Kopf an Ihre Brust legen und meine Arme um Sie schlingen und Ihnen alles sagen. Es ist seltsam, wirklich, aber so ist mir heut abend zumute. Ich könnte dafür sterben – für eine Frau, die mich in die Arme nimmt und der ich alles sagen dürfte. Könnten wir nicht irgendwo hingehen?«

»Nein«, sage ich. »Das können wir nicht. Unmöglich.«

»Schön«, sagt er und nimmt das gelassen hin, »wenn Sie das nicht tun wollen, dann könnten Sie mir doch vielleicht bei meinen Papieren helfen. Wissen Sie, ich habe keine Papiere, keinen Paß. Das ist der Grund, warum ich in Schwierigkeiten bin. Der geringste Zwischenfall, und ich bin erledigt. Ich habe keine Papiere. Aber wenn ich einen Paß bekommen könnte, würde ich nach London gehen. Dort wäre ich sicher. Ich könnte Verbindung mit Freunden aufnehmen.«

Ich sage: »Und Sie glauben, ich kann Ihnen dabei behilflich sein, an einen Paß zu kommen? Ich? Ausgerechnet ich? Für wen halten Sie mich denn? Ich muß ja heute einen besonders guten Abend haben.«

In diesem Augenblick finde ich alles so lustig, dass ich laut zu lachen anlange. Erlacht auch.

»Ich kann nicht länger auf dieser verdammten Terrasse bleiben. Es ist zu kalt.«

Er klopft an das Fenster, und als der Kellner kommt, bezahlt er die Getränke.

»Also, wohin gehen wir jetzt?« Er hakt sich bei mir ein und sagt auf französisch: »Also, wohin?«

Nun, was kann er mir schon anhaben? Er ist auf Geld aus, und ich habe keines. Ich bin unverwundbar.

Da stehen wir nun. Arm in Arm vor der Cioserie des Lilas, und wenn ich über mein Leben nachdenke, kommt es mir so komisch vor, dass ich lachen muß. Ich habe lange gebraucht, bis mir klar wurde, wie komisch es ist, aber jetzt ist es mir klar, wirklich.

»Sie müssen sagen, wo wir hingehen sollen«, sagt er, »ich kenne Paris nicht.«

Ich führe ihn in das Cafe, in das ich abends meistens gehe – das Lokal, das immer leer ist. Dies ist das erste

Mal, dass ich ihn in hellem Licht und aus der Nähe sehe. Es ist auch das erste Mal, dass ich mir bei einer solchen Gelegenheit nicht das geringste daraus mache, was der Mann von mir hält, und nur neugierig darauf bin, wie er aussieht.

Er sieht nicht aus wie ein Gigolo – jedenfalls nicht so, wie ich mir einen Gigolo vorstelle. Sein Haar zum Beispiel ist ziemlich unordentlich. Aber es ist hübsch, das Haar.

Noch ein Brandy mit Soda. Ich nehme an, all das Geld, das er für mich ausgibt, ist der Köder, mit dem er den großen Fisch fangen will.

Der Kellner, der ihm herausgibt, bringt aus seiner Tasche eine höchst seltsame Sammlung kleiner Münzen hervor. Fünfundzwanzig-, Zehn-, Fünfcentimesstücke – der ganze Tisch ist voll davon. Als er alles langsam wieder eingesammelt hat, geht er in die Ecke des Raumes, zieht seine Schuhe aus und fängt an, sie blankzuputzen.

Ich sage: »Das ist ein Lokal nach meinem Geschmack – diese elegante, heitere Umgebung. Gefällt Ihnen?«

»Nein, es gefällt mir nicht, aber ich verstehe, warum Sie hierherkommen. Ich mag manchmal auch keine Menschen sehen.«

Nun, da ist noch jemand gar nicht so dumm.

Er sagt: »Wissen Sie, dieser Kellner – er war überzeugt, dass wir uns lieben und heute nacht sehr glücklich sein werden. Er hat uns beneidet.«

»Ja, ich nehme an, er wird die ganze Nacht wachliegen und daran denken. Einen Dreck wird er.«

Er sieht mutlos aus, müde, als ob er dächte: ›Taugt nichts. Ich muß noch einmal ganz von vorne anfangen.‹ Armer Gigolo!

Ich sage: »Was die Papiere betrifft – es gibt hier Leute,

die Pässe fälschen. Das läßt sich machen.«

»Ich weiß. Ich stehe schon mit jemandem in Verbindung.«

»Was, und Sie sind erst seit gestern abend hier? Da haben Sie sich aber rangehalten.«

»Ja, und das wird auch gut sein.«

Er steckt irgendwie in Schwierigkeiten. Ich kenne diesen Blick. Ich möchte ihn sehr gern trösten – irgend etwas sagen, um ihn aufzuheitern.

»Ich mag les mauvais gargons«, versichere ich ihm. Er lächelt.

»Ich weiß genau, was Sie brauchen«, sage ich. »Sie brauchen jemanden, der sehr reich ist und sehr chic.«

»Ja«, sagt er. »Ja, das wäre mir gerade recht. Und schön.«

»Aber das werden Sie nicht im Dome finden, mein Lieber.«

»Wo soll ich dann hingehen? Wo finde ich das alles?«

»In der Bar vom Ritz«, sage ich auf gut Glück.

Danach lege ich los. Ich nenne ihm meinen Namen, meine Adresse, alles. Er sagt, er heiße Rene, fügt aber weiter nichts hinzu. Ich sage, mein Hotel hängt mir zum Hals heraus, ich möchte da weg und mir ein Appartement oder ein Atelier suchen.

Er spitzt sofort die Ohren. »Ein Atelier? Ich glaube, ich könnte Ihnen genau das verschaffen, was Sie brauchen.«

So betrunken bin ich nun doch noch nicht.

»Sagten Sie nicht, Sie wären eben erst aus der Fremdenlegion entflohen und erst gestern abend nach Paris gekommen, und Sie wollten so schnell wie möglich wieder weg?«

»Warum soll mich das daran hindern, Ihnen eine Atelierwohnung suchen zu helfen, wenn Sie eine haben

möchten?«

(Lass gut sein, meine Liebe, lass gut sein. Es ist doch egal.)

»Darf ich Sie in Ihr Hotel bringen?«

»Ja, aber zu Fuß ist es zu weit. Ich brauche ein Taxi.«

Wir sitzen schweigend im Taxi. An der Straßenecke steigen wir aus. Ich lasse ihn bezahlen. (Um so schlimmer für dich. Das wird dich lehren, dir deine Leute ein bißchen besser anzuschauen.)

»Lassen Sie uns noch ein letztes Glas trinken«, sagt er.

Wir gehen die Straße entlang und suchen ein Lokal, das noch offen hat. Überall scheint schon geschlossen zu sein; es ist zwölf vorbei. Wir gehen Hand in Hand durch die Rue Jacques. Ich bin jetzt ganz unbefangen. Wir gehen Hand in Hand und schwenken die Arme. Plötzlich bleibt er stehen, zieht mich unter eine Laterne und starrt mich an. Die Straße ist leer, die Lichter in den Bars sind aus.

»He, ist es dafür nicht ein bißchen spät am Tag?«

Er sagt: »Mais c'est completement fou. Ich habe Halluzinationen. Wenn ich hier so mit Ihnen gehe, habe ich das Gefühl, als ginge ich mit einem –«

»Mit einem wunderschönen jungen Mädchen?«

»Nein«, sagt er. »Mit einem Kind.«

Jetzt habe ich genug getrunken, jetzt ist es gleich so weit, dass mir die Tränen kommen. Ich sage: »Also, nirgends ist offen. Überall zu. Ich geh' nach Hause.«

Er schaut hinauf zur Tür meines Hotels.

»Kann ich mit in Ihr Zimmer kommen?«

»Nein, das können Sie nicht.«

»Na schön, aber kann ich nach einer Weile hierher zurückkommen und mir selber ein Zimmer nehmen und Sie dann besuchen?«

(Damit die Patronne sagt: ›L'Anglaise hat sich einen aufgegabelt. Habt ihr's gesehen?‹)

›Nein, kommen Sie nicht hierher. Ich werde mich furchtbar ärgern, wenn Sie herkommen. Machen Sie das bitte nicht.‹

›Natürlich nicht, wenn Sie es nicht wollen‹, sagt er. Taktvoll. ›Wie war's mit dem Hotel nebenan? Vielleicht könnte ich da ein Zimmer bekommen.‹

Das Hotel nebenan? Nein, das Hotel fünf oder sechs Häuser weiter. Das ist dasjenige, welches. In dem Hotel gibt es ein Zimmer mit dem größten Bett, das ich je gesehen habe – das größte Bett auf der ganzen Welt, das Bett aller Betten. Alles ist rot in dem Zimmer. Und es steht nichts drin als dieses riesige Bett und ein Waschbecken und ein Bidet. Soll ich heute nacht wieder hingehen und mich hineinlegen, jetzt, wo alles eine Karikatur, ein Zerrbild ist?

Ich sage: ›Also, ich würde das an Ihrer Stelle nicht tun. Die Hotels in dieser Straße – in dieser Beleuchtung sehen sie ganz ordentlich aus, aber sie sind nicht sehr behaglich. Versuchen Sie's mit etwas Modernerem.‹

›Rien à faire?‹

›Rien à faire.‹

Er zuckt die Achseln. ›Das tut mir leid‹, sagt er.

›Was ist das für eine Straße? Wie komme ich zum Boulevard St. Michel?‹

Diese Pose des Fremden in Paris glaube ich ihm nicht, aber er macht seine Sache recht gut.

Jemand hämmert an meine Tür. Ich habe sie verriegelt –unnötigerweise, da sie sich von außen nicht ohne Schlüssel öffnen lässt.

Marthe sagt: ›Sie werden am Telefon verlangt. Es ist nicht sehr praktisch, wenn Sie die Tür verriegeln.‹

Wahrscheinlich versucht sie schon eine *ganze* Weile hereinzukommen.

Ich habe Kopfschmerzen und bin sehr schlechter Laune. Ich denke: »Das ist dieser Mann, bestimmt. Er hat sich in den Kopf gesetzt, Geld aus mir herauszuholen, und *Venus toute entiere á sá proie attachée* hat nichts damit zu tun.«

Während ich es denke, ziehe ich mir meinen Morgenrock an. Ich kämme mein Haar und wage nicht, mich im Spiegel anzuschauen.

Ich komme hinunter ans Telefon. Es ist niemand am Apparat.

»Ein Monsieur war da«, sagt die Patronne.

Ein Monsieur war da, aber der Monsieur ist fort.

Ich fühle mich krank heute. Es wäre furchtbar, wenn ich hier krank würde. Nicht einmal eine neue Flasche

Evian würden sie mir besorgen, wenn die erste leer wäre – sie würden keinen Finger rühren.

Wenn ich läutete und sagte, sie sollten das Bett frisch beziehen, so täten sie es wahrscheinlich. Das ist meine Vorstellung von Luxus – jeden Tag das Bett frisch beziehen lassen, und sonntags zweimal. Das ist meine Vorstellung von der Macht des Geldes.

Ja, ich werde mir das Bett frisch beziehen lassen. Ich werde den ganzen Tag im Bett bleiben, die Vorhänge zuziehen und die verdammte Welt aussperren. Ein Monsieur war da, aber der Monsieur ist fort. Nicht nur ein Monsieur war da, aber sie sind alle fort. Was für ein Sortiment! Von jeder Sorte einer... Ich will den ganzen Tag im Bett bleiben, die Vorhänge zuziehen und die verdammte Welt aussperren.

Zweiter Teil

Trotzdem bin ich um drei Uhr dabei, mich für die Verabredung mit dem Russen anzuziehen.

Er wartet bereits. Er sagt, sein Freund Serge erwarte uns. »Le peintre« nennt er ihn.

Ich schlage vor, ein Taxi zu nehmen, doch dieser Einfall scheint ihn zu erschrecken.

»Nein, nein. Wir nehmen den Bus. Es ist ganz nahe. Nur ein paar Minuten von hier.« »Da könnten wir also zu Fuß gehen?« »O ja, wir könnten zu Fuß gehen. Es ist gleich bei der Avenue d'Orleans, ungefähr fünf Minuten zu Fuß.« »Das ist mehr als fünf Minuten«, widerspreche ich. »Eher eine halbe Stunde.«

Nun wird es bald Winter sein. Die Bäume haben fast kein Laub mehr, und der Mann vor dem Jardin du Luxembourg verkauft geröstete Kastanien.

Wir stehen am Ende einer langen Schlange. Kein Bus.

»Nehmen wir doch ein Taxi.« »Na schön, wenn Sie es möchten«, sagt er widerwillig. »Aber der Mann wird ärgerlich sein, wenn wir nur so eine kurze Strecke fahren. – Place Denfert-Rochereau, Metro«, sagt er zu dem Fahrer. »Von dort ist es nicht mehr weit zu gehen.« »Aber könnten wir denn nicht direkt bis vor das Haus fahren, im dem Ihr Freund wohnt?« »Nein, ich weiß nicht, wie die Straße heißt.« »Sie wissen nicht, wie die Straße heißt?« »Nein, ich habe nie darauf geachtet.«

Als ich sehe, wie seine Augen am Zähler hängen, tut es mir leid, dass ich auf dem Taxi bestanden habe. Andererseits – wenn ich diese ganze Strecke hätte laufen müssen, wäre ich tot umgefallen.

»Lassen Sie bitte mich bezahlen, ich war doch diejenige, die unbedingt fahren wollte.«

Aber er hat das Geld schon bereit und zählt es dem

Mann in die Hand.

Er nimmt meinen Arm, und wir gehen los. »Es ist nur eine Minute, es ist nur eine Minute«, sagt er immer wieder.

Während ich im Takt der *Ariesienne* gehe, muß ich an den Mantel denken, den ich damals trug – schwarz-weißkariert, mit großen Taschen. Eben sind wir an dem Hotel vorbeigekommen, in dem ich damals wohnte. Das war der Tiefpunkt – als ich drei Wochen lang nichts zu essen hatte außer Kaffee und einem Croissant am Morgen.

Die meiste Zeit schlief ich. Wahrscheinlich war es deshalb so leicht. Hätte ich viel herumlaufen müssen, ich hätte mich vielleicht schlechter gefühlt. Schließlich war ich so weit, dass ich von vierundzwanzig Stunden fünfzehn schlief.

Zweimal sagte ich, ich sei krank, und sie schickten mir eine Fleischsuppe nach oben, und gelegentlich konnte ich mir aus dem Laden um die Ecke eine Flasche Wein auf Pump holen lassen. Wenn man sich's recht überlegt, war ich noch weit entfernt vom Verhungern. Immerhin – ich will nicht bestreiten, dass mir ein paarmal seltsam zumeute war.

Nach der ersten Woche entschloß ich mich, mir das Leben zu nehmen – die übliche Dosis Chloroform. Nächste Woche oder nächsten Monat oder nächstes Jahr werde ich mir das Leben nehmen. Aber meine Monatsmiete ist schon bezahlt, die kann ich genausogut noch abwohnen, und meinen Anspruch auf das Frühstück jeden Morgen ausnützen.

›Lass dir Zeit, mein Kind. Du hast die Ewigkeit vor dir‹, pflegte Schwester Marie-Augustine ironisch zu sagen, weil ich so langsam war. Aber der Ausspruch ist mir im Gedächtnis geblieben. Ich habe die Ewigkeit vor mir.

Bald werde ich's fertigbringen, aber es eilt nicht. Ich habe die Ewigkeit vor mir...

Zwischen dem Schlaf am Nachmittag und dem in der Nacht ging ich gewöhnlich spazieren, den Boulevard Arago hinauf bis an eine bestimmte Stelle, und dann wieder zurück. Und eines Abends ging ich dort spazieren, die Hände in den Manteltaschen vergraben, den Kopf auf die Brust gesenkt. Das war die Zeit, in der ich mir angewöhnte, beim Gehen den Kopf hängen zu lassen. Ich ging wie in einem Traum, wie im Nebel dahin, als ein Mann mich einholte und ansprach.

Das kommt unverhofft. Und eigentlich auch unerwünscht. Im Grunde will ich ja nur meinen üblichen Spaziergang machen, eine Flasche Wein auf Pump kaufen und zum Schlafen ins Hotel zurückkehren. Jedoch – es ist passiert, und da stehe ich nun. Auf die primitivsten Bedürfnisse reduziert, ist das Leben eine seltsame Sache.

Gut, wir gehen ins Cafe Buffalo. Ob ich einen kleinen Aperitif möchte? Gewiß doch. Es kommen zwei Pernods.

Ich beginne, an Essen zu denken. Choucroute zum Beispiel – hier sollte es doch *choucroute garnie* geben. Herrliche Wurst, herrliche Kartoffeln, herrliches, herrliches Kraut. Ganz plötzlich läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Ich trinke den Pernod halb aus, um es mit Anstand hinunterzuschlucken. Und dann fühle ich mich wie eine Göttin. Mir hätte übel werden können, aber es ging genau andersherum.

Das Orchester spielte *L'Arlesienne*, das weiß ich noch sehr gut. Ich brauche bloß diese Musik zu hören, und schon bin ich wieder im Cafe Buffalo und sitze neben diesem Mann. Und die Musik rauscht. Und er erzählt von einem Freund, der so reich ist, dass die Bauchbinden seiner Zigarren sein Foto tragen. Eine verrückte Unterhal-

tung.

›Eines Tages‹, sagt er, ›werde ich auch so reich sein, dass mein Foto auf den Bauchbinden der Zigarren ist, die ich meinen Freunden anbiete. Das ist mein Ehrgeiz.‹

Ob ich noch einen kleinen Pernod möchte? Natürlich möchte ich noch einen kleinen Pernod. (Essen? Ich will jetzt nichts essen. Dies Gefühl will ich noch auskosten – Feuer und Flügel.)

Da sitzen wir nun und schwatzen drauflos, als kennen wir uns schon seit Jahren. Er liest mir einen Brief vor, den er gerade von einem Mädchen bekommen hat.

Was ist los mit dem Brief? Es scheint mir ein Brief zu sein, auf den jeder Mann stolz sein kann. Da ist nur die Rede von *frissons*, von *spasmes* und unbestreitbaren *reussites*. (Cheri, Cheri, rappell es-tu que...) Eine Ehrenurkunde ist dieser Brief.

Aber das dicke Ende kommt wie üblich nach. Das Mädchen möchte ein Paar neue Schuhe und bittet um dreihundert Francs, um sie kaufen zu können. Cheri, du erinnerst dich doch noch an die unvergesslichen Stunden, die wir miteinander verbracht haben, und wirst mir's nicht abschlagen, wenn ich dir sage, dass meine Schuhe ganz abgetragen sind. Ich schäme mich, damit auf die Straße zu gehen. Der *valet de chambre* weiß, dass ich in beiden Sohlen große Löcher habe. Ich schäme mich wirklich, dass ich so arm bin. Die ganze Zeit bleibe ich in meinem Zimmer. Und deshalb, cheri, etcetera, etcetera, etcetera.

Er wird mit diesem Brief nicht fertig. ›Ich glaube es nichts sagt er. ›Es ist alles erlogen. Es ist eine Falle, eine Schlinge. Das Mädchen lügt, müssen Sie wissen. Sie will weiter nichts als dreihundert Francs, die sie ihrem *maquereau* geben kann. Soll ich ihr dreihundert Francs für

ihren *maquereau* schenken? Nein, das tu ich nicht. Ich tu es nicht. Und trotzdem, sagt er, »ich kann den Gedanken nicht ertragen – das arme Ding mit Löchern in den Schuhen. Das kann nicht angenehm sein, wenn man mit den Füßen auf der bloßen Erde geht.«

›Nein, das ist nicht angenehm, sage ich. ›Besonders an Regentagen.‹

›Also, was meinen Sie? Halten Sie den Brief für ehrlich? Was denken Sie?‹

Als wir mit unserem zweiten Pernod zu Ende sind, haben wir jedes einzelne Wort durchgekaut.

›Außerdem, sagt er, ›auch wenn alles wahr ist – sofort darf ich das Geld nicht schicken. Das wäre ganz falsch. Wenn sie dächte, sie brauchte nur zu bitten, und schon käme das Geld – das wäre ganz falsch. Nein, nein, ich muß sie warten lassen.‹

Einerseits, andererseits, einerseits.

›Nein, ich glaube, sie lügt mich an.‹

Die ganze Zeit starrt er mich an und mustert mich. Unter dem Tisch hat er die Hand auf meinem Knie.

Er ist nicht aus Paris. Er lebt in Lilie. Er wohnt hier im Appartement eines Freundes, sagt er, und es sei eine sehr hübsche Wohnung. Ob ich wohl mit dorthin kommen wolle, auf ein Gläschen Portwein, schön, warum nicht?

Wie sieht der Mann aus? Ich weiß es nicht mehr. Ich glaube, ich habe ihn nicht ein einziges Mal angesehen. Ich erinnere mich, dass er sehr kleine Hände hatte und dass er einen Ring mit einem blauen Stein trug.

Wir treten hinaus auf die Straße. Und, wie zu erwarten war— beim ersten irischen Lufthauch bin ich so betrunken, dass ich nicht mehr laufen kann.

›He lá, sagt er. ›Was ist los? Haben Sie zuviel getanzt?‹

Ihr jungen Frauen tanzt alle zuviel<, sagt er. ›Vergnügungssüchtig, das junge Volk... Aber wir werden ein Taxi nehmen.‹

Schwankend überqueren wir die Straße, stellen uns unter einen kümmerlichen Großstadtbaum und warten auf ein Taxi, das wir heranwinken können. Ich fange an zu kichern. Er lässt seine Hand an meinem Arm auf und ab wandern.

Ich sage: ›Wissen Sie, was in Wirklichkeit mit mir los ist? Ich habe Hunger. Ich habe drei Wochen lang kaum etwas gegessen.‹

›Comment?< sagt er und lässt mich sofort los. ›Was erzählen Sie da?<

›C'est vrak, sage ich und kichere noch lauter. ›Es ist wirklich wahr. Ich hatte drei Wochen nichts zu essen .< (Ich übertreibe wie gewöhnlich.)

Im gleichen Augenblick hält ein Taxi an. Ohne ein Wort steigt er ein, knallt die Tür zu und lässt mich auf dem Fußweg stehen.

Und hat mir das etwas ausgemacht? Überhaupt nicht, überhaupt nicht. Wer denkt, das hätte mir etwas ausgemacht, der hat nie ein solches Leben geführt: tief in einen Traum versunken, wo alle Gesichter Masken sind, nur die Bäume sind lebendig, und man sieht sie fast, die Schnüre, an denen die Puppen tanzen. Nahaufnahme der menschlichen Natur – ist das nicht auch was wert?

Ich nehme an, dieser Mann fühlte sich vom Schicksal verfolgt – erst sein Mädchen mit ihren Schuhen und dann ich mit meinem Hunger. Aber so ist es nun einmal, wenn man nicht viel anlegen will – da darf man sich nicht wundern, wenn die Leute sich manchmal einfallen lassen, auch ihre eigene kleine Misere vor einem auszubreiten.

Mitten in der Nacht wachst du auf. Du fängst an zu

weinen. Was geht mit mir vor? Ach, mein Leben, ach, meine Jugend.

Es ist noch ein bißchen Wein in der Flasche. Du trinkst ihn. Die Uhr tickt. Schlafen.

Die Leute reden immer vom glücklichen Leben, aber glücklich wird das Leben erst, wenn man nicht mehr danach fragt, ob man lebt oder stirbt. Dahin kommt man erst nach langer Zeit und vielen Schicksalsschlägen. Und glaubst du wirklich, du wärst dann geborgen ? Niemals.

Sobald du diese himmlische Gleichgültigkeit erreicht hast, wirst du wieder herausgerissen. Aus deinem Himmel mußt du zurück in die Hölle. Wenn du der Welt abgestorben bist, dann holt dich die Welt oft gewaltsam zurück, und wäre es auch nur, um dich zum Gespött zu machen.

Ich gehe im Takt der *Ariesienne*, taste nach den Taschen meines Wintermantels und bin überrascht, als ich den Pelz fühle, den ich an habe... Nimm dich zusammen, meine Liebe. Wir haben jetzt Ende Oktober 1937, und der alte Mantel von damals hat schon lange ausgedient. Wir steigen in einem Gebäude mit Atelierwohnungen die Treppe hinauf zu einem großen, leeren, kalten Raum mit Masken an den Wänden, zwei alten Sesseln und einem Holzstuhl, auf dem ›merde‹ steht. Die Antwort, die letzte Antwort auf alles?

Der Freund ist ein etwa vierzigjähriger Jude. Er hat den spöttischen Blick des Juden, jenen Blick, der so haßerfüllt, der so anziehend, der so traurig sein kann.

Er ist gerade dabei, zusammengeknülltes Zeitungspapier in den Ofen zu stecken.

»Er will nicht brennen. Er hat heute schlechte Laune. Ich mache Tee. Das Wasser wird gleich kochen.«

»Westafrikanische Masken?«

»Ja, direkt aus dem Kongo. Ich habe sie gemacht. Die eine hier ist nicht schlecht.«

Er nimmt sie herunter und zeigt sie mir. Die dicht bei einanderstehenden Augenhöhlen starren mich an. Ich kenne dieses Gesicht sehr gut. Ich habe viele solcher Gesichter gesehen— komplett mit Rumpfund Beinen.

So sehen sie einen an, wenn sie sagen: ›Warum bist du nicht in die Seine gegangen?‹ So sehen sie einen an, wenn sie sagen: ›Qu'est-ce qu'elle fout ici, la vieille?‹ So sehen sie einen an, wenn sie sagen: ›Was ist das wieder für ein Märchen? (Wenn sie dich mustern. Wer bist du überhaupt? Wer ist dein Vater, und hast du Geld, und wenn nicht, warum nicht? Gehörst du zu uns? Wirst du denken, was man dich denken heißt, und sagen, was man von dir erwartet? Bist du rot, weiß oder blau, Gelee, Pudding oder Kaviarersatz?

Serge geht zu einem alten Grammophon in der Ecke, legt eine Platte mit Beguine-Musik aus Martinique auf und fragt, ob ich tanzen möchte.

›Nein, ich möchte lieber Ihnen zusehen.‹ Er hält sich die Maske vors Gesicht und tanzt. »Damit Sie lachen«, sagt er. Er tanzt recht gut. Sein magerer, sehniger Körper wirkt seltsam unter dieser scheußlichen Maske. Delmar, sehr ernst und korrekt, klatscht im Takt der Musik in die Hände.

(Haben Sie zuviel getanzt?) »Hören Sie nicht auf.« (Vergnügenssüchtig, das junge Volk.) »Bitte, hören Sie nicht auf.«

Das Grammophon plärrt *Maladie d'amour, maladie de la jeunesse...*

Ich liege in einer Hängematte und schaue in die Zweige eines Baumes hinauf. Das Rauschen des Meeres kommt und geht, als würde eine Tür geöffnet und ge-

schlossen. Den ganzen Tag ist ein starker Wind gegangen, aber bei Sonnenuntergang legt er sich. Die Berge sehen wie Wolken aus und die Wolken wie phantastische Berge.

Schmerzen der Liebe, Schmerzen der Jugend, Geht fort von mir, Bleibt fern von mir, Will euch nicht sehen, Nie wieder, nie wieder...

Dann reden wir über Negermusik und verschiedene boites in Montparnasse. Der Highball? Nein, der Highball ist nicht mehr nett. Das ist jetzt eine schmutzige Kneipe. Ach, tatsächlich? Ja, tatsächlich. Dort geht kein Mensch mehr hin. Aber das Cuban Cabin in Montmartre, das ist recht gut. Das würde Ihnen gefallen. Sie machen gute Musik da. Es ist lustig dort.

Ich rede ununterbrochen, ganz ruhig und gelassen, aber plötzlich passiertes wieder – Tränen stehen mir in den Augen, Tränen rollen mir über die Wangen. (Gerettet, geborgen, aber nicht mehr ganz so gut wie neu.)

»Entschuldigen Sie. Ich bin so ein albernes Ding. Ich weiß nicht, was mit mir los ist.«

»Oh, Madame, oh, Madame«, sagt Delmar, »warum weinen Sie?«

»Ich bin so ein albernes Ding. Bitte kümmern Sie sich nicht um mich. Kümmern Sie sich einfach nicht um mich, dann werde ich schon wieder vernünftig.«

»Aber weinen Sie doch«, sagt der Maler. »Weinen Sie, wenn Ihnen danach zumute ist. Warum sollten Sie nicht weinen? Sie sind doch bei Freunden.«

»Wenn ich einen Drink haben könnte.«

»Einen Drink. Ich habe irgendwo noch Portwein.«

Er eilt geschäftig hin und her und bringt drei winzige Schälchen an – die Dinger, aus denen man Sake trinkt.

»Japanisch«, sage ich geistreich.

Er antwortet nicht. Er ist auf der Suche nach der Portweinflasche. Nun schenkt er aus, was noch übrig ist. Es füllt gerade ein Sake-Schälchen. Das soll ein Drink sein!

Ich habe ein unwiderstehliches Verlangen nach einem großen, starken Drink, der mich vergessen lässt, dass ich wieder einmal verfluchten menschlichen Kreaturen das Recht eingeräumt habe, mich zu bemitleiden und auszulachen.

Ich sage laut und herausfordernd: »Gehen Sie und holen Sie mir eine Flasche Brandy«, nehme Geld aus meiner Tasche und halte es ihm hin.

Das ist der Augenblick, in dem er, Serge, sich meiner bemächtigt. Er nimmt das Geld weder an, noch lehnt er es ab – er beachtet es gar nicht. Er löscht aus, was ich gesagt habe und wie ich es gesagt habe. Er ignoriert es, als wäre es nie gewesen, und ich weiß, für ihn ist es auch nie gewesen. Er denkt an etwas anderes.

»Trinken Sie jetzt im Augenblick nichts«, sagt er. »Später hole ich welchen, wenn Sie wollen. Ich mache Ihnen jetzt einen Tee.«

Er kommt mit dem Tee und tut Zitrone hinein. Es schmeckt mir gut.

»Mir ist oft nach Weinen zumute. Das ist das einzige, was die Frauen den Männern voraushaben – sie dürfen wenigstens weinen.«

Wir erörtern ganz ernsthaft das Thema Weinen.

Delmar weint nicht leicht, sagt er. Nein, gar nicht so leicht. *Le peintre*. »Le peintre« weint, wie es scheint, über van Gogh. Er verbreitet sich weitläufig über das »schreckliche Bemühen, das unablässige Bemühen – es übersteigt alles menschliche Begreifen, was er getan hat«. Etcetera, etcetera.

Als er mir eine Zigarette gibt, zittert seine Hand. Er

lügt nicht. Ich glaube, er hat wirklich über van Gogh geweint.

Wir trinken noch mehr Tee. Der Oien ist ausgegangen, und es ist sehr kalt, aber sie scheinen es nicht zu merken. Ich bin froh über meinen Mantel. Ich denke, ich sollte darum bitten, seine Bilder sehen zu dürfen, aber er ist so bei der Sache, dass ich ihn nicht unterbrechen kann. Er erzählt gerade ein Erlebnis, das er in London hatte.

»Oh, haben Sie einmal in London gelebt?«

»Ja, ich war eine Zeitlang dort, aber ich bin nicht lange geblieben – nein. Aber einen wunderbaren Anzug habe ich mir besorgt«, sagt er. »Ich sah vom Hals abwärts ganz wie ein englischer Gentleman aus. Ich war sehr stolz. Ich hatte ein Zimmer in der Nähe vom Notting Hill Gate. Kennen Sie das?«

»O ja, das kenne ich.«

»Ein sehr behagliches Zimmer. Aber eines Abends passierte folgendes. Da wir gerade vom Weinen sprechen – ich habe das nicht vergessen können... Ich saß am Kamin, als ich draußen ein Geräusch hörte, als wäre jemand gefallen. Ich machte die Tür auf, und da lag der Länge nach eine Frau im Korridor und weinte. Ich sagte zu ihr: ›Was ist los?‹ Sie weinte nur immer weiter. Na, dachte ich mir, die Sache geht dich nichts an. Ich machte die Tür verschlossen wieder zu. Aber ich konnte sie immer noch hören. Da öffnete ich die Tür noch einmal und fragte sie: ›Was ist los? Kann ich etwas für Sie tun?‹ Sie sagte: ›Ich brauche einen Drink.‹«

»Genau wie ich«, sagte ich. »Ich habe geweint und um einen Drink gebeten.« Der hält sicher gern große Reden, dieser *peintre*. Ist das auf mich gemünzt?

»Nein, nein«, sagt er. »Ganz und gar nicht wie Sie.«

Er fährt fort: »Ich sagte zu ihr: ›Kommen Sie herein,

wenn Sie wollen. Ich habe etwas Whisky.« Sie war keine Weiße. Sie war eine halbe Negerin – eine Mulattin. Sie hatte so sehr geweint, dass man unmöglich sagen konnte, ob sie hübsch oder hässlich, jung oder alt war. Dazu war sie betrunken, aber das war nicht der Grund, aus dem sie weinte. Sie weinte, weil sie völlig am Ende war. Es war ein Klang in ihrem Schluchzen, der unmißverständlich ist – wie manchmal in der Musik. Ich legte den Arm um sie, aber es war nicht so, wie wenn man eine Frau in den Arm nimmt. Sie war wie etwas Versteinertes. Wieder bat sie um Whisky. Ich gab ihn ihr, und sie begann eine lange Geschichte, teils auf französisch, teils auf englisch, was ich natürlich nicht sehr gut verstehen konnte. Sie komme aus Martinique, sagte sie, und sie habe diesen Monsieur in Paris kennengelernt, den Monsieur, mit dem sie im obersten Stockwerk wohnte. Jeder im Hause wußte, dass sie nicht mit ihm verheiratet war, aber noch schlimmer war, dass sie keine Weiße war. Sie sagte, jedesmal, wenn die Leute sie ansähen, spüre sie, wie sie sie haßten, und die Leute auf der Straße sähen sie genauso an. Zuerst machte es ihr nichts aus – sie fand es komisch. Aber jetzt war sie so weit, dass sie überhaupt keine Menschen mehr sehen mochte. Sie sagte mir, seit über zwei Jahren gehe sie nur noch im Dunkeln aus. Als sie das sagte, empfand ich etwas ganz Ungeheuerliches – als schaute ich in einen Abgrund. Das waren ihre Augen. Ich sagte: »Aber der Monsieur, mit dem Sie zusammenleben, was ist mit dem?« »Oh, er ist ein typischer Englander, er sagt, ich bilde mir das alles nur ein.« Ich fragte, ob er es nicht sonderbar finde, dass sie nie ausgehe. Aber sie sagte, nein, das finde er ganz natürlich. Sie sprach lange von diesem Monsieur. Es schien, als bleibe sie bei ihm nur, weil sie nicht wußte, wo sie sonst hingehen sollte, und er

behielt sie bei sich, weil er ihre Kochkünste schätzte. Das klingt alles ein bißchen lächerlich, aber wenn Sie diese Frau gesehen hätten, würden Sie verstehen, warum ich sie nie habe vergessen können. Ich sagte zu ihr: »Steigern Sie sich nicht in eine Hysterie hinein, denn wenn Sie das tun, ist alles aus.« Aber es war schwierig, vernünftig mit ihr zu reden, weil ich die ganze Zeit das Gefühl hatte, als spräche ich auf etwas ein, das schon nicht mehr ganz Mensch, schon nicht mehr ganz am Leben war.«

»Das ist eine sehr traurige Geschichte«, sagte ich. »Sie waren bestimmt gut zu ihr.«

»Aber das ist es ja gerade. Ich war nicht gut. Sie sagte mir, an jenem Nachmittag habe sie sich besser gefühlt und ein wenig Spazierengehen wollen. »Obwohl es noch nicht dunkel war«, sagte sie. Als sie aus dem Haus trat, begegnete ihr das Töchterchen eines anderen Mieters. Es war eins von den Häusern, deren Stockwerke einzeln vermietet sind. Es wohnten mehrere Familien darin. Sie sagte zu dem kleinen Mädchen: »Guten Tag.« Es war eine lange Geschichte, und wie ich schon sagte, konnte ich natürlich nicht alles verstehen. Aber das Kind hatte öffentlich zu ihr gesagt, sie sei ein schmutziges Weib, sie rieche schlecht, sie habe im Hause nichts zu suchen. »Ich hasse Sie und ich wünschte, Sie wären tot«, sagte das Kind. Und daraufhin hatte sie eine ganze Flasche Whisky ausgetrunken, und da lag sie dann, draußen vor meiner Tür. Nun, was kann man zu einer solchen Geschichte sagen? Ich wußte die *ganze* Zeit, dass ihr einziger Wunsch war, ich schließe mit ihr, und dass nur das ihr ein wenig helfen würde. Aber leider – ich konnte es nicht. Ich gab ihr nur all meinen Whisky, und sie ging fort, schwankenden Schrittes. Da wohnten noch zwei andere Frauen im Haus. Die eine mit einem zusammengekniffen-

nen, schmalen Mund, die andere fett und mit dem Lachen einer Hure. Ich muß zugeben, ich hörte sie nie zu der Frau aus Martinique sprechen, aber sie hatten grausame Augen, alle beide. Wie sie mich ansahen, das gefiel mir auch nicht recht. Aber vielleicht haben alle Frauen grausame Augen. Was meinen Sie?«

Ich sage: »Ich glaube, die meisten Menschen haben grausame Augen.« Diese frische, ungerührte, unschuldige Grausamkeit. Ich kenne das.

»Als ich ihr am nächsten Tag auf der Treppe begegnete, sagte ich guten Morgen, aber sie gab mir keine Antwort. Einmal sah ich, wie das Kind dem armen Geschöpf die Zunge herausstreckte. Erst sieben oder acht, und wußte schon so genau, wie man grausam ist und bei wem man es ungestraft sein darf. Bewunderungswürdig, die Natur. Von da an packte mich ein erstaunlicher Hass auf dieses Haus. Jedesmal, wenn ich es betrat, war es, als schritte ich in eine Mauer hinein – so eine Mauer, in die Menschen, lebendige Menschen eingemauert sind. Ich habe das nie vergessen. Im Ernst, während der ganzen Zeit, die ich in London verbrachte, war mir, als müßte ich ersticken, als säße ein riesiger *derriere* auf mir.«

»Nun ja, manche Leute empfinden so, und andere spüren es natürlich nicht. Es kommt ganz darauf an.«

»Aber es ist sechs Uhr«, sagt er. »Ich muß um sechs Uhr bei jemandem sein. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie mit meinem Freund hier allein lasse und er Ihnen alles zeigt? Bitte bleiben Sie. In einer Stunde bin ich wieder da. Aber jetzt muß ich gehen. Ich habe es versprochen, und ich komme schon eine halbe Stunde zu spät. Vous etes chez vous.«

Ein kurzes Hin und Her mit Delmar über den schnellsten Weg zu seinem Ziel, das in der Rue du Bac

zu liegen scheint. An der Tür dreht er sich noch einmal um und sagt etwas auf russisch, wobei der spöttische Zug in seinem Gesicht sehr deutlich wird. Wenigstens nehme ich an, dass es russisch ist.

Delmar schaltet ein schwaches Licht in der Mitte des Zimmers an, kommt dann zu mir, ergreift zögernd meine Hand und küsst sie.

Dann küsst er mich auf die Wange.

»Ich war so traurig, als Sie weinten.«

Ich küsse ihn. Zwei laute, nichtssagende Küsse, wie ein französischer General, wenn er einen Orden verleiht. Netter Junge.

»Was hat er gesagt, als er hinausging?«

»Er sagte, Sie brauchten kein Bild zu kaufen, wenn Sie nicht wollten. Niemand erwartet das von Ihnen.«

»Oh, aber ich möchte es. Ich möchte unbedingt eines haben.«

»Warten Sie, ich weiß, wie wir es machen, dass Sie die Bilder auch richtig sehen können.«

Eine Menge leerer Rahmen steht gegen die Wand gelehnt. Delmar stellt sie rings im Zimmer auf und steckt eine Leinwand nach der anderen hinein. Die Bilder sträuben sich. Sie rollen sich ein; sie wollen nicht in die Rahmen hinein. Er schiebt sie und zieht sie, bis sie hineingehen und irgendwie auch darin bleiben.

»Dürfen wir denn das? Was wird er sagen, wenn er wiederkommt?«

»Oh, das macht nichts. Es ist schon in Ordnung so. Ich möchte, dass Sie sie richtig sehen können.«

Als er fertig ist, stehen an drei Wänden des Zimmers Bilder auf dem Fußboden.

»Jetzt können Sie sie sehen«, sagt er. »Ja, jetzt kann ich sie sehen.«

Ich bin rings von Bildern umgeben. Es ist erstaunlich, wie lebendig sie in diesem schwachen Licht wirken. Jetzt weitet sich der Raum, und der eiserne Reif um mein Herz lockert sich. Das Wunder ist geschehen. Ich bin glücklich.

Ich betrachte die Bilder und verliere mich dabei in vage Träume. Vielleicht wohne ich eines Tages wieder um die Ecke in einem Zimmer, das genau so leer ist wie dieses hier. Nichts darin außer einem Bett und einem Spiegel. Nachmittags gegen zwei Uhr zünde ich das Feuer an – die Kälte und der Ofen kämpfen gegeneinander an. Ich liege nahe am Ofen, ganz ruhig, esse ein Brot mit *pâte* darauf, nehme dann einen Drink und liege den ganzen Nachmittag in dem leeren Zimmer – nichts darin als das Bett, der Ofen und der Spiegel, und draußen Paris. Und was hat man nicht für Träume, allein in einem leeren Zimmer, wenn man wartet, dass die Tür aufgeht, dass geschieht, was geschehen muß.

Es ist sieben vorbei, als Serge zurückkommt. Er stürzt herein und keucht: »Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe.« Er spricht mit Delmar russisch. Sagt er jetzt: »Na, war sie was wert?« oder sagt er: »Wird sie ein Bild kaufen und wird sie auch gleich zahlen?« Das letztere, denke ich, denn es klang geschäftlich.

»Ich möchte sehr gern eines von Ihren Bildern kaufen – dieses hier.«

Es zeigt einen alten Juden mit einer roten Nase, der Banjo spielt.

»Das kostet sechshundert Francs«, sagt er. »Wenn Sie meinen, es sei zuviel, werden wir uns auf einen anderen Preis einigen.«

Sein ganzer Charme und sein liebenswürdiges Wesen sind verschwunden. Er sieht unruhig und verdrießlich

aus. Ich sage verlegen: »Ich glaube nicht, dass es zuviel ist. Aber ich habe das Geld nicht.«

Ehe ich weitersprechen kann, bricht er in lautes Gelächter aus. »Was habe ich dir gesagt?« fragt er Delmar.

»Aber Sie sollen es haben, nehmen Sie es trotzdem. Sie gefallen mir. Ich schenke es Ihnen.«

»Nein, nein. Ich wollte ja nur sagen, dass ich es jetzt nicht bezahlen kann.«

»Oh, das macht nichts. Sie können mir das Geld aus London schicken. Ich will Ihnen sagen, was Sie für mich tun können – Sie können ein paar andere Idioten ausfindig machen, die meine Bilder kaufen.«

Während er das sagt, lächelt er mir so freundlich, so entwaffnend zu. Endlich einmal ein Mensch... ich wußte gar nicht mehr, wie das ist, wenn man einem Menschen begegnet.

»Ganz im Ernst. Ich sage es nicht nur so. Nehmen Sie das Bild und schicken Sie mir das Geld, wenn Sie können.«

»Sie sollen es noch heute abend haben.«

Wir streiten uns eine Weile, wo wir uns treffen wollen.

»Ich kann Montparnasse jetzt nicht ausstehen«, sagt er. »Diese Gesichter, diese *gueules!* Sie machen mich krank. Irgendwo im Quartier Latin.«

Wir entscheiden uns für das Capoulade um halb elf. Er rollt das Bild in Seidenpapier ein, bindet ein Stück Bindfaden darum, und ich nehme es unter den Arm. Dann drückt er mir lange und kräftig die Hand und sagt »Amis.«

Wie er mir so die Hand drückt und »Amis« sagt, fühle ich mich sehrglücklich.

Wir treten hinaus in den Hof, Delmar und ich. Es ist ein sehr kalter, klarer Abend. Die Tür zur Straße ist ver-

schlossen. Verhandlungen mit der Concierge.

Ich denke jetzt überhaupt nicht an die Vergangenheit.
Ich bin ganz der Gegenwart hingegeben.

»Capoulade – um halb elf.«

Die Bilder begleiten mich. Die zwergenhaften Mißgeburten machen ihre Kunststücke mit riesigen bunten Ballens, die Frau mit den vier Brüsten stellt sich zur Schau, die alte Dirne wartet mutlos vor *demurinoir*, die junge unter dem *bec de gaz*.

Zehn Uhr fünfundzwanzig bin ich – noch ganz ange regt – im Capoulade. Ich warte eine Viertelstunde, zwanzig Minuten. Niemand erscheint. Bon, bien, das ist die Strafe für deinen Übermut, mein Mädchen. Aber meine schützende Rüstung bewährt sich – ich mache mir nichts daraus.

Ich zerbreche mir gerade den Kopf, wie ich dem Mann sein Geld zukommen lassen soll. Schreiben kann ich nicht, weil ich mich nicht an die Hausnummer erinnere. Soll ich es unter der Tür zum Atelier hindurchschieben und hoffen, dass alles klappt?

Während ich noch überlege, kommt Delmar herein. Korrekt, die Handschuhe in der linken Hand.

»Oh, entschuldigen Sie, entschuldigen Sie. Ich habe im Atelier eine halbe Stunde auf *denpeintre* gewartet, und er ist nicht gekommen. Ich habe nicht gewußt, was ich machen sollte. Ich habe gedacht, ich ginge besser hierher. Es tut mir so leid.«

»Es ist schon gut. Das macht gar nichts.«

Ich gebe ihm den Umschlag mit dem Geld.

Sehe ich ein Augenschließen, etwas wie Erleichterung in seinem Gesicht? Ja, ich glaube. Und warum auch nicht? Hab Erbarmen. Warum auch nicht?

Doch er scheint verdrießlich zu sein – soweit das bei

ihm möglich ist, tief geht es ja nicht. Er ist ein Mensch, der unerschütterlich an seiner Überzeugung festhält:

›Ich habe nicht verlangt, geboren zu werden, ich habe nicht verlangt, in die Welt gesetzt zu werden, ich habe mich nicht selber gemacht, ich habe die Welt nicht so gemacht, wie sie ist, ich bin ohne Schuld. Darum habe ich das Recht – etcetera, etcetera, etcetera.

»Le peintre!« sagt er. »Il es fou, le peintre... Hat er Ihnen gefallen?«

»Ja, er hat mir sehr gefallen.«

Er legt seine Handschuhe sorgsam auf den Tisch.
»Nehmen Sie einen Kaffee, Madame?«

»Nein, ich nehme einen Brandy, bitte.«

Er sieht besorgt aus, bestellt den Brandy und einen Kaffee für sich. Gott, ist das furchtbar!

»Le peintre«, sagt er, »ist verrückt. Ich weiß nicht, warum er so unhöflich gewesen ist, aber es paßt genau zu ihm. Weil er verrückt ist. Sie müssen wissen, vor zwei Jahren, da lebte dieser Mann... Schrecklich... La crasse, madame... Ich sagte zu ihm: ›So kannst du nicht weiterleben.‹ ›Je m'en fous‹, sagte er. Doch ich redete ihm zu, und schließlich brachte er das Geld für seine Ausstellung zusammen. Und seine Bilder wurden gekauft. Ja, sie wurden gekauft. Achtzehntausend Francs. C'est moui, une somme pareille. Und dann zog er um. Er zog in dieses schöne, anständige Zimmer, in dem Sie ihn gesehen haben. Trotzdem ist er verrückt.« Er spricht noch weiter über *le peintre*. Wahrscheinlich mag er ihn wirklich, ist aber eifersüchtig. Er hat kein Auge für seinen Charme. Warum, warum?

»Er hat Ihnen also gefallen?«

»Ja. Sehr.«

»Ah«, sagt er resigniert, »voilá. Trotzdem habe ich ge-

nug von diesen Leuten von der extremen Linken. Sie haben schlechte Manieren. Moije suis monarchiste. Und vergessen Sie nicht, wenn er sagt, er gehöre zur äußersten Linken, so ist das alles Unsinn. In Wirklichkeit ist es ihm ganz egal.«

»Natürlich ist ihm das egal.«

»Ja, ja... Was mich betrifft, ich bin *monarchiste*. Eine Königin zum Beispiel, eine Fürstin – das ist doch etwas.«

Wenn er so denkt, was hat es dann für einen Sinn, mit ihm zu streiten? Ich bin mit allem einverstanden. Eine Königin, eine Fürstin – das ist etwas.

Als er fragt, ob ich mich wieder mit ihm treffen kann: »Ja, ich will's versuchen«, sage ich. »Aber ich habe sehr viel zu tun.«

Ich kann dieses Theater nicht ertragen, wenn ich nicht zu trinken kriege, was ich will, weil er mich's nicht bezahlen lässt und es selber bestimmt auch nicht bezahlen möchte. Das ist mir zu aufreibend.

»Nächste Woche verlasse ich Paris. Eher als ich dachte.«

Ob ich ihm Bescheid gebe, damit er an die Gare du Nord kommen und sich verabschieden kann?

»Ja, bitte tun Sie das. Es wäre so nett, wenn Sie kämen. Es ist traurig, abzureisen, ohne dass einem jemand Lebewohl sagt.«

Als ich wieder in meinem Zimmer bin, mache ich mir plötzlich Gedanken seinetwegen und wegen des Geldes, das er für mich ausgegeben hat. Und dann denke ich: ›Ich wette, er bekommt seine Prozente von den sechshundert Francs. Oder vielleicht liefert er das Geld überhaupt nicht ab.‹

Bei dem Gedanken muß ich lachen – immerzu, bis ich mich ausgezogen habe.

Ich irre planlos durch die engen Gassen beim Pantheon. Es fängt an zu regnen.

Ich gehe in ein *tabac*. Die Frau an der Bar mustert mich mit diesem typischen Blick: Was willst denn du hier, du? Wir sind hier nicht auf Touristen eingestellt, wir haben andere Kundschaft. Nun ja, liebe Madame, ehrlich gesagt, ich will weiter nichts als einen Drink von Ihnen – oder eher zwei, glaube ich, vielleicht auch drei.

Draußen ist es kalt und dunkel, und mich hat jetzt alles verlassen, nur mein Elend nicht.

»Einen Pernod«, sage ich zum Kellner.

Er schenkt mir einen schlauen, belustigten Blick, als er ihn bringt.

Gott, ist das komisch, eine Frau zu sein! Und die andre – die hinter der Theke – wird sie jetzt kichern oder irgend etwas über mich sagen, laut genug, dass ich's hören kann? So ist ihr doch jetzt zumute.

Nein, sie sagt nichts. Aber damit sagt sie alles.

Nun, das ist prächtig, chére madame, das haben Sie sehr hübsch gemacht. Sie haben nichts und damit alles gesagt. Macht nichts, hier bin ich und hier bleibe ich auch.

Hinter meinem Tisch ist eine Tür. Toilette – das hätten sie gar nicht daraufzuschreiben brauchen. Und dann eine zweite, kleinere Tür: Service. Ich höre, wie hinter dieser Tür Geschirr gespült wird.

Nach einer Weile kommt ein junges Mädchen heraus, sie trägt ein Tablett, auf dem saubere Gläser aufgereiht sind. Sie lässt die Tür offen. Drinnen ein Ausguß, ein Wasserhahn und noch mehr schmutzige Gläser und Teller, die gespült werden wollen. Es ist gerade soviel Platz, dass das Mädchen stehen kann. Aus dem Ausguß kommt ein unbeschreiblicher Geruch.

Sie geht an mir vorbei, ohne mich anzusehen. Bloße, stämmige Beine, Filzschuhe, ein schwarzes Kleid, eine schmierige Schürze, dichtes, lockiges, unordentliches Haar. Ich kenne sie. Das ist das Mädchen, das alle Schmutzarbeiten macht und sehr schlecht dafür bezahlt wird. *Salut!*

Sie geht in den Raum hinter der Theke, stellt die Gläser ab, kehrt wieder in ihren Schrank zurück und sperrt sich ein. Wie macht sie es, dass sie nicht bei jeder Bewegung mit dem Ellbogen anstößt? Wie kann sie auch nur fünf Minuten in diesem Sarg stehen, ohne ohnmächtig zu werden? Bemitleidenswert? Warum sollte ich sie bemitleiden? Hat sie nicht stämmige Beine und lockiges Haar? Singen ihre starken Hände nicht die Marseillaise? Und wenn die Revolution kommt, sind nicht das die Hände, die geküßt werden? Nun ja, wenigstens sagt das Monsieur Rimbaud, oder nicht? Ich hoffe, er hat recht. Aber ich frage mich doch, ich frage mich...

Ich rufe den Kellner, um zu zahlen. Ich gebe ihm ein großes Trinkgeld. Er sieht es an, sagt »Merci« und dann »Merci beaueoup«. Ich bitte ihn, mir den Weg zum nächsten Kino zu sagen. Natürlich nur, weil ich den heimlichen Wunsch hege, meine Anwesenheit in diesem Lokal zu erklären. Ich bin nur hier hereingekommen, um nach dem Weg zum nächsten Kino zu fragen. Ich bin eine anständige Frau, une femme convenable, die zum nächsten Kino unterwegs ist. Faites comme les autres – das war schon immer mein Wahlspruch. Faites comme les autres, verdammt noch mal.

Und ihm ist's auch ganz egal – ich hätte mir die Mühe sparen können. Aber das ist meine Einstellung zum Leben. Bitte, bitte, Monsieur et Madame, Mister, Missis und Miss, ich gebe mir solche Mühe, wie Sie zu sein. Ich

weiß, dass ich's nicht schaffe, aber sehen Sie doch nur, welche Mühe ich mir gebe. Drei Stunden, um einen Hut auszusuchen; jeden Morgen anderthalb Stunden, nur um einigermaßen so auszusehen wie alle anderen. Jedes Wort, das ich spreche, trägt Ketten um die Knöchel; jeder Gedanke, den ich denke, ist mit schweren Gewichten belastet. Trug nicht schon seit meiner Geburt jedes Wort, das ich sagte, jeder Gedanke, den ich dachte, alles, was ich tat, Fesseln, Gewichte, Ketten? Und bedenkt – ich weiß, dass ich mit all dieser Last nichts erreiche. Oder dass ich in seltenen Momenten verdammt zuviel erreiche. Aber denkt auch daran, wie sehr ich mich abmühe und wie selten ich aufbegehre. Bedenkt das – und habt ein wenig Mitleid. Das heißt, wenn ihr überhaupt jemals denkt, was ich bezweifle, ihr Affen.

Jetzt ist der Kellner fertig mit seiner Auskunft, wie ich zum nächsten Kino komme.

»Noch einen Pernod«, sage ich.

Er bringt ihn. Er füllt mein Glas fast bis zum Rand, vielleicht in der Hoffnung auf ein zweites Trinkgeld, vielleicht, weil er mich so rasch wie möglich betrunken sehen möchte, vielleicht auch, weil er nicht auf die Flasche acht hatte.

Das Mädchen kommt mit dem letzten Tablett voller Gläser heraus. Ich bin froh. Mir ist eben eingefallen, dass die Tür zu ihrem Sarg offenbliebe, wenn ich nicht hier wäre. Vielleicht. Nicht, dass ich fortgegangen wäre, wenn ich mir das früher überlegt hätte. Warum auch? Die Hände, die die Marseillaise singen, die Welt, die so ganz anders sein könnte – was geht das alles mich an?

Was kann ich dabei tun? Nichts. Da mache ich mir nichts vor.

Das wäre erledigt. Ich kann mich dem zweiten Pernod

widmen.

Die Atmosphäre hier im Raum ist auf einmal anders. Sie wissen alle, was ich bin. Ich bin eine Frau, die hergekommen ist, um sich zu betrinken. Das kommt bisweilen vor. Sie trinken ein Glas, diese Frauen, und dann noch eins, und dann fangen sie still zu weinen an. Und dann gehen sie in die Damentoilette, und dann kommen sie wieder heraus – gepudert, aber mit Schatten unter den Augen – und schleichen mit hängendem Kopf davon.

›Arme Frau, sie hat Tränen in den Augen .‹

›Kann man etwas anderes erwarten? Elle a bu.‹

So ist's, chere madame, ich bin betrunken. Ich habe getrunken. Daran ist jetzt nichts mehr zu ändern. Ich habe getrunken. Aber im übrigen still, verschüchtert, gezähmt, bereit, große Trinkgelder zu geben. (Ich geb' dir ein großes Trinkgeld, wenn du mich in Ruhe lässt.) Bon, bien, bien, bon...

Manchmal kommt jemand herein, um Briefmarken zu kaufen, oder ein Mann, der etwas trinken will. Dann kann man auf die Straße hinaussehen, und die Straße kommt herein. Es ist eine von jenen Straßen – finster, mächtig, zauberkräftig.

›Oh, da bist du ja, sagt sie, wenn sie zur Tür hereinkommt, ›da bist du ja. Wo warst du denn so lange?‹

Sonst kennt mich keiner, aber die Straße kennt mich.

›Und hier bist du, sage ich ziemlich betrunken und leere mein Glas. ›Salut, salut.‹

(Aber manchmal schien die Sonne. In der Sonne Spazierengehen, in einem bunten Kleid mit roten und blauen Streuen. Ich werde nicht wieder durch diese Straße gehen.)

Das Cinema Danton. Zusehen, wie ein edler junger Mann sich bemüht, seinen Chef vor einer geschäftstüch-

tigen Geliebten zu bewahren. Der Chef ist ein kahlköpfiger, munterer alter Knabe, der Toilettenartikel herstellt. Der edle junge Mann ist so linkisch, penibel, schüchtern und gefühlvoll, wie edle junge Männer es sein müssen. Er unterbricht intime Gespräche, klopft laut an, bringt Briefe und Pakete herein etcetera, etcetera, etcetera. Schließlich steht die Dame verärgert auf und fegt hinaus. An der Tür dreht sie sich um und sagt: »Alors, bien, je te laisse à tes suppositoires.« Alle lachen laut darüber, und ich lache mit. Das hat sie gut gesagt.

Der Film geht endlos weiter. Nach allen möglichen Zwischenfällen triumphiert der edle junge Mann. Er darf die Tochter seines Chefs um ihre Hand bitten. Er wartet am Ufer eines großen Teiches und hat einen Ring in der Westentasche bereit, den er ihr geben will. Er nimmt ihn heraus, um sich zu vergewissern, dass er ihn nicht vergessen hat. Närrisch vor Glück marschiert er am Ufer auf und ab und fuchtelt mit den Armen. Er macht eine ungestüme Bewegung. Der Ring fliegt von seinem Finger mitten in den Teich. Er zieht seine Hose aus, er watet ins Wasser. Er muß den Ring wiederhaben, er muß ihn unbedingt wiederhaben.

Genau das, was mir immer passiert. Ich lache, bis mir die Tränen kommen. Doch der Film scheint nie enden zu wollen. So stehe ich auf und gehe hinaus.

Noch ein Pernod in der Bar neben dem Kino. Ich sitze an einem Ecktisch und trinke in kleinen Schlucken, anständig, mit niedergeschlagenen Augen. Je suis une femme convenable, die eben aus dem Kino nebenan gekommen ist. Jetzt bin ich wirklich ganz in Ordnung, che-re madame. Wenn ich mir zum Abendessen eine Flasche Bordeaux bestelle, werde ich fast so betrunken sein, wie ich es mir erhofft hatte.

Im Hotel liegt ein Brief von *le peintre*. Er sagt, es tue ihm sehr leid, dass er gestern abend nicht kommen konnte – il faut m'excuser. Er sagt, Delmar habe ihm die sechshundert Francs übergeben, und er danke mir. Er sagt, wenn mir der *bonhomme* nicht gefalle, wenn ich ihn zu traurig fände, wolle er ihn mir gegen eine von den Landschaften umtauschen oder gegen etwas anderes, was immer ich haben möchte, und er wolle versuchen, zur Gare du Nord zu kommen, um *mir au revoir* zu sagen (wetten, dass er nicht kommt), und er sei mein Freund, Serge Rubin. Na, darauf werde ich einen Whisky trinken.

Ich entrolle das Bild, und der Mann, der da in der Gosse steht und Banjo spielt, starrt mich an. Er ist sanft, demütig, resigniert, spöttisch, ein bißchen verrückt. Er starrt mich an. Er hat zwei Köpfe, zwei Gesichter. Er singt: £5 war *einmal*, er singt: *Es wird sein*. Zwei Köpfe und vier Arme. Ich starre zurück und denke an Hunger, Kälte, Kränkung und Verspottung, als hätte ich das alles in einem anderen, nicht in diesem Leben erfahren. Dieses verdammt Zimmer – es quillt über von Vergangenheit. Es ist alle Zimmer, in denen ich jemals geschlafen, alle Straßen, durch die ich je gegangen bin. Jetzt zieht das alles in einer geordneten, wogenden Prozession an meinen Augen vorüber. Zimmer, Straßen, Straßen, Zimmer.

Dritter Teil

... Das Zimmer bei den Steens.

Es stand voller roter Plüschemöbel, deren Holz glänzend poliert war. Dann gab es mehrere Vasen mit Tulpen und zwei Käfige mit Kanarienvögeln, und außerdem zwei Uhren, von denen eine immer lauter zu ticken versuchte als die andere. Die Fenster waren fast immer geschlossen, aber die Luft war nicht dumpf im Zimmer. Wenn die Tür zum Laden offen war, roch es nach Arzneien und Bau de Cologne. Auf einem Tisch im Hintergrund stand ein großer Teekessel auf einem Spirituskocher. Mit dem kleinen blauen Licht sah das aus wie ein Altar.

In diesem Zimmer konnte man nicht denken, konnte man keine Pläne machen. Eben weil die Uhren so tickten – und draußen die sauberer, engen Straßen, und die anderen sprachen Holländisch, und ich hörte zu, ohne etwas zu verstehen. Es war, als wäre ich wieder ein Kind, das horcht und an etwas anderes denkt und dabei die Stimmen hört – endlos, unausweichlich und ruhevoll. Wie Sonntagnachmittag.

Ja, London. Das klingt wunderbar, aber was war London für mich? Es war ein kleines Zimmer, in dem es muffig roch, in dem meine Strümpfe zum Trocknen vor einem Gasofen hingen. Nichts in diesem Zimmer war je sauber, aber nichts war auch je schmutzig. Alles war immer halb so und halb so. Sie wechselten jedesmal nur ein Laken, so dass das Bett nie ganz sauber und nie ganz schmutzig war.

Der Gedanke: Jedenfalls habe ich das jetzt alles hinter mir. Nicht zurückkehren müssen, nicht zurückkehren.

Ich mochte Tonny; sie war lieb. Aber ich haßte Hans Steen. Er hatte einen anmaßenden Blick. Er war nicht

anmaßend, er war sehr höflich. Aber seine blaßblauen Augen hatten diesen Blick, und seine Hände sahen so aus.

Schmale Straßen, und Leute darin, die auf der einen Seite hinauf, auf der anderen Seite hinunter gingen. So aufgeräumt. Im Park, dem Haagsche Bosch, die Bäume verkehrt herum im eisgrünen Wasser.

Wir gehen jeden Tag auf einen Aperitif in das Centraal. Wir essen in einem kleinen Lokal, wo der Geiger sehr schön sentimentale Lieder spielt. (»Möchten Sie *Le Binyou* für Madame spielen?...«)

Ich habe kein Geld. Er hat auch keines. Beide glaubten wir, der andere hätte Geld. Aber überall in der Welt machen die Leute verrückte Sachen.

Der Krieg ist aus. Kein Krieg mehr – niemals, niemals. Apres la guerre wird es überall schön sein... Und nicht nach London zurück müssen. Es ist gar nicht schön, was mich bei meiner Rückkehr nach London erwartet.

Aber kein Geld? Nix? Und der Brief in meiner Handtasche: »Ich glaube, du bist verrückt. Wenn du darauf bestehst...«

Eine große Vase auf dem Tisch voll üppiger Tulpen. Wie sie sich anbieten! »Vielleicht, weil sie wissen, dass sie nichts zu bieten haben«, sagt Enno.

Gespräche über Paris, wo er seit seinem achtzehnten Lebensjahr wohnt. Offenbar war er Chansonnier, ehe er Journalist wurde. In der ersten Kriegswoche meldete er sich freiwillig. Von 1917 an klafft eine Lücke. Er schien sehr wohlhabend, als ich ihm in London begegnete, doch jetzt – kein Geld, nix. Was ist passiert? Er sagt es mir nicht.

Aber wenn wir nach Paris kommen, wird es uns wieder gutgehen. Außerdem – wir haben ja Geld. Zusammen

haben wir fünfzehn Pfund.

Trotz allem dachte ich nie, dass wir wirklich heiraten würden. Eines Tages werde ich mir einen Plan machen, werde ich wissen, wie ich mich verhalte.

Dann wache ich auf, und es ist mein Hochzeitstag – kalt und regnerisch. Ich ziehe das graue Kostüm an, das mir ein Schneider in Delft auf Pump gemacht hat. Es gefällt mir nicht besonders. Enno kommt mit einem Maiglöckchenstrauß herein, steckt ihn mir ans Jackett und küsst mich. Wir nehmen ein Taxi, fahren durch den Regen zum Rathaus und werden mit einer Menge anderer Paare getraut, die sich im Kreis aufgestellt haben. Wir kommen aus dem Rathaus und nehmen einen Drink mit Tonny und Hans. Dann gehen sie heim, um sich um den Laden zu kümmern. Wir gehen in ein Lokal. Niemand ist darin – es ist zu früh. Wir trinken zwei Glas Port und dann nochmal zwei. »Wie idiotisch die ganze Geschichte war!« sagt Enno.

Wir trinken noch mehr Portwein. Es ist das erste Mal an diesem Tag, dass ich mich warm und glücklich fühle. Ich sage: »Du wirst mich nie verlassen, nicht wahr?«

»Allons, ein bißchen Fröhlichkeit«, sagt Enno.

Er hat einen Freund namens Dickson, einen Franzosen, der im Scala singt. Er nennt sich Dickson, weil im Augenblick englische Sänger beliebt sind. Wir gehen an diesem Nachmittag zu ihm in die Wohnung und trinken Champagner. Alle werden sehr lustig. Louis und Louise, Tangotänzer, ebenfalls beim Kabarett, führen uns ihre Nummer vor. Dickson singt *In These Hard Times*:

That funny kind of dress you, wear Leaves all your back and your shoulders bare, But you're lucky to be dressed up to there In these hard times.

Enno singt:

*Quand on n'apas de chaussures On fait comme les
rentiers, On prend une voiture, On ne vous voit pas les
pieds!*

*Parlons donc de chaussettes: Faut pas les nettoyer, On
les retourne, c'est pas bête, Puls on les change de pied!*

Ich singe: »*For tonight, for tonight, Let me dream out
my dream of delight, Tra-la-la... And purchase front sor-
row antontent's respite, Tra-la-la....*«

Mrs. Dickson liest mit lauter Stimme aufgeregt aus einer Theaterzeitung vor. Zwei junge Mädchen, Bekannte von ihnen, sind in einen Mordfall verwickelt. Sie liest von Riri und Cricri und rollt ihr >r<. Rrrirrri, Crrricrrri....

Ich bin ein bißchen betrunken, als wir in den Zug nach Amsterdam steigen.

... *Das Hotelzimmer in Amsterdam in jener Nacht.*

Es war sehr sauber und hatte eine Tapete mit Rosenmuster.

»Also, mach dir wegen Geld nur keine Sorgen«, sagt Enno. »Es ist dumm, sich um Geld zu sorgen. Laß mich nur machen. Ich kann immer etwas aufstreiben. Wenn wir erst in Paris sind, wird alles gut.«

(*Wenn – wir – erst – in – Paris – sind.*)

Auf dem Nachttisch steht noch eine Flasche Champagner.

»Die Liebe«, sagt Enno, »über die Liebe darfst du nicht reden. Rede nicht.«

Du darfst nicht reden, du darfst nicht denken, du mußt aufhören zu denken. Natürlich, so ist es. Du mußt alles lassen, mußt aufhören zu denken.

Am nächsten Morgen essen wir ein riesiges Frühstück mit Wurst, kaltem Braten, Käse und Milch. Wirbummeln durch Amsterdam. Wir sehen uns die Bilder im Rijksmuseum an. »Möchtest du deine Doppelgängerin sehen?«

sagt Enno.

Ich bin in Hochstimmung. Alles ist glatt, sanft und zart. Die Liebe. Die Farben der Bilder. Die Sonnenuntergänge. Zarte, nördliche Farben, wenn die Sonne untergeht – hellrosa, mauve, grün und blau. Und der Wind sehr frisch und kalt, und die Lichter in den Kanälen wie goldene Raupen, und die Möwen stoßen aufs Wasser herab. Hochstimmung. Alles zart und melancholisch – wie das Leben manchmal ist, gerade nur einen Augenblick lang... Und wenn wir erst in Paris sind; *wenn – wir – erst – in – Paris – sind*.

»Ich möchte so gern wieder nach Paris«, sagte Enno immer. »Ganz ohne Zweck und Ziel. Und trotzdem möchte ich wieder hin. Bestimmte Häuser, bestimmte Straßen. Ohne Zweck und Ziel. Nur eben dieses Heimweh. Und vergiß das nicht, ein paar von meinen Liedern haben Geld gebracht.«

Plötzlich packt mich wie ein Fieber die Angst, hierbleiben zu müssen. Wir wollen gleich fort, wir wollen fort... Warum sollen wir nicht wenigstens nach Brüssel gehen? Also gut, gehen wir nach Brüssel; vielleicht gibt uns Brüssel eine Chance. Aber die fünfzehn Pfund sind dahin. Wir kratzen jeden Pfennig zusammen. Wir verkaufen fast alle unsere Kleider.

Mein wunderschönes Leben vor mir, es entfaltet sich wie ein Fächer in meiner Hand.

Was geschah dann? Ja, was geschieht?

Das Hotelzimmer in Brüssel – sehr heiß. Die Klingel im Kino nebenan schrillt. Ein langes, schmales Zimmer mit einem langen, schmalen Fenster, und die Klingel im Kino nebenan, schrill und sinnlos.

Wir hatten kein Glück. Enno sagt: »Wir haben nur noch dreißig Francs.« (Mein Gott, ist das alles?) »Ja, nur

dreißig Francs. Morgen müssen wir etwas dagegen unternehmen.«

Die Klingel im Kino hörte nicht auf zu schrillen, und ich spürte, wie er jedesmal zusammenfuhr, wenn sie wieder einsetzte.

Als er am nächsten Morgen wegging, sagte er: »Ich denke, ich werdeein bißchen Geld auftreiben können. Warte hier auf mich.«

»Wirst du lange weg sein?«

»Nein. Geh jedenfalls nicht aus dem Haus.«

Auf dem Bett sitzen und warten. Im Zimmer auf und ab gehen und warten. Ich ertrage es nicht, dieses Warten.

Dann plötzlich, als hätte es jemand in meinem Kopf laut ausgesprochen – Mr. Lawson. Natürlich, Mr. Lawson.

Ich hatte nicht mehr gewußt, dass sie so glasig waren, die Augen von Mr. Lawson.

»Ja?« sagt er. »Sie wollten mich sprechen?« Mit hochgezogenen Augenbrauen sagt er: »Ja-a?«

Er erkennt mich nicht. Ich muß ziemlich schrecklich aussehen.

Ich sage: »Ich fürchte, Sie werden sich nicht an mich erinnern. Ich wohnte damals in diesen Zimmern im Temple, die Sie sich ansehen kamen, und Sie führten mich zum Essen aus. Wir aßen Austern und sprachen von Irland. Erinnern Sie sich nicht? Dann waren wir zusammen auf dem Schiff nach Holland, und Sie gaben mir Ihre Brüsseler Adresse. Sie sagten, wenn ich je hierherkäme, sollte ich Sie besuchen. Erinnern Sie sich nicht?«

»Natürlich. Die kleine Miss.«

»Nicht klein«, sage ich. »Nicht klein.« Ich kann es nicht leiden, wenn mich ein Mann seines Schlages klein nennt.

Ich plaudere weiter und sage wie im Scherz: »Wir sitzen nicht regelrecht auf dem trockenen. Alles kommt wieder ins Gleis, wenn wir erst in Paris sind. Ja, eigentlich wird morgen oder übermorgen alles schon geregelt sein. Wir sind dummerweise nur gerade jetzt ein bisschen abgebrannt.«

Mr. Lawson geht auf mein Geplauder ein, und zum Schluß gibt er mir hundert Francs. »Wenn Ihnen damit geholfen ist. Aber jetzt muß ich mich beeilen, so leid es mir tut.«

Ich stehe mit dem Schein in der Hand da, als er an mich herantritt und mich küßt. Ich hasse ihn, wie ich noch keinen Mann in meinem Leben gehaßt habe, und doch spüre ich, wie mein Mund unter dem seinen weich wird und meine Arme alle Kraft verlieren. »Goodbye«, sagt er, indem er einen Amerikaner markiert und grinst.

»Hast du Glück gehabt?«

»Nicht viel«, sagt Enno.

Ich sage: »Mir ist's gelungen, hundert Francs zu borgen.«

»Von wem hast du sie geborgt?«

»Ach, von einer Frau, die ich früher in London recht gut kannte. Ich wußte, dass sie hier wohnt, und habe ihre Adresse im Telefonbuch gefunden. Eine Bekannte von Miss Clavell. Ja, eine Freundin von Miss Clavell. Sie wohnt in der Avenue Louise, da bin ich hingegangen und habe sie besucht.

Eine richtige Freundin ist sie eigentlich nicht«, sage ich. »Im Grunde war sie sogar schrecklich unhöflich, das alte Biest. Sie hat mir zu verstehen gegeben, dass sie nicht zu Hause wäre, wenn ich noch einmal käme. Mademoiselle regrette, mais Mademoiselle ne recoit pas aujourd'hui.«

»Avenue Louise? Welche Nummer?«

»Ach, hör doch endlich auf damit.« Ich lege mich auf das Bett und fange an zu weinen.

»Weine doch nicht. Es macht mich verrückt, wenn du wein st.«

»Dann halt den Mund und mach nicht soviel Gerede um die lumpigen hundert Francs.« (Mit hundert Francs erkaufen sie sich das uneingeschränkte Recht, dich zu verachten. Das ist billig.)

»Worüber weinst du denn?« sagt er.

»Mein Kleid. Ich komme mir so gräßlich vor. Ich fühle mich so schmutzig. Ich möchte ein Bad nehmen. Ich brauche ein anderes Kleid. Ich brauche saubere Unterwäsche. Ich komme mir so gräßlich vor. Ich fühle mich so schmutzig.«

»Ich besorge dir ein neues Kleid, sobald wir nach Paris kommen. Ich weiß, wo wir auf Kredit kaufen können. Du wirst sehen, wenn wir erst in Paris sind, wird alles gut sein.«

Er geht fort, um etwas zu essen einzukaufen. Ich liege da und bin glücklich, ich habe alles vergessen, bin glücklich und gelassen und schere mich nicht darum, ob ich lebe oder sterbe. Ich sehe wieder vor mir, wie mich Mr. Lawson bei meinem Eintritt ins Zimmer angesehen hat – sein langes, schmales, überraschtes Gesicht. Ich lache und kann gar nicht wieder aufhören.

In der Toilette auf dem Bahnhof – da habe ich das nächste Mal geweint. Ich hatte mich eben übergeben. Ich hatte solche Angst, ich könnte vielleicht ein Kind bekommen.

Obwohl ich mich so heftig habe übergeben müssen, wird mir doch nicht besser. Eiskalt und schweißbedeckt lehne ich an der Wand. Jemand drückt die Türklinke nie-

der, und ich raffe mich zusammen, höre auf zu weinen und pudere mir das Gesicht.

Wir gehen jetzt nach Calais. Enno hat sich mit einem Kellner angefreundet, der dort wohnt und versprochen hat, uns etwas Geld zu leihen.

Er kann einen sehr guten Salat anmachen, dieser Kellner. Wir essen am nächsten Tag mit ihm und seiner Frau. Da steht er, mit seinem fetten Rücken und dem Stiernacken und macht die Salatsauce an. Er nimmt Zucker dazu wie die Deutschen. Seine Frau beobachtet ihn dabei, sie sieht tückisch und verschüchtert aus. Sie ist dürr und hässlich und nicht mehr jung.

Der Kellner mischt die Salatsauce ganz bedächtig auf der Kredenz. Ich kann mich im Spiegel sehen. Ich sehe mager aus – zu mager – und schmutzig und hohlwangig, ich habe diesen Ausdruck in den Augen, den man bekommt, wenn man sehr erschöpft ist, wenn alles wie ein Traum ist und man plötzlich begreift, wie sehr sich die Wirklichkeit von dem unterscheidet, was die Leute einen glauben machen möchten.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich dachte nicht, dass es so sein würde – schäbige Kleider, abgetragene Schuhe, Schatten unter den Augen, das Haar glatt und strähnig, und wie die Leute einen ansehen. So hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Durch die Straßen von Calais mit der Frau des Kellers. Wir gingen uns diese Plastik von Rodin ansehen. Die ganze Zeit beklagte sie sich mit dünner Stimme, dass er ihr niemals Geld für Kleider gebe; und schließlich sei es doch ihr Geld; als sie ihn heiratete, hatte er nicht einen Sou.

Sie schien unsertwegen gar nicht neugierig zu sein und wollte auch nicht wissen, wo er uns aufgelesen hatte. Sie

ding immer wieder von seiner Unfreundlichkeit an und von den Kleidern, die sie brauche.

Es war ein grauer Tag. Es war, als gingen wir durch London, als gingen wir im Traum. Mein Gott, wie schrecklich ich in dem Spiegel ausgesehen hatte! Wenn ich in Zukunft so aussehe, dann gibt es keine Hoffnung. Sich vorzustellen, dass ich in diesem Zustand nach Paris komme.

Als wir heimkamen, tranken wir Absinth. Der Kellner machte ihn sorgsam für uns zurecht. Es dauerte lange. Mir behagte der Geschmack nicht, aber mir war kalt, und er wärmte mich. Wir saßen da und tranken in kleinen Schlucken, und Enno unterhielt sich in einer Ecke mit dem Kellner. Die Frau sagte nichts, und nach einer Weile sagte ich auch nichts mehr. Aber der Absinth machte mich streitsüchtig, und ich wünschte mir jetzt, ich könnte ihnen ›Haltet den Mund‹ zurufen, und ich mochte den Kellner nicht mehr, weil ich wußte, dass ich ihm nicht besonders gefiel. (›Es ist nicht viel los mit ihr. Zuerst kam sie mir hübscher vor.‹)

Ich hörte nicht mehr zu, was sie sagten, aber als mir der Absinth tatsächlich in den Kopf stieg, war mir, als brüllte ich sie an, sie sollten den Mund halten. Ich hörte mich sogar sagen: ›Haltet doch den Mund; ich hasse euch.‹ Aber in Wirklichkeit sagte ich nichts, und als Enno zu mir hersah, lächelte ich.

Nun, Gustave – der Kellner – lieh uns das versprochene Geld, und wir verließen Calais.

Enno fand Gustaves Frau sehr unsympathisch. »Und so was nennt sich Frau!« sagte er. »Aber es war ihr Geld«, sagte ich. »Na ja«, sagte Enno, »er macht sehr guten Gebrauch davon, nicht wahr? Er macht viel besseren Gebrauch davon, als sie es täte.«

Es war ein Bummelzug, und wir saßen dicht gedrängt im Abteil. Ich liege im Gepäcknetz, von Ennos Stock gestützt, und versuche zu schlafen, und die Räder des Zuges sagen: »Paris, Paris, Paris, Paris.«

Ein junges Mädchen kam in das Cafe und setzte sich an den Nebentisch. Sie trug ein graues Kostüm, der Rock war kurz und eng und die Bluse ganz frisch und sauber. Dazu eine kecke schwarze Kappe wie das Schiffchen eines schottischen Soldaten. Ihre Handtasche lag auf dem Tisch neben ihr – Lackleder, zu den Schuhen passend. (Handtasche... Was ich mir noch alles anschaffen mußte! Wäre es wohl richtig, wenn ich mir auch so ein Kostüm kaufte? Nein, ich glaube, ich nehme lieber...) Und sie ging so rasch und zielbewußt in ihren hochhackigen Schuhen. Tap, tap, tap, klopften die Absätze.

»Ich bringe dich wohin, wo du warten kannst«, sagte Enno. »Ich muß ein paar Leute aufsuchen.«

Kaffeetrinken am frühen Morgen, alles wie im Traum. Ich war so müde.

Wir kamen aus der Metro auf den Boulevard Montparnasse.

»Hier hinein«, sagte Enno. Er faßte mich am Arm.

Die Rotonde war voller Männer, die Zeitungen an langen Stäben lasen. Schäbige Männer, die weder spöttische Bemerkungen machten noch sich sonst um mich kümmerten. Bilder an den Wänden. Die Uhrzeiger laufen schnell. Eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden.

Wie lange wollen sie mich hier noch sitzen lassen? Kein Tropfen Kaffee mehr übrig. Der letzte Tropfen war sehr kalt und sehr bitter – sehr kalt und bitter, der letzte Tropfen. Ich habe fünf Francs, aber ich wage nicht, mir noch eine Tasse Kaffee zu bestellen. Dafür will ich sie nicht ausgeben.

Die Farben der Bilder gehen ineinander über, ich habe den Kopf nach hinten an die Bank gelehnt. Wenn ich einschlafe, werfen sie mich sicher hinaus. Vielleicht auch nicht, aber ich lasse es lieber nicht darauf ankommen.

Dreieinhalb Stunden.

Sowie ich ihn erblicke, sehe ich an seinem Gesicht, dass er Geld bekommen hat. Ein hochgewachsener Mann begleitet ihn, ein Mann mit einem freundlichen Gesicht und langen, schmalen Händen.

Wir gehen ein Haus weiter in ein Lokal namens La Napolitaine und essen Ravioli. Ich werde warm. Langsam essen, damit es lange dauert.

Ich war noch nie so glücklich in meinem Leben. Ich bin lebendig, esse Ravioli und trinke Wein. Meine Flucht ist gelungen. Ein Tor hat sich geöffnet und mich hinausgelassen in die Sonne. Was will ich mehr? Jetzt ist alles möglich.

»Ich habe ein Zimmer«, sagt Enno. »Rue Lamartine.«

»Es war eine Hetze«, sagt er. »Paulette war nicht zu Haus. Ich hinterließ eine Nachricht. Unmittelbar vor ihrer Wohnung lief ich Alfred in die Arme.«

Alfred lächelt, verbeugt sich, reibt sich nervös die Hände und geht.

»Er ist nett«, sage ich.

»Ja, er ist ein netter Kerl. Er ist Türke.«

»Oh, ich dachte, er wäre Franzose.«

»Nein, er ist Türke.«

Wieviel Geld hat er bekommen? Nein, nicht fragen. Ich will es nicht wissen. Sag mir's später, sag mir's morgen. Lass mich jetzt einmal glücklich sein.

Ein alter Mann kommt herein, er verkauft rote Rosen. Enno kauft ein paar. Er muß Geld genug haben – für ein Weilchen.

Der Alte schlurft hinaus. Dann dreht er sich um, kommt zurück und legt noch zwei Rosen neben meinen Teller auf den Tisch. »Vous permettez, monsieur?« sagt er zu Enno und verneigt sich wie ein Fürst. Paris. Ich bin in Paris.

Das Zimmer, das wir in dem Hotel in der Rue Lamartine bekamen, sah ordentlich aus. Es lag ganz oben, im vierten Stock. Ein großes Bett mit einer roten Daunendecke stand darin, und draußen war ein kleiner Balkon. Man konnte dastehen und die Arme auf das kühle Eisen stützen und auf die Straße hinunterschauen.

Wir nahmen es und bezahlten die Miete für einen Monat im voraus – und in der Nacht wachten wir davon auf, dass wir uns kratzen mußten, und die Wand war voller Wanzen, die langsam dahinkrochen.

Mich störten die Wanzen nicht weiter. Mich störte damals überhaupt nichts.

›Impossible, monsieur. Mais qu'est-ce que vous nie dites lá? Ce n'est pas possible. Voyons...‹ Etcetera, etcetera.

Sie wollten das Geld nicht wieder herausgeben, und nach einer Weile einigte man sich, dass sie das Zimmer ausschwefeln ließen und uns inzwischen ein anderes Zimmer gäben. Ich war froh, dass ich nicht ausziehen mußte.

Ich liege auf einer Chaiselongue in der Mitte des Zimmers, das noch immer nach Schwefel riecht. Ich habe die Tür aufgemacht und Papier dazwischen geklemmt, damit sie offenbleibt. Die Läden sind geschlossen, um die Sonne abzuhalten. Das Zimmer ist dämmrig, und mir ist, als drückte mir die Decke auf den Kopf. Ich habe die Anzeigen im *Figaro* durchgesehen und mir die angestrichen, in denen Leute Englischunterricht suchen.

Enno sitzt am Tisch und raucht Pfeife, Monsieur Alfred sitzt auf dem Bett. Ich beobachte, wie ihm Schweißperlen von den Schläfen zum Kinn hinunterlaufen. Noch nie habe ich jemanden derart schwitzen sehen – es ist unglaublich. Ab und zu schnauft er, ohne den Mund aufzumachen, zieht sein Taschentuch heraus und wischt sich das Gesicht ab. Eine Minute später ist es wieder feucht und glänzend.

Ich mag Alfred gern. Einmal sagte er zu mir: »Es ist sehr warm heute. Ich mache jetzt, dass Ihnen kühl und wohl wird.« Er nahm mein Handgelenk und blies darauf, ganz leicht, ganz gleichmäßig. Ich wollte es ihm entziehen, tat es aber nicht, weil er uns fünfhundert Francs geliehen hatte, und dann wurde mir wirklich kühl und wohl.

Und Alfred rezitiert. »*Das ewige Schweigen der Gottheit mit einem kalten Schweigen beantworten*«, sagt er. Und schwitzt dabei wie verrückt.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich die Tür zumache, Madame? Es zieht furchtbar hier drinnen.«

»Ah, non, mon vieux, non«, sagt Enno. »Lassen Sie die Tür offen.«

»Wie Sie wollen«, sagt Alfred und streichelt seinen Bart mit seinen langen, schönen Händen. Er sieht scheu und gequält aus.

»Ich dachte, es sei nicht gut für Madame, so im Zug zu sitzen.«

»Mir zieht es nicht«, sage ich. »Mir geht es gut.«

Alfred streicht sich noch immer den Bart. Seine Augen blicken boshaft, genau wie bei einer Frau, wenn ihr plötzlich die Tücke aus den Augen schaut.

Er sagt mit boshaftem Blick: »Ich halte das für eine gute Idee, Madame, dieses Stundengeben.« Dann wendet er sich an Enno. »Keine schlechte Idee, gar keine

schlechte Idee. Sie kapern sich zwei oder drei Spießbürger, die bares Geld auf den Tisch legen, und dann – ca va. Sie können sagen, was Sie wollen, es geht eben doch nicht ohne die Bourgeoisie.«

Enno antwortet nicht.

»Wenn ich verheiratet wäre«, sagt Alfred, »würde ich meine Frau nicht für einen anderen Mann arbeiten lassen. Nein, nein. Ich würde das für eine furchtbare Schande halten, wenn meine Frau noch für einen anderen arbeite-te. Das würde ich nicht machen. Nichts könnte mich dazu bewegen.«

»Tu mémmerdes!« schreit Enno und springt auf. »Tu m'emmerdes, je te dis. Was willst du eigentlich damit sagen?«

»Bon, bon, ich gehe schon«, sagt Alfred und erhebt sich. »Ich sehe, du hast schlechte Laune. Ich gehe schon. Du brauchst mich nicht anzubrüllen.«

»Oh, gehen Sie nicht«, sage ich.

»Du hältst den Mund«, sagt Enno.

»Madame«, sagt Alfred von der Tür her und verbeugt sich.

Ich lache bei seiner Verbeugung. Ich sage immer wieder: »Ist das nicht komisch, ist das nicht komisch?« Ich muß daran denken, wie Alfred auf meine Handgelenke blies, um sie abzukühlen, und ich kann nicht aufhören zu lachen. Schließlich bin ich so erschöpft, dass ich den Kopf in die Hände lege.

Enno sagt: »Ich gehe jetzt und kaufe etwas zu essen ein.«

»Schon? Es ist noch zu früh.«

Er geht hinaus, ohne zu antworten, und schlägt die Tür hinter sich zu.

»Du verstehst nichts von der Liebe«, sagte er. Das war

ungefähr einen Monat nach unserer Ankunft in Paris.
»Du bist zu passiv, du bist träge, du langweilst mich. Ich habe genug davon. Leb wohl.«

Er ging fort und ließ mich allein – die Nacht und den nächsten Tag und noch eine Nacht und noch einen Tag. Mit zwanzig Francs auf dem Tisch. Und ich bin jetzt sicher, dass ich ein Kind bekommen werde, wenn ich auch noch kein Wort davon gesagt habe.

Ich muß ausgehen und mir etwas zu essen holen. Der Patron weiß Bescheid, die Patronne weiß Bescheid, alle wissen Bescheid. Aufwachen in der Nacht, lauschen, warten.

Am dritten Tag finde ich mich damit ab, dass er nicht wiederkommt. Ein blauer Tag, es ist das erste Mal, dass ich die Patronne anschau und mich nicht mit niedergeschlagenen Augen an ihr vorbeischleiche. Sie fragt mich nach Monsieur. Monsieur wird vielleicht eine Weile auswärts sein.

Blauer Himmel über den Straßen, den Häusern, den Bars, den Cafes, den Gemüseläden und dem Faubourg Montmartre.

Ich kaufe Milch, einen Laib Brot, vier Orangen und gehe wieder ins Hotel zurück.

Ich zerdrücke eine Orangenschale und rieche daran. Eine Menge Saft – sie muß ziemlich frisch sein... Ich denke: ›Wie wird es nun weitergehen?‹ Eigentlich ist es mir ziemlich gleichgültig, wie es weitergeht. Und wie ich das denke, kommt Enno herein und hat eine Flasche Wem unter dem Arm.

»Hallo«, sagt er.

»Ich habe etwas Geld«, sagt er. »Lieber Himmel, diese Hitze. Schäl mir eine Orange.

Ich habe großen Durst«, sagt er. »Schäl mir eine Oran-

ge.«

Jetzt müßte ich sagen: »Schäl sie dir selbst«, jetzt müßte ich sagen: »Scher dich zum Teufel«, jetzt müßte ich sagen: »So lass ich mich nicht behandeln.« Doch es ist viel zu mächtig – das Zimmer, die Straße, das da in mir, ach, viel zu mächtig. Ich schäle die Orange, lege sie auf einen Teller und gebe sie ihm.

Er sagt: »Ich habe etwas Geld.«

Er holt einen Tausender heraus, dann noch einen Tausender. Ich frage nicht, woher er das Geld hat. Warum fragen? Geld zirkuliert; es zirkuliert – und wie! Wirklich, man möchte es manchmal gar nicht glauben.

Er schenkt mir ein Glas Wein ein. »Er ist kühl. Ich habe ihn nicht in die Sonne kommen lassen.

Aber was hast du für kalte Hände«, sagt er. »Mein Mädchen!«

Er zieht die Vorhänge zu, um die Sonne fernzuhalten.

Als er mich auf die Lider küßte, um mich zu wecken, war es dunkel.

Aber all das war nicht das Wesentliche. Nicht, dass er so genau wußte, wann es darauf ankam, grausam zu sein, wie er es anstellen müßte, zärtlich zu sein. Der Tag, an dem ich Gewissheit erhielt, dass ich ihn liebte, war ganz anders.

Er war ausgegangen, um etwas zu essen einzukaufen. Ich stand hinter dem Vorhang und sah ihn unten auf der Straße neben einem Laternenpfahl stehen; er schaute zu unserem Fenster herauf, schaute nach mir aus. Er wirkte sehr klein und dünn, und ich erkannte seinen Gesichtsausdruck ganz deutlich. Besorgt, er war besorgt.

Die Flasche Weit hatte er unter den Arm geklemmt, und sein Rock stand ab, weil er den Laib Brot darunter versteckt hielt. Die Patronne hatte es nicht gern, wenn

wir auf unserem Zimmer aßen. Ab und zu einmal, dagegen hatte sie nichts, aber wenn Leute jeden Abend auf ihrem Zimmer essen, da weiß man, dass sie wirklich kein Geld haben.

Als ich ihn so heraufschauen sah, wußte ich, dass ich ihn liebte und dass es für immer war. Mir war, als drücke es mir das Herz ab, und ich wußte, es war für immer. Es ist ein seltsames Gefühl – wenn man tief in sich die Gewissheit hat, dass etwas für immer ist. Genauso muß auch der Tod sein. All die Sorglosigkeit, all die Fröhlichkeit ist nur vorgetäuscht. Weil ich von London weg wollte, hatte ich mich an ihn geklammert, und nun hänge ich wie ein Gewicht an ihm. All die Fröhlichkeit schwindet dahin, und er ist mager und sorgenvoll.

Ich winkte ihm nicht.

Ich blieb am Vorhang stehen und beobachtete ihn, und nach einer Weile überquerte er die Straße und ging ins Hotel.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte er. »Lass mich hier liegen, den Kopf auf deiner silbernen Brust.«

Die Vorhänge sind dünn, und wenn sie zugezogen sind, fällt sanft das Licht hindurch. Auf dem Fensterbrett stehen Blumen, ich sehe ihren Schatten auf den Vorhängen. Das Kind von unten schreit.

Es geht ein Wind, und die Blumen auf dem Fensterbrett und ihre Schatten auf dem Vorhang schwanken. Wie Schwäne, die ihre Schnäbel ins Wasser tauchen. Wie das Unberechenbare, das sein Haupt erhebt, sinnlos und wild, einen Augenblick, ehe es geschlagen ins Dunkel hinabsinkt. Wie Schädel auf langen, dünnen Hälsen. Sie tauchen, wenn der Wind bläst, jäh unter das Ende des Vorhangs, in ihr Nichts. Und zerstören beim Untertauchen sich selbst.

Die dumpfe Luft, die Wanzen, die Einsamkeit, dieses Zimmer, das zu der Straße draußen gehört – das ist alles, was ich vom Leben will.

Alles geht gut. Wir haben uns eingerichtet. Enno hat zwei Artikel verkauft. Er hat den alten Knaben vom Lapin Agile aufgesucht, und jetzt singt er jeden Abend dort. Eine regelrechte Anstellung steht in Aussicht. Eine Werbekampagne, die den Tee in Frankreich populär machen soll – *Timmis' Tea*. Er ist ganz aufgeregzt und hat ein Plakat entworfen, das, wie er meint, die Franzosen ansprechen wird: »Tee, das sparsamste Getränk der Welt. Noch keinen Sou die Tasse.« Ich gebe Englischstunden. Zehn Francs die Stunde. Ich habe drei Schüler – ein Mädchen aus einer Parfümerie, einen Mann, der im *Figaro* inseriert hatte, und einen jungen Russen, den Enno im Lapin Agile kennengelernt hat. Er spricht genauso gut Englisch wie ich.

Ich habe mir ein Berlitzbuch gekauft und halte mich streng daran. Diese Stunden sind eine Farce – aber nicht für den Russen. Er ist fest entschlossen, für seine zehn Francs den vollen Gegenwert zu bekommen, und das gelingt ihm auch.

»Würden Sie mir bitte sagen, ob ich das »th« richtig ausspreche?« The, this, that, these – alles richtig.

Er bringt eine Ausgabe von Oscar Wildes gesammelten Werken mit und sagt, das möchte er alles lesen.

»Wollen Sie mich bitte unterbrechen, wenn ich ein Wort falsch ausspreche?... Ich halte Oscar Wilde für den größten englischen Autor. Meinen Sie nicht auch?«

»Nun...«

»Ah, Sie meinen das nicht.«

»Aber ich mag ihn. Ich finde ihn – sympathisch.«

Er hält eine kleine Rede über die englische Heuchelei.

Wem sagt er das!

Die Straßen glühend heiß – und Pfirsiche essen. Die langen, wunderschönen blauen Tage, die kein Ende nahmen, die noch immer dauern.

An der Straßenecke die Apotheke, in der das Elixier des Abbe Soundso angepriesen wird – es heilt dies, es heilt das, es heilt die Übelkeit bei schwangeren Frauen. Ob es auch die meine heilt? Das frage ich mich.

Mein Gesicht ist hübsch, mein Bauch ist riesig. Als wir neulich im algerischen Restaurant aßen, mußte ich vom Tisch weglauen und mich übergeben. Die Leute sind sehr lieb zu mir. In den Omnibussen stehen sie auf und überlassen mir ihren Platz. Passe, femme sacree. Das ist übertrieben, aber immerhin – mir schien es, als wären sie freundlich. Und überhaupt, ich bin jetzt nicht so wild darauf, auszugehen, und verbringe lange Stunden allein.

Nebenan ist eine Buchhandlung, die antiquarische englische Romane anbietet. Der Gehilfe ist ein Hindu. Ich möchte ein dickes, stilles Buch über Leute mit viel Geld – ein Buch wie eine weite grüne Wiese mit Schafen, die auf ihr weiden. Aber er will mir durchaus schauerliche Geschichten über den weißen Sklavenhandel verkauften. »Das hier ist ein sehr gutes Buch, sehr schön, die reine Wahrheit.«

Doch nach und nach finde ich ein paar Bücher, die ich wirklich mag. Ich lese fast die ganze Zeit, und ich bin glücklich.

Sie geben sich die Tür in die Hand – Lise, Paulette, Jean und Alfred, der Türke. Ich beobachte sie und lerne sie doch nie ganz kennen – aber Lise liebe ich. Sie ist Brodeuse – oder sie war Brodeuse. Jetzt singt sie englische Lieder in einem billigen Kabarett in der Rue Cujas – *Roses of Picardy* und *Love, Here is My Heart*. Dabei

kann sie überhaupt kein Englisch. Sie ist zweizwanzig Jahre alt, drei Jahre jünger als ich.

Alles an Lise überrascht mich – ihre Sanftheit, ihre unglaubliche Sentimentalität, die so anders ist als das, was man mich von französischen Mädchen zu erwarten gelehrt hat. Melodien aus *Manon*, rosa Strumpfbänder mit kleinen seidenen Röschen darauf.

»Ist es wahr, dass die Engländerinnen sich nie duschen? Ich, ich dusche mich zweimal am Tag. Und meine Unterwäsche ist ganz und gar handgenäht. Ja, jeder einzelne Stich.«

Sie hat schwarzes, lockiges Haar, ein sehr hübsches Gesicht und – leider – starke Fesseln. »Ich schwärme für Gounods *Ave Maria*. Die Musik ist wie ein Gebet, findest du nicht auch?« Sie kommt oft und isst mit uns.

Eines Abends bin ich mit Lise zusammen im Zimmer. Wir haben eben eine prächtige Mahlzeit verzehrt – Spaghetti, die wir auf dem Spirituskocher gekocht haben, und eine Flasche Asti spumante. Ich fühle mich sehr behaglich.

Sie sagt: »Ich wünschte, es gäbe wieder Krieg.«

»Aber Lise, sag das doch nicht.«

»Doch. Vielleicht hätte ich ein bißchen Glück. Vielleicht käme ich um. Ich mag nicht mehr leben, nein.«

Dann bricht es aus ihr heraus. Sie hat niemanden. Sie glaubt, niemand mag sie. Ihr Engagement in der Rue Cujas ist zu Ende. Sie findet kein anderes. So wird sie sich wiedereine Stellung als Brodeuse suchen müssen.

»Und das Licht in den Werkstätten ist gar nicht gut. Manchmal tun einem die Augen so weh, dass man sie kaum aufmachen kann.« Sie wird wieder bei ihrer Mutter wohnen müssen, die einen Kolonialwarenladen in Clamart hat. Sie hat Angst vor ihrer Mutter. Als sie noch ein

kleines Mädchen war, hat ihre Mutter sie geschlagen. »Für alles, für nichts. Man weiß es nicht. Und die ganze Zeit sagt sie schlimme Sachen zu mir. Sie bringt mich gern zum Weinen. Sie haßt mich, meine Mutter. Ich habe niemanden. Bald werde ich eine Brille tragen müssen. Bald werde ich alt sein.«

»Lieber Gott, Lise, du hast doch wirklich noch ein paar Jahre vor dir. Kopf hoch.«

»Non, j'en ai assez«, sagt sie. »Schon jetzt. Ich habe genug.«

»Lise, wein doch nicht.«

»Non non, j'en ai assez.«

Nun fange auch ich an zu weinen. Nein, das Leben ist zu traurig; es ist ganz unmöglich.

Wir sitzen vor dem Spirituskocher, haben einander die Arme um die Hüften gelegt und weinen. Nein, das Leben ist zu traurig. Meine Tränen fallen auf ihr dichtes Haar, das immer so gut riecht.

Enno, der mit einer zweiten Flasche Spumante hereinkommt, sagt: »Ach, du lieber Himmel, ist das lustig« und fängt laut zu lachen an.

Wir schauen uns an, Lise und ich, und müssen auch lachen. Bald kugeln wir uns alle und wissen uns nicht zu lassen vor Lachen. Es ist zuviel, ich kann nicht mehr, es ist zuviel.

»Arme kleine Lise«, sagt Enno, »sie ist ein nettes kleines Mädchen, aber viel zu sentimental.«

Bei Paulette liegt die Sache ganz anders. Sie ist ein keckes, lustiges Ding, sehr gut Freund mit Enno. Ich bewundere sie und versuche, sie nachzumachen, und bin eifersüchtig auf sie.

Sie liest uns auszugsweise Briefe vor, die ihr ein Liebhaber aus der Provinz geschrieben hat. »Tu es belle et tu

sens bon.« Na, was sagt ihr dazu? Und hört euch das an: »Deine Brüste halten das Versprechen deiner Augen.« Er ist originell, nicht wahr? Und die zweitausend Francs, um die ich dich gebeten habe – wo sind sie, vieux con? Macht nichts, er wird sie schon noch herausrücken, ehe ich ihn sitzen lasse. Warte nur. Altends, mon salaud.««

Eines Tages kamen die beiden, Enno und Paulette, mit einem Steak für mich nach Hause. Sie hatten auswärts gegessen. Ich war nicht mitgegangen, weil mir so übel war, aber nun ging es mir besser, und ich hatte Hunger. Pauline briet das Steak auf dem Spirituskocher, und ich aß es ganz auf. »Hat es dir geschmeckt?« fragte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ist dir nichts daran aufgefallen?« »Mir ist aufgefallen, dass es ein bißchen zäh war«, sagte ich. »Sonst fand ich es gut.« »Es war Pferdefleisch«, sagte sie. »Oh, tatsächlich?« Beide beobachteten mich mit schmalen Augen und warteten darauf, dass die Anglaise sich produzierte. Aber als ich sagte: »Oh, tatsächlich?«, klappten ihre Münder zu, die sie schon zum Lachen aufgesperrt hatten. Von da an wußte Paulette, glaube ich, dass ich nicht aus reichem Hause kam, dass ich auch früher schon nicht dazugehört hatte und dass es mir keineswegs so glänzend gegangen war. Von da an mochte sie mich lieber.

Sie hat etwas Romantisches, Paulette. Langes gelbes Haar, sanfte braune Augen, eine Schale mit Veilchen im Zimmer. Wenn sie sich nackt im Spiegel betrachtet, ist sie stolz wie Luzifer. Romantisch und sehr freigebig. Sie macht mir seidene Strümpfe zum Geschenk. Sie erscheint mit mehreren Paar Socken für Enno. »Ich habe sie geklaut«, sagt sie. »Das merkt er gar nicht – er hat zu viele.«

Sie erzählt uns, dass einer ihrer Liebhaber, der Graf

Soundso, sie heiraten wolle, dass die Familie aber empört und entsetzt sei. »Voilà«, sagt Paulette, »je ne joue pas du piano, moi.« Sie ist nicht verbittert – nur betrübt und in ihr Schicksal ergeben.

Außerdem hat sie großes Pech – das ist Schicksal. So hatte sich zum Beispiel die Mutter neulich wirklich überreden lassen, mit ihr zu Mittag zu essen. Und was passierte, als sie aus dem Restaurant traten? Paulette rutschte der Schlüpfer herunter.

Ob ich das glaube? Ja, diese Geschichte jedenfalls glaube ich, weil mir genau dasselbe passiert ist.

Ich lache wie verrückt, auf meinem Bett in der Rue Lamartine, und denke daran, wie der Mann damals zu mir sagte: ›Können Sie da widerstehen?‹ ›Ja, das kann ich‹, sagte ich ganz kalt. Ich kann widerstehen, so ganz klar und nordisch, gewiß kann ich das. ›Sie müssen verrückt sein‹, sagt er, ›verrückt.‹ (Wo ereignet sich das ? In Kensington.) Als nächstes sagt er dann, er wolle mich zu meinem Bus bringen. ›Dummes, dummes Mädchen, sagt er, während er seine Knöpfe schließt, und begleitet mich an die Haltestelle. Wir stehen in tödlichem Schweigen neben einem Laternenpfahl und warten auf den Bus. Und was passiert? Ich verliere die Hose. Ich schaue auf sie hinab, steige dann vorsichtig heraus, hebe sie auf, rolle sie zu einem kleinen Päckchen zusammen und stecke sie in meine Handtasche. Was hätte ich sonst tun sollen? Er starrt in die Luft, über alle Maßen erschrocken. Der Bus kommt. Er lüftet schwungvoll den Hut und entfernt sich.

Am nächsten Morgen wird mir klar, dass ich diejenige bin, die schlecht abgeschnitten hat. Ganz entschieden. Mir ist in jeder Hinsicht schrecklich zumute. Ich gehe zum nächsten Telefon und rufe ihn an. ›Sind Sie ärgerlich über mich wegen gestern abend?‹ Er antwortet: ›Ja,

ich bin ärgerlich, ich bin sehr ärgerlich. Ich werde Ihnen eine Schachtel Turkish Delight schicken», sagt er und legt auf.

Also, was soll das denn bedeuten, Turkish Delight? Bedeutet es Kritik, bedeutet es Ironie, eine Entschädigung, eine Entschuldigung, oder was? Ich werde es zum Fenster hinauswerfen, was immer es sein mag.

Jetzt fällt Schnee. Im Zimmer liegt der Widerschein von Schnee. Alles sieht sehr seltsam aus in diesem Licht.

Der Hügel meines Leibes ist unter den Bettlaken verborgen. Ich bin ganz ruhig, als ich mich im Spiegel gegenüber betrachte. Das Haar hängt mir auf die Schultern herab. Es ist wieder lockig, und meine Mundwinkel gehen nach oben. Heute gefalle ich mir. Jetzt wird mir nicht mehr übel. Es geht mir sehr gut, und ich bin sehr glücklich. Ich denke nie daran, wie es sein wird, wenn das Kind kommt, und wenn ich doch daran denke, ist es, als schließe sich eine Tür in meinem Kopf. Furchtbar, schrecklich. Und dann schließt sich eine Tür in deinem Kopf.

Ich denke auch kaum einmal an Geld, oder daran, dass ich allein sein könnte, wenn es soweit ist. Glückt die Sache mit dem Tee, so darf man nicht riskieren, die Stellung zu verlieren. Ich werde also vielleicht allein in Paris bleiben.

Aber alles ist vorbereitet. Sobald es beginnt, soll ich in ein Taxi steigen und zu der *sage femme* fahren. Mein Zimmer ist reserviert – das ist alles vorbereitet. Es gibt keinen Grund, sich aufzuregen, alle sagen das.

Wir stehen gut mit der Patronne. Sie wird nach mir sehen, wenn Enno weg ist. Mir wird nichts passieren.

Der Russe kommt zur Stunde. Ich habe Enno einen Absagebrief mitgegeben – er muß vergessen haben, ihn

einzuwerfen.

Er schaut überrascht, der Russe, als er mich im Bett vorfindet – überrascht und spöttisch. Glaubt er, es ist eine abgekartete Sache, dass ich im Bett liege? Glaubt er, ich will, dass er mit mir schlafen soll? Das kann doch wohl nicht sein. Aber ich glaube, er denkt es doch.

Er zieht die Mundwinkel nach unten, wenn er ›iemme‹ sagt. (Hass oder Furcht?) Les femmes – er traut ihnen nicht, sie sind zu allem fähig.

Ich bin so ruhig, so göttlich heiter, und der große Hügel meines Leibes ruht in der Geborgenheit der Bettlaken. Es hat keinen Sinn, viele Worte zu machen. Da er schon hier ist, wollen wir auch die Stunde halten.

»Das wird nun leider die letzte Stunde sein«, sage ich.

Das Licht lässt alles merkwürdig erscheinen. Er küsst mir die Hand, und ich betrachte meine Hand, während er sie küsst – weiß, mit rotlackierten Nägeln.

Wir lesen *Lady Windermere's Fan*.

››The laughter, the horrible laughter of the world – a thing more tragic than all the tears the world has ever shed...‹ Unterbrechen Sie mich bitte, wenn ich ein Wort falsch ausspreche?«

Englische Konversation. Er erzählt mir von der russischen Fürstin, die in der Peter-Pauls-Festung eingesperrt wurde, damit die Ratten sie fräßen, weil sie eine Revolutionärin war. »Sie sehne zehn Tage lang, und dann wurde es still. Darauf ließen sie noch einen Tag vergehen, ehe sie in die Zelle gingen. Und da war nichts mehr von ihr übrig als nur ihr Haar. Sie hatte langes, schönes, schwarzes Haar.«

Er sprach fast immer nur von Schmerz und Qual.

Er hat vor, zu seiner Familie nach London zu gehen, und dann will er nach Oxford. Sie haben großes Glück

gehabt. Sie sind mit sehr viel Geld geflohen. The, this, that, these und those – alles richtig.

»Was meinen Sie, ob die Engländer mich mögen?«

»Ja, davon bin ich überzeugt.« (Ich brauche dich nur anzusehen, dann weiß ich, dass man dich in England mögen wird.)

»Und mein Englisch?«

»Aber Sie sprechen ja perfekt Englisch.«

Das hört er gern. Er lächelt albern. »Ich bemühe mich, immer in der Übung zu bleiben«, sagt er. Er gibt mir zehn Francs, küsst mir wieder die Hand, verbeugt sich aus der Hüfte und geht. Leben Sie wohl, lieber Herr, leben Sie wohl.

Die zehn Francs stecke ich unter das Kopfkissen. Ich mache das Licht aus. Solange ich schlafen kann, lässt mich schlafen. Ein Boot schaukelt auf einem Fluss, einem glatten, grünen Fluss.

Draußen – die verschwiegenen Straßen. Der Mann, der singt: »*J'atperdu la lumiere.*«

... *Das Hans am Boulevard Magenta.*

Die *sage femme* hat sehr weiße Hände und klare, schrägen Augen, und wenn sie dich ansieht, hört die Welt auf umherzutaumeln. Die Wolken sind Wolken, Bäume sind Bäume, Leute sind Leute und damit basta. Bring nicht wieder alles durcheinander. Nein, das will ich nicht.

Und immer gibt es die Arznei aus Orangenblütewasser.

Aber mein Herz, schwer wie Blei schwer wie Stein. Man hat ihm eine Karte ans Handgelenk gebunden, weil er gestorben ist. Da liegt er so kalt und still mit einer Karte am Handgelenk, weil er gestorben ist.

Nicht denken. Nur die Zweige dieses Baumes beobachten und ihr Muster, das sich gegen den kalten Him-

mel abhebt. Vor allem nicht denken.

Als wir wieder ins Hotel zurückkamen, war ich sehr müde. Ich setzte mich auf das Bett und schaute auf den Teppich hinab. Ich war nur müde, sonst fehlte mir nichts. Aber ich mußte immer an das Kleidchen denken, das er anhatte – das hübsche Kleidchen. Es wird ganz kaputtgehen, dachte ich. Alles ganz kaputt. »Gott ist sehr grausam«, sagte ich, »sehr grausam. Ein Teufel –natürlich. Das erklärt alles. Die einzige mögliche Erklärung.«

»Ich gehe jetzt aus«, sagte Enno. »Ich kann es hier nicht aushaken. Ich muß hinaus.«

Ich blieb da, schaute auf den dunkelroten, schmutzigen Teppich und sah eine dunkle Mauer in der heißen Sonne – die Mauer so heiß, dass man sich die Hand verbrannte, wenn man sie berührte – und die roten und gelben Blumen und die Tageszeit, in der alles stillsteht.

Jetzt sind die Lichter rot, ein düsteres Rot, ein wildes Rot, ein grausames Rot. Saiten, zart gezupft von einem Mann mit einer langen, schmalen Nase und stechenden blauen Augen.

Unser Schicksal hat sich gewendet, und die Lichter sind rot.

Da sind wir alle – Lise, Alfred, Jean. Ein dicker Mann schreit: »La brune et la blonde, la brune et la blonde.« Der Korken einer Champagnerflasche knallt. Warum sich sorgen? Unser Schicksal hat sich gewendet.

Der dicke Mann und ich sitzen allein in einer Ecke.

Er sagt: »Das Leben ist zu schrecklich. Kennen Sie die Geschichte von dem Mann, der eine Frau liebte, die mit einem anderen verheiratet war – und sie wurde krank? Und er wagte nicht, hinzugehen und sich nach ihr zu erkundigen, weil der Ehemann ihr mißtraute und ihn haßte. So trieb er sich nur in der Nähe des Hauses herum und

beobachtete. Und die ganze Zeit konnte er sich nicht darüber klarwerden, ob er ein Feigling wäre, wenn er hinginge und bäte, sie sehen zu dürfen, oder ob er ein Feigling wäre, wenn er nicht hinginge. Und dann ging er eines Tages hin und bat darum, aber da war sie tot. Müssen Sie da nicht lachen? Sie war tot, verstehen Sie, und er hatte nie ein einziges Wort von sich hören lassen. Und er liebte sie, und sie lag im Sterben, und er wußte, dass sie im Sterben lag, und ließ nie ein Wort von sich hören.

Das ist eine alte Geschichte, aber müssen Sie nicht darüber lachen? Sie könnte wahr sein, diese Geschichte, nicht wahr?«

(Pourquoi etes-vous triste, madame? Il ne faut pas étre triste, madame. Sie dürfen nicht traurig sein; Sie müssen lachen, Sie müssen tanzen...)

Der dicke Mann redet immer noch weiter.

»Mein Geschäftsfreund hat eine sehr schöne Frau, und sie war aus irgendeinem Grund unglücklich. So ging sie in den Bois de Boulogne, irrte umher und kam unter einen großen Baum. Und dort hielt sie sich einen Revolver an die Brust und drückte ab. Ob sie gestorben ist? Natürlich nicht. Kein bißchen. Wenn man wirklich sterben will, muß man ihn in den Mund halten – gegen den Gaumen. Nun, sie liegt noch im Krankenhaus. Und zuerst hat das einen großen Eindruck auf meinen Geschäftsfreund gemacht. Er war in einem schrecklichen Zustand, weil er immer daran dachte, wie unglücklich sie doch gewesen sein müsse, dass sie versuchte, sich umzubringen. Aber das war vor einer Woche – jetzt findet er das alles höchst lästig und meint, sie habe sich lächerlich gemacht, und nun tut sie ihm nicht mehr leid. Ist das Leben nicht komisch?«

Ja, da hast du's. Es geht nicht darum, dass solche Sa-

chen vorkommen oder dass man sie sogar überlebt, sondern darum, dass sie vergessen werden. Selbst der eine Augenblick, den du für deine Ewigkeit hieltest, verblaßt, wird vergessen und stirbt. Das ist's, was das Leben so komisch macht— dass man vergißt; und jeder Tag ist ein neuer Tag, und es gibt Hoffnung für jeden, hurra.

Jetzt hat sich unser Schicksal gewendet, und die Licher sind rot.

Ein Zimmer? Ein nettes Zimmer? Ein schönes Zimmer mit Bad? Immer auf und ab, immer hin und her. Dies geschah und das geschah. Und dann kamen die Tage, da ich allein war.

»Ich werde schreiben«, sagte er. »Ich will versuchen, dir etwas Geld zu schicken.«

Aber ich wußte, dass es zu Ende war. Von Anfang an hatte ich gewußt, dass es eines Tages so kommen würde – dass wir einander Lebewohl sagen würden.

Er beugte sich aus dem Fenster seines Waggons. Ich sah zu ihm hinauf und fragte mich, ob es Tränen waren, wovon seine Augen so glänzten. Er gehörte nicht zu den Männern, die leicht weinen, Enno.

Als der Zug fort war, trank ich Kaffee in einer Bar an der Gare du Nord und sah durchs Fenster auf die dunkle weite Welt hinaus.

Es ist nur für eine Weile. Wir werden wieder beisammen sein, wenn die Verhältnisse sich gebessert haben. Und ich hatte in mir die Gewissheit, dass es zu Ende war.

Liebte ich Enno zuletzt noch? Hat er mich je geliebt? Ich weiß es nicht. Nur – damals begann ich mürbe zu werden. Natürlich nicht mit einem Schlag. Erst passierte dies, und dann passierte das.

Ich ziehe in ein Hotel in der Nähe der Place de la Madeleine. Es sind eine Menge Fliegen in diesem Zimmer.

Sie plagen mich. Eine töte ich. Ich wußte nicht, dass Fliegen Blut haben wie du und ich. Nun, da liegt sie, die Flügel reglos und die Beine nach oben. Du wirst nicht wieder tanzen.

Ich schreibe nach England, um mir etwas Geld zu borgen. Sie lassen mich lange auf eine Antwort warten, und ich esse inzwischen in einem nahen Kloster, wo die Nonnen sehr billige Mahlzeiten für mittellose Mädchen ausgeben. Sie ist gütig, die alte Nonne, die die Aufsicht führt – jedenfalls kommt sie mir nicht ungütig vor. Das Zimmer, in dem wir essen, geht auf einen großen steinernen Hof hinaus. Man kann für wenige Sous ein Viertel Wein haben.

Aber im Hotel ist ein englischer *valet de chambre*, der erzählt dem Patron, ich hätte mir zwar einen anderen Namen zugelegt, aber er kenne mich ganz genau aus London; ich wäre mit einem guten Freund von ihm nach Paris gekommen, einem Jockey, und ich hätte seinen Freund sehr schlecht behandelt, und ich wäre das schmutzigste Weibsbild, das ihm je vorgekommen sei, und das wolle allerhand heißen. Sinnlos, das alles abzustreiten – ganz sinnlos. War es Hysterie, oder Hass auf den ersten Blick, oder hatte er mich wirklich mit einem anderen Mädchen verwechselt? Ich werde es nie erfahren.

Aber er macht mir das Leben zur Hölle, dieser *valet de chambre*.

Schließlich kommt das Geld aus England. ›Wir können das nicht zur Regel werden lassen‹, sagen sie. ›Du hast unseren guten Rat in den Wind geschlagen und deinen Kopf durchgesetzte Und so weiter. Na schön, ich werde euch nicht wieder angehen. Spartaner, die sie sind. Ich verlasse das Hotel, verlasse das Viertel. Zum letzten Mal

habe ich Messer, Gabel und Löffel gespült und im Spind verwahrt. Keine Mahlzeiten mehr mit den mittellosen jungen Mädchen.

Doch immerhin war das noch die Zeit, da ich zum Kaffee trinken in ein Cafe ging, da ich bei einer halben Flasche Wein fröhlich sein konnte, da dies passierte und das passierte.

Doch sie währen nie, die goldenen Tage. Und sie kann traurig sein, die Sonne am Nachmittag, nicht wahr? Ja, sie kann traurig sein, die Nachmittagssonne, traurig und zum Fürchten.

Jetzt Geld – denn die Nacht bricht an. Geld für mein Haar, Geld für meine Zähne, Geld für Schuhe, die mir die Füße nicht kaputtmachen (es ist nicht so leicht, in billigen Schuhen mit hohen Absätzen herumzulaufen), Geld für schöne Kleider, Geld, Geld. Die Nacht bricht an.

Gerade dann hat man immer keines. Gerade wenn man es braucht, ist kein Geld da. Kein Geld. Das macht einen kaputt.

Ist es wahr, bin ich *mache!* Gott, nein. Ich wette, eine Frau hat das gesagt Nein, doch nicht. Es war ein Mann, der es gesagt hat. Bin ich *mache?* Nein, nein, du bist jung, du bist schön.

Manchmal ist alles in Ordnung, manchmal funktioniert es. Oft funktioniert es. Und Tage. Und Nächte.

Essen. Trinken. Laufen. Marschieren. Zurück ins Hotel. Ins Hotel Ankunft, ins Hotel Abfahrt, das Hotel Zukunft, das Hotel Martinique und Universum. Zurück ins Hotel Namenlos in der Straße Namenlos. Man drückt auf den Knopf, und die Tür geht auf. Dies ist ein Hotel Namenlos in der Straße Namenlos, und die Gäste haben keine Namen, keine Gesichter. Man steigt die Treppe hinauf. Immer dieselbe Treppe, immer dasselbe Zimmer.

Das Zimmer sagt: >Ganz wie in alten Zeiten. Ja? Nein?
Ja.

Und was geschah nach alledem?

Es geschah folgendes: Sowie ich die geringste Chance sah, mich irgendwo zu verstecken, kroch ich in den Schlupfwinkel und verbarg mich.

Nun, manchmal ist schönes Wetter draußen, nicht wahr? Manchmal ist der Himmel blau. Manchmal ist die Luft leicht, man atmet frei. Und immer gibt es ein Morgen.

Morgen gehe ich in die Galeries Lafayette, suche mir ein Kleid aus, gehe weiter ins Printemps, kaufe Handschuhe, kaufe Parfüm, kaufe einen Lippenstift, kaufe Sachen für fr. 6,25 und fr. 19,50, kaufe irgend etwas Billiges. Das Gefühl, Geld auszugeben, nur darauf kommt es an. Ich werde mir Armbänder ansehen, die mit falschen Steinen besetzt sind, mit roten, grünen und blauen, Ketten aus falschen Perlen, Zigarettenetuis, mit Steinen besetzte Schildpattkämme. Und wenn ich dann ein paar Glas getrunken habe, wende ich nicht wissen, ob es gestern, heute oder morgen ist.

Vierter Teil

Als ich ins Büro komme, um mir meinen Schlüssel zu holen, sagt mir die Patronne, ein englischer Monsieur habe eine Nachricht für mich hinterlassen. Ein englischer Monsieur? Ja, so hat sie es verstanden – ein Monsieur aus London.

Allo! Bin vorbeigekommen, um Sie zu besuchen. Mir geht es gut. Ich habe ungeheures Glück gehabt. Morgen oder übermorgen verlasse ich Paris. Schade, dass Sie nicht da waren. Rene

Als ich in den vierten Stock hinaufkomme, macht der Commis seine Tür auf und steckt den Kopf heraus. »Vache! Säle vache«, sagt er, als er mich sieht. Sein Kopf verschwindet, und die Tür wird zugeschlagen, aber er spricht noch immer mit hoher, dünner Stimme weiter.

Ich lege Hut und Mantel ab und lege das Parfüm und die Strümpfe weg, die ich eben gekauft habe. Die ganze Zeit lausche ich und strenge mich an zu verstehen, was er sagt.

Die Stimme verstummt. Ein lautes Klopfen. Also, das ist zuviel, jetzt werde ich ihm die Meinung sagen.

Wenn du meinst, ich hätte Angst vor dir, irrst du dich. Warte nur.

Entschlossen gehe ich zur Tür und reiße sie auf.

Draußen steht der Gigolo, hochgestimmt und selbstzufrieden. Er nimmt meine Hand in seine beiden Hände.

»Ich war schon einmal hier. Hat man es Ihnen gesagt? Aber was ist los? Warum sehen Sie so erschrocken aus?«

»Nicht erschrocken. Ärgerlich.«

»O nein, Sie sehen erschrocken aus. Vor wem haben Sie Angst? Vor mir? Wie schmeichelhaft!«

»Ich dachte, es wäre der Mann von nebenan. Er hat mich angeschrien. Er geht mir auf die Nerven.«

»War er grob zu Ihnen? Voulez-vous, que je lui casse la gueule?« sagt er.

»Ganz gewiß nicht. Auf gar keinen Fall.«

»Wenn Sie wollen, tu ich's. Ich kann mich auf mancherlei Weise nützlich machen.«

»Lieber Himmel, nein. Tun Sie nichts dergleichen.«

»Na ja, vielleicht lieber nicht. Ich will lieber keinen Krach anfangen, solange ich meine Papiere noch nicht habe. Aber ich bekomme sie. Morgen geht alles in Ordnung. Dieses Zimmer gefällt mir«, sagt er. »Ein hübsches Zimmer, ein reizendes Zimmer. Nichts als Betten. Darf ich mich setzen?«

»Es sind doch nur zwei Betten.«

»Ah ja, ich sehe – nur zwei. Aber irgendwie hat man den Eindruck, hier stünden nur Betten. Ich habe heute nachmittag fast eine Stunde hier auf Sie gewartet. Ihrer Patronne habe ich gesagt, ich sei ein alter Freund von Ihnen, aus London. Ich habe englisch mit ihr gesprochen. Und sie hat mich gefragt, ob ich in Ihrem Zimmer warten wolle.«

Das ist wahrscheinlich die Erklärung für das ›Vache! Sále vache!‹

»Das ist ja alles sehr schön, aber ich habe Sie doch gebeten, nicht hier heraufzukommen, und Sie hatten das auch versprochen.«

»Aber warum? Die Frau unten ist so nett. Ich verstehe Sie nicht. Sie hat absolut nichts dagegen. Sie könnten dauernd jemanden hier oben haben, und sie hätte nichts dagegen. Es ist ein Jammer, dieses Hotel und dieses Zimmer so ungenutzt zu lassen. Sehr, sehr geeignet für die Liebe, dieses Zimmer. Haben Sie es tatsächlich noch nicht ausgenützt? Ich kann das gar nicht glauben.« Er lacht laut. »Diese Augen, diese tiefen Schatten unter Ih-

ren traurigen Augen – was hat das zu bedeuten?«

»Jedenfalls nicht das, was Sie denken. Ich schlafe nicht gut, und ich nehme viel Luminal, um schlafen zu können.«

»Armes Mädchen, armes Mädchen«, sagt er und berührt meine Augen. »Und Sie wollen mich nicht einmal versuchen lassen, ob ich etwas dagegen tun kann?«

Jetzt habe ich es satt, ausgelacht zu werden – satt, satt, ausgelacht zu werden. Allez-vous-en, salaud. Ich habe es satt, ausgelacht zu werden.

Er spürt, dass ich ärgerlich bin. Er sagt höflich und formell: »Ich wollte Sie fragen, ob wir heute abend einen Aperitif miteinander trinken könnten. Sagen Sie bitte ja. Ich wäre sehr enttäuscht, wenn es nicht ginge.« Sehr rasch, sehr glatt, dieser Haltungswechsel, wie ein Fisch, der mit einem Flossenschlag jetzt hierhin, jetzt dorthin gleitet.

»Also gut. Ich werde um halb acht an der Cioserie des Lilas sein. Ich freue mich sehr, dass Sie solches Glück hatten.«

»Ich bin einer Amerikanerin begegnet«, sagt er geheimnisvoll. »Schön. Und sehr, sehr reich. Wie sagt man da bei Ihnen – sie platzt vor Geld?« »Sie stinkt vor Geld.« »Ja, sie stinkt vor Geld.« »Waren Sie in der Bar vom Ritz?« »Nein.«

»Sie wollen mir doch nicht erzählen, Sie hätten die Dame im Dome kennengelernt?«

»Nicht im Dome. In diesem dänischen Lokal – Sie wissen schon. Na ja, wir unterhielten uns, und sie sagte, sie würde gern irgendwohin zum Tanzen gehen, und ich sagte ganz frei heraus... Ganz offen, wissen Sie.« »Davon bin ich überzeugt.«

»Ich sagte: ›Ich wüßte nicht, was ich lieber täte, wirk-

lich. Aber mein Pech ist, dass ich augenblicklich keinen Pfennig Geld habe – wenigstens fast keinen Pfennige Damit war es geschafft. Sie wohnt im Meurice. Es war ein großer Erfolg.«

»Nun, es ist nett von Ihnen, dass Sie sich den weiten Weg gemacht haben, um mir das zu erzählen.« ». Da haben wir's wieder. Aber Sie verstehen das nicht. Wenn man so ein Leben führt wie ich, wird man sehr abergläubisch, und ich glaube eben, Sie bringen mir Glück. Erinnern Sie sich an den Abend, an dem wir uns begegneten. Ich war mutlos, ganz mutlos. Sie haben mir Glück gebracht.«

Der Glücksbringer. Nun, das ist ein ganz neuer Aspekt für mich.

Er nimmt meine Hand in seine und betrachtet meinen Ring; seine Augen werden schmal.

»Nichts wert«, sage ich. »Nur etwa fünfzig Francs – wenn überhaupt so viel.«

»Was, Ihre Hand?«

»Sie haben doch nicht meine Hand angesehen – Sie haben den Ring angesehen.«

»Oh, wie mißtrauisch diese Frau ist. Es ist unglaublich... Aber Sie kommen heute abend, nicht wahr?«

»Ja, ich werde dort sein, wo wir uns neulich abend unterhalten haben. Um halb acht bin ich da.«

Er geht, noch immer mit einem Siegerlächeln.

Ich beginne, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich bin erregt. Ich trete an den Spiegel, sehe mich an, starre mich an, schneide mir eine Fratze, prüfe meine Zähne. Dieses verdammt Licht – wie kann man bei diesem Licht genug sehen, um sich ordentlich herzurichten?

Na schön, da stehe ich also, stolziere umher und lächle albern, und plötzlich sage ich mir: ›Nein, ich werde über-

haupt nichts tun, absolut nichts. Ein bisschen Stolz, ein bißchen Würde zu guter Letzt, um Himmels willen. Ich werde nicht einmal die Strümpfe anziehen, die ich heute nachmittag gekauft habe. Ich werde nichts tun – nicht das geringste. Ich will vor diesen Leuten nicht länger Fratzen schneiden und posieren.

Und die Unruhe ist ja schließlich auch nur oberflächlich. Darunter bin ich gleichgültig. Darunter ist immer stehendes Wasser, ruhig, unbewegt – die bittere Ruhe, die dem Tod, dem Hass so nahe ist.

Ich habe noch sechzhundert Francs. Genug, um das Kleid zu kaufen, das ich heute ausgesucht habe, genug, um meine Hotelrechnung und die Rückreise nach London zu bezahlen. Wieviel bleibt übrig? Sagen wir vierhundert Francs. Ich nehme zweihundertfünfzig. Zweihundert Francs für das Essen, wenn es dazu kommt; fünfzig Francs hinter den Spiegel in meiner Handtasche, für das Taxi zur Heimfahrt, falls wir uns streiten, falls er unangenehm wird. ›He, Taxi‹ – und man ist aus allem heraus.

Ich richte es so ein, dass ich zehn Minuten zu spät komme, und bin zwanzig Minuten vor acht an der Cioserie des Lilas. Ich schaue mich auf der Terrasse um. Niemand da. Um die Ecke werde ich nicht erst gehen, um auf der anderen Seite nachzusehen. An diesem kalten Abend sitzt er sicher drinnen.

An der Bar sitzt ein sehr hübsches Mädchen auf einem Hocker und hat ein Glas vor sich. Kein Gigolo zu sehen.

Ich bestelle mir einen Cinzano und fühle mir gewissermaßen die ganze Zeit den Puls. Bin ich enttäuscht, bin ich verärgert? Nein, ich bin ganz ruhig, auch ganz zuversichtlich. Er ist irgendwo in der Nähe, denke ich.

Ich frage einen Kellner: »Ist jemand auf der Terrasse?«
»O nein, das glaube ich nicht. Es ist zu kalt heute.«

»Würden Sie wohl einmal nachsehen«, sage ich ganz gelassen, ganz zuversichtlich. »Und wenn jemand draußen wartet, würden Sie ihm bitte sagen, dass ich hier drinnen bin?«

Nach einer Minute ist er wieder da, und mit ihm kommt der Gigolo.

»Hier sind Sie also. Ich dachte schon, Sie hätten mich versetzt.«

»Und da glaubten Sie wohl schon, die Welt ginge unter. Das konnten Sie sich doch sicher überhaupt nicht vorstellen.«

»Nein – nein«, sagt er. »Aber fast war ich soweit, als der Kellner kam. Ich habe Sie schon verwünscht. Sie sagten, wo wir uns neulich abend unterhielten, und dort habe ich auch gewartet. Ich friere. Ich habe zwei Pernods getrunken, um mich warm zu halten, aber ich friere immer noch. Fühlen Sie meine Hände an. Ich muß noch einen Pernod trinken.«

Er sieht ein wenig betrunken aus, aber so wie Romanen, wenn sie betrunken sind – sehr lebhaft, in Stimmung.

Das Mädchen vor der Bar steigt vom Hocker und verlässt das Lokal, wobei sie langsam an uns vorbeigeht.

»Oh, was für ein schönes Mädchen. Schauen Sie, wie sie geht – diese Bewegung in den Hufen. Oh, ist sie nicht wunderschön? Was für einen herrlichen Körper muß dieses Mädchen haben!«

»Möchten Sie ihr nicht nachgehen und es herausfinden?« sage ich. »So meinten Sie's doch wohl.«

»Nein, nein, mir geht's doch darum, mit Ihnen zu sprechen.«

»Dazu bin ich hier. Fangen Sie an.«

»Beim Essen«, sagt er. Eine halbe Sekunde Pause, in

der ich etwas sagen soll.

Ich lade ihn ein, mit mir zu essen.

»Danke«, sagt er. »Um offen zu sein – wenn ich die Drinks hier bezahlt habe, bleibt mir nicht mehr viel Geld übrig.«

»Wieso, haben Sie denn bei Ihrer Amerikanerin gar nichts lockergemacht?«

»O nein, noch nicht. Wenn ich von ihr etwas verlange, dann wird das etwas Ordentliches sein. Aber damit darf man natürlich nicht zu früh anfangen. Sie muß erst so weit sein. Sie ist schon fast soweit. Ich denke, morgen ist sie vielleicht soweit.«

Während er spricht, sieht er mir die ganze Zeit fest in die Augen – wie jemand, der einem trotzen will.

»Würden Sie mir das Geld für die Rechnung jetzt schon geben und nicht erst im Restaurant?« sagt er im Taxi. »Es wäre mir lieber.«

»Selbstverständlich. Ich hatte das ohnehin vor.« Ich gebe ihm zweihundert Francs, und seine Mundwinkel gehen nach unten.

»Wenn Sie alles bezahlt haben – das Essen, die Getränke, das Taxi, werden ungefähr noch zwei Francs übrig sein«, sage ich. »Ich habe es ausgerechnet.«

»Oh, ce qu'elle est rosse, cette fern nie!«

Ich weiß nicht, was dieser Mann an sich hat, das mir so natürlich, so heiter vorkommt – das mir das Gefühl gibt, unbefangen und glücklich zu sein, gerade als wäre ich jung – aber wirklich jung. Ich bin ja niemals jung gewesen. Als ich jung war, war ich verkrampft, ängstlich. Ich bin niemals richtig jung gewesen. Ich habe nie gespielt.

»Ich habe Hunger«, sagt er. »Ich habe solchen Hunger, dass ich nur noch ans Essen denken kann. Essen, essen, – und dann komme was wolle.«

»Das ist wieder eines von meinen lustigen, eleganten Lokalen«, sage ich. »Sie werden sehen, wir sind sicher die einzigen Gäste.«

Doch es trifft sich, dass noch mehrere andere Leute da sind, die sich alle ernsthaft dem Essen widmen.

Ich möchte mich bei gutem Licht sehen und gehe hinauf in die Damentoilette – eine der Attraktionen im Pig and Lily. So sauber und funkelnd, so gut beleuchtet, mit vielen Spiegeln und ohne eine Menschenseele, die einen beobachtet. Sehe ich ordentlich aus? Gar nicht schlecht. Wirklich, gar nicht so schlecht.

»Endlich«, sagt er, als ich herunterkomme. »Jetzt werden wir endlich essen.«

Ich habe keinen Hunger. Wahrscheinlich wird er merken, dass das Essen in dieser verdammt trübseligen *boite* alles andere als gut ist. Nein, er scheint nichts zu merken. Er isst eine Menge. Er plaudert.

Ich glaube nicht an seine Amerikanerin – wahrscheinlich hat er sie erfunden. Und doch muß irgend etwas passiert sein, wodurch er so selbstzufrieden und selbstsicher geworden ist. Er scheint auch nicht daran zu zweifeln, dass er in ein paar Tagen in London sein wird. Er versucht, nützliche Hinweise von mir zu bekommen. Nachtklubs zum Beispiel, Restaurants. Wo geht man hin? In London spielen die Klubs die große Rolle, nicht wahr? Klubs, Klubs. Ja, immer dreht sich's in London um Klubs, Klubs, Klubs, Klubs, Klubs. Wie findet er einen wirklich guten Schneider? Inserieren sie, wenn sie gut sind?

»Ich weiß nicht. Mit solchen Fragen sind Sie bei mir nicht an der richtigen Adresse.«

»Könnten Sie nicht eine Party geben und mich Ihren Freunden vorstellen?« Halb spöttisch, halb schmeichelnd.

»Ich habe keine Freunde.«

»Ach, zu schade, zu schade.«

Anscheinend war er noch nie in London, ist aber gut beschlagen. Er hat dies gehört und hat jenes gehört.

Als wir zur zweiten Flasche übergehen, habe ich so ziemlich alles über die Goldmine jenseits des Kanals erfahren.

Merkwürdige Zustände – wie seine Freunde sagen. Mindestens fünfzig Prozent der Männer homosexuell und die meisten anderen nicht besonders interessiert. Und die armen Engländerinnen verzehren sich geradezu in Sehnsucht danach, oh, boy! Und natürlich zahlen sie gern dafür, wenn man es nur richtig anfängt, oh, boy! Merkwürdige Zustände.

Die ungenutzte Goldminejenseits des Kanals.

Ich esse ganz wenig, darum wirkt der Wein, und ich fange an, mit diesem optimistischen Idioten zu streiten. Aber als ich mit meinen Argumenten am Ende bin, sagt er in aller Ruhe: »So reden Sie, weil Sie eine Frau sind, und jeder weiß, dass England kein Land für Frauen ist. Sie kennen doch das Sprichwort – ›Unglücklich wie ein Hund in der Türkei oder eine Frau in England‹? Aber für mich wird alles ganz anders aussehen.«

So stellt er sich das vor. Aber er wird feststellen, dass er es mit rassischen, nicht mit sexuellen Eigenheiten zu tun hat. Die Liebe ist in England eine strenge Tugend. (Im allgemeinen eine Sache der Hygiene, mein Lieber. Die anstößige Notwendigkeit – und wer möchte Gedanken oder Zeit auf die anstößige Notwendigkeit verschwenden? Wir kriegen unsere Ration an Rosenblättern, aber nur, weil Rosenblätter ein mildes Abführmittel sind.)

»Nehmen Sie sich in acht. Wahrscheinlich müssen Sie

sich gewaltig anstrengen und bekommen hinterher nur ein Zigarettenetui in Double mit Ihren Initialen darauf.«

Er ist so überzeugt, alles werde gutgehen, dass er einem leid tun muß. Und er sieht so gut aus, der arme Teufel, so lebhaft, fröhlich, gesund, so, als ob er nicht viel tränke, als ob... Wenn er so daherredet über die Technik seines Metiers – es klingt, als wäre nicht viel dahinter. Wahrscheinlich ist auch gar nichts dahinter. Er will mich einfach nur schockieren oder erregen oder sonst etwas.

Es ist halb zehn. Wir sitzen immer noch da und schwatzen.

»Ist es wahr, dass die Engländer bei der Liebe alle ihre Kleider anbehalten, weil sie glauben, so sei es anständiger?«

»Ja, gewiß. Vollkommen angezogen. Sie ziehen natürlich erst noch einen Regenmantel über.«

Danach legen wir erst richtig los.

»Ich werde Ihnen jetzt etwas wirklich Komisches zeigen«, sagt er.

»Schauen Sie, was ich hier im Löffel habe.«

»Ja, ziemlich komisch, wie?«

»Ich kann es noch besser«, sagte er.

Ich passe genau auf. Wenn ich dies Kunststück lerne, steigt doch sicher mein Wert als Unterhalterin.

Mögen Sie dies? Oder das? Was geht Ihnen besonders gegen den Strich? Ich habe da etwas Komisches gehört, das muß ich Ihnen erzählen. Etcetera, etcetera.

Hierin ist er sehr gut – gelassen, gleichgültig, ohne ein Funkeln in den Augen. Nur seine Stimme wird lauter. Zum Glück ist nur noch ein Tisch im Lokal besetzt, und ich glaube nicht, dass sie Englisch verstehen.

Aber der Wirt versteht es sicher. Als er mit dem Kaffee kommt, sieht er mich mit einem halb mitleidigen, halb

strengen Blick an, als wolle er sagen: ›Aber, aber, aber. Ich hätte doch gedacht, Sie wären vernünftiger! Wirklich, wirklich.‹

Er versteht ganz bestimmt Englisch.

Ich fixiere ihn meinerseits. Na, und wenn schon, du verdammter alter Flegel. Bist du vielleicht ein Unschuldslamm? He? Das machst du mir nicht vor. Ich rege mich nicht über dich auf, also rege du dich auch nicht über mich auf. Abgemacht?

Er stolziert würdevoll davon. ›Tous piques‹, denkt er, ›tous dingo, tous, tous, tous .‹

Trotzdem geht mir diese Unterhaltung auf die Nerven. Wozu das alles? Ah! Da kommt es schon.

›Ich habe alles vorbereitet. Während ich auf der Terrasse auf Sie wartete, habe ich mich von dem Kellner beraten lassen, wohin ich mit Ihnen gehen könnte, weil Sie ja gesagt hatten, Sie wollten mich nicht mit in Ihr Hotel nehmen. Er hat mir etwas sehr Passendes am Boulevard Raspail vorgeschlagen.‹

›Lieber Himmel!‹ sage ich. »Sie haben den Kellner gefragt?«

»Ja, natürlich. Kellner wissen in solchen Sachen immer Bescheid.«

»Nun, das ist also wieder ein Lokal, in dem ich mich nicht mehr sehen lassen kann.«

»Und Sie behaupten, Sie wären keine *bourgeoise!*«

»Ich habe das nicht gesagt. Sie haben es gesagt.«

Trotz allem hat er ganz recht. Morgen muß ich wieder in dieses Cafe gehen und denselben Tisch auf der Terrasse nehmen und einen Drink bestellen. Doch wenn ich ›morgen‹ denke, ist eine Lücke in meinem Kopf, eine weiße Stelle – als fiele ich ins Leere. Morgen kommt nie.

Ich sage: »Morgen kommt nie.«

»Ich verstehe nicht.«

»Hören Sie. Ich habe es Ihnen von Anfang an gesagt – nichts zu machen. Warum fangen Sie immer wieder an? Das ist doch albern.«

»Schade«, sagt er gleichgültig, »schade. Es wäre so nett gewesen. Ich hätte Sie nicht enttäuscht.«

(Aber nehmen wir einmal an, ich hätte dich enttäuscht.)

Er ist schlau, dieser Mann, er spürt, was ich denke. Er sagt: »Wissen Sie, vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich würde nie etwas Grausames zu Ihnen sagen, auch nicht über Sie. Ich bin nicht grausam zu den Frauen – nicht auf diese Weise. Ich mag sie, verstehen Sie? Ich mag keine Knaben; ich habe es in Marokko probiert, aber es war zwecklos. Ich mag Frauen.«

»Dann sollten Sie Ihr Gewicht in Gold wert sein. Ich hoffe nur, Sie kriegen es auch .«

»Mögen Sie Mädchen?« fragt er mit einem neugierigen Blick.

»Nein.«

»Wieso – haben Sie nie in Ihrem Leben ein Mädchen gesehen, das Sie hätten lieben können?«

»Nein, niemals. Doch, einmal schon. Ich habe ein Mädchen in einem Bordell gesehen, das hätte ich lieben können.«

»Oh, wie bequem!« Er lacht. Der Wirt schreckt auf, blickt zu uns herüber, zuckt mit den Achseln und dreht uns den Rücken zu.

»Warum haben Sie sie geliebt?«

»Na«, sage ich, »was ist das bloß wieder für eine Frage!« Wie um alles in der Welt kann man sagen, warum man jemanden liebt? Ebensogut könnte man behaupten, man wüßte, wo der Blitz einschlagen wird. So ist mir's

jedenfalls immer vorgekommen.

»Erzählen Sie mir von diesem Mädchen.«

»Da gibt es nichts zu erzählen, außer dass sie mir gefallen hat. Sie sah furchtbar traurig aus und sehr sanft. Das trifft man nicht oft.«

Das scheint ihn sehr zu belustigen.

»Haben Sie sich geliebt?«

»Nein, natürlich nicht«, sage ich. »Selbstverständlich nicht.«

»Was geschah? Sagen Sie's mir.«

»Nun, während ich mich noch mit meinem sentimental Gedanken beschäftigte, kam ein neuer Kunde herein, und da war sie im Nu bei der Schar, die ihn umringte. Sie wissen doch, wie das ist. Ich hasse übrigens Bordelle.«

(Warum wohl war dieses Mädchen plötzlich aus der Vergangenheit aufgetaucht? Sie war nicht schön, gar nichts Besonderes. Ich nehme an, es ging ihr dort nicht allzu gut. Aber ich hätte sie geküßt und getröstet – und wenn das nicht Liebe ist, was dann?)

»Oh, alle Frauen hassen Bordelle«, sagt er.

»Ach, wirklich? Das sollte man nicht glauben, wenn man manche Frauen darüber reden hört. Übrigens – sagen Sie mir nicht, ich wäre wie andere Frauen – das stimmt nicht.«

»Ja, aber das sagen auch alle Frauen«, sagt er.

Mir scheint, jetzt liegt Streit in der Luft. Es wäre schade, wenn alles mit einem Zank endete.

»Ich tauge für niemanden«, sage ich. »Ich bin eine *cerebrale*, sehen Sie das denn nicht?«

Wenn man bedenkt, was für ein komisches Buch das sein müßte: *Nur eine cerebrale oder Du kannst mich nicht hindern zu träumen*. Nur müßte das natürlich von

einem Mann geschrieben sein, wenn es als authentisch angesehen werden und überzeugend wirken sollte. Wie schade, wie jammerschade!

»Halten Sie sich dafür?« sagt er. »Sicher.«

»Ich ganz und gar nicht. Ich möchte eher meinen, dass Sie ziemlich dumm sind.«

Das gibt mir zu denken. Wenn er mich jetzt dumm findet, dann möchte ich wissen, was er zu meiner üblichen Konversation sagen würde, die etwa so klingt: ›Ich glaube, heute wird schönes Wetter – ja, ich hoffe es – ja – ja – ja-‹

»Sie halten mich für dumm?« sage ich. »Nein, nein. Seien Sie nicht ärgerlich. Ich meine nicht dumm. Ich meine, dass Sie im Fühlen mehr leisten als im Denken.«

Stimmt das? Ich frage mich. O ja, dumm. In meinem Kopf läuft ein höchst komischer Monolog ab – mir jedenfalls kommt er komisch vor. Ich möchte verhindern, dass ich laut herauslachen muß, also sage ich:

»Wir machen da sehr große Worte. Was ist denn eigentlich eine *cerebrale*?« Ich weiß es nicht. Wissen Sie's?«

»Eine *cerebrale*«, sagt er ganz ernst, »ist eine Frau, die Männer nicht mag oder nicht braucht.«

»Ach so? Ich wollte das schon immer gern wissen. Na, solche gibt es viele, und es werden täglich mehr.«

»Ah, aber eine *cerebrale mag* auch keine Frauen. O nein. Die echte *cerebrale* ist eine Frau, die nichts und niemanden liebt als sich selbst und ihren verdammten Intellekt, oder was sie dafür hält.«

So mit sich selbst zufrieden wie ein kleiner Negerjunge mit einem Zylinderhut.

»Also eigentlich ein Monstrum.«

»Ja, ein Monstrum.«

»Nun, nach alledem ist es ja ein Trost für mich, dass Sie mich für dumm halten. Wir wollen die Rechnung kommen lassen, ja? Wir wollen gehen.«

»Ich habe Sie gestern vormittag angerufen«, sagt er.

»Ja, ich weiß. Ich habe noch geschlafen. Ich bin zu spät ans Telefon hinuntergekommen.«

»Sie wußten, wer es war?«

»Oh, ich habe daran gedacht, dass Sie es vielleicht sein könnten. Sicher war ich nicht.«

»Sie haben also doch Freunde in Paris?«

»Ich habe hier keine Menschenseele außer zwei Russen, die ich neulich kennengelernt habe. Ich mag sie sehr gern.«

»Russen«, sagt er abschätziger, »Russen in Paris! Jeder weiß, was das für Leute sind – Juden und arme Weiße. Das Langweiligste, was es gibt. Schreckliche Menschen.« Aus irgendeinem Grunde ärgert mich das sehr. Ich frage mich allmählich, warum ich überhaupt hier bin, was ich in diesem Loch von Restaurant zu suchen habe, wo ich mit einem verdammt Gigolo schmutzige Geschichten austausche. Ich möchte fort. Ich möchte raus aus dem Lokal.

»Ich gehe jetzt in die Ausstellung«, sage ich. »Ich möchte sie vor meiner Abreise noch einmal sehen.«

»Die Ausstellung?«

»Waren Sie noch nicht dort?«

»Nein. Was soll ich in der Ausstellung?«

»Nun, ich gehe jetzt hin. Sie brauchen nicht mitzukommen, wenn Sie nicht wollen. Ich kann auch allein gehen.«

Ich möchte allein gehen, ein Taxi nehmen und durch die Straßen fahren, allein dastehen und auf die Springbrunnen im kalten Licht hinabschauen.

»Aber natürlich«, sagt er. »Wenn Sie in die Ausstellung gehen möchten, gehen wir hin. Selbstverständlich.«

Wir gehen beim Trocadero hinein. Es sind nicht viele Leute da. Kalt, leer, schön – so habe ich's mir vorgestellt, so habe ich's mir gewünscht.

»Was ist das da oben für ein Licht?« sagt er.

»Das ist der Friedensstern. Kennen Sie den nicht?«

Er sieht noch einmal genau hin.

»Wie *mesquinl* Er ist kümmerlich, dieser Friedensstern.«

»Das Gebäude ist sehr schön«, sage ich im Tonfall einer Lehrerin.

Wir stehen auf der Promenade über den Springbrunnen und blicken auf sie hinunter. Das wollte ich sehen – die kalten Springbrunnen, die kalten, regenbogenfarbenen Lichter auf dem Wasser...

Er sagt noch einmal: »Er ist *mesquin*, Ihr Friedensstern.«

Wir bleiben eine Weile stehen, auf die Brüstung gelehnt. Er schiebt seinen Arm unter den meinen. Ich spüre, wie er zittert. Als ich es ihm sage, antwortet er: »Nun ja, es ist kalt hier nach Marokko.«

»O ja, natürlich. Marokko.«

»Sie glauben mir nicht, dass ich gerade erst aus Marokko gekommen bin, nicht wahr?«

Was auch sonst alles Lüge sein mag bei ihm – soviel steht fest: er ist nicht für dieses Wetter angezogen.

Das Licht glänzt auf dem Wasser, die Brunnen springen kalt und schön.

»Warum borgen Sie sich nicht von Ihrer Amerikanerin ein bißchen Geld und kaufen sich einen Mantel?«

»Nein, ich will warten. Ich möchte mir meine Kleider in London kaufen.«

Lieber Himmel – jetzt wird er wieder anfangen und Adressen von Londoner Schneidern von mir haben wollen.

»Wir wollen irgendwohin gehen und etwas trinken. Da wird uns wärmer werden.«

»Etwas trinken?« sagt er. »O ja, natürlich. Aber es könnte ja sein, dass ich keine Lust hätte, eines billigen Drinks wegen bei dieser Kälte weit zu laufen.«

Er fängt an zu pfeifen, wie ein kleiner Junge, der pfeift, um sich selber Mut zu machen – laut, klar und rein.

»Was ist das für eine Melodie? Sie gefällt mir.«

»Das ist der Marsch der Legion«, sagt er, »der echte. Denke ich jedenfalls. Aber woher soll ich das wissen?«

»Erzählen Sie mir von Marokko.«

»Nein, ich will nicht darüber sprechen. Ich will nicht daran denken«, sagt er laut. »Kommen Sie, wir wollen etwas trinken.«

»Zum Abschied«, sage ich.

»Schön – zum Abschied. Aber nicht hier drinnen. Wir wollen raus hier.«

Wir sitzen nebeneinander im Taxi, ohne einander zu berühren. Er pfeift die ganze Zeit leise vor sich hin. Ich sehe durchs Fenster die Straßen vorübergleiten. Nun, da bist du, Paris, und das ist jetzt der Abschiedsdrink.

»Wo gehen wir hin?« sagt er.

Wir kommen eben am Deux Magots vorbei.

»Das hier ist richtig. Hier wollen wir rein gehen.«

Das Cafe ist nicht sehr voll. Ich suche einen Tisch aus, der so weit wie möglich von allen anderen Gästen entfernt ist. Wir bestellen zwei Brandy.

Er hat mir gesagt, er sei sechsundzwanzig, aber ich glaube, er ist älter – er ist um die Dreißig. Und er sieht nicht aus wie ein Gigolo, absolut nicht wie ein Gigolo.

Ich werde plötzlich scheu und unsicher. (Wie lächerlich! Lass es ihn um Gottes willen nicht merken.) Ich trinke meinen Brandy mit Soda zur Hälfte aus und fange an zu erzählen, von meinem letzten Besuch im Deux Magots, und dass ich damals gerade eine Zeitlang in Antibes gewesen und ganz braungebrannt nach Paris zurückgekommen sei, in bester Verfassung, mit etwas Geld in der Tasche, und so weiter und so fort.

»Verdientes Geld. Sans blague. Es war zu komisch. Ich schrieb Märchen für eine sehr reiche Frau nieder. Sie kam nach Montparnasse und suchte jemanden, und natürlich war der Andrang groß. Mich hat sie genommen, weil ich am billigsten war. An dem Abend, an dem ich – sehr reich! – nach Montparnasse zurückkam, da haben wir gefeiert. In dem Cafe hier haben wir angefangen, weil ich in einem Hotel in der Nähe wohnte.«

Nach den zwei Brandy mit Soda und diesem Wiedersehen mit dem Deux Magots ist mir die Geschichte wieder ganz gegenwärtig. Sie kam immer sehr früh am Morgen im Morgenrock in mein Zimmer, das Haar in zwei Zöpfe geflochten, süß sah sie aus, das muß ich zugeben. »Sind Sie schon wach, Mrs. Jansen? Mir ist eben ein Märchen eingefallen. Sie können doch mitstenographieren, ja?« »Nein, das kann ich leider nicht.« (Betrogen. Für das Geld, das ich ihr zahle, müßte sie stenographieren können.) »Aber wenn Sie es mir vorerzählen, kann ich es niederschreiben, denke ich.« Und schon ging es los. »Es war einmal ein Kaktus – Oder eine weiße Rose, oder eine gelbe Rose, oder eine rote Rose, je nachdem. Und das alles morgens um halb sieben, müssen Sie bedenken. Dieses Märchen ist eine Allegories sagte sie dann mit besorgter Miene. »Das verstehen Sie doch, nicht wahr?« »Ja, ich verstehen Aber sie blieb immer sehr vag in ihren

Allegorien. ›Könnten Sie es vielleicht in einem persischen Garten spielen lassen?‹ ›Warum denn nicht?‹ ›Oh, und dann wollte ich Ihnen noch etwas sagen, Mrs. Jansen. Samuel hat leider das letzte Märchen gar nicht gefallen, das Sie aufgeschrieben haben .‹ O Gott, dieser furchtbare Druck auf dem Herzen –wie wenn man im Lift abwärts fährt. Ich wußte es doch –dieser Posten war zu schön, um wahr zu sein. ›Ach, wirklich? Das tut mir aber leid. Was hat ihm denn nicht gefallen daran?‹ ›Also, ich fürchte, Ihr Stil liegt ihm nicht. Er hat gesagt, diese Märchen kosteten doch soviel Geld, und da fände er es seltsam, dass Sie lauter einsilbige Wörter verwenden. Er sagt, das wirkt eintönig, und ob Sie denn keine langen Wörter wüßten – und wenn Sie welche wissen, würden Sie sie dann bitte verwenden? Madame Holmberg würde furchtbar gern mit mir zusammenarbeiten. Und sie ist eine wirkliche Schriftstellerin – sie hat eben den dritten Band ihres Napoleonbuches beendete Nach diesem zarren Wink fährt sie fort: ›Samuel wollte selbst mit Ihnen sprechen, aber ich sagte ihm, er solle es mir überlassen, weil ich Sie nicht kränken möchte. Ich habe ihm versichert, wenn ich Ihnen sagte, was er auszusetzen hat, würden Sie sich bestimmt Mühe geben, es besser zu machen. Ich möchte Sie um alles in der Welt nicht kränken –ich habe irgendwie das Gefühl, dass wir beide uns sehr ähnlich sind. Finden Sie das nicht auch?‹ (Nein, ich finde das absolut nicht, du verwöhntes Biest.) ›Es tut mir furchtbar leid, dass Ihnen das Märchen nicht gefallen hat‹, sage ich.

Ich sitze an einem großen Schreibtisch, habe einen Bogen weißes Papier vor mir – und draußen die Sonne und das blaue Mittelmeer. *Monte Carlo, Monte Carlo, by the Med-it-er-rany-an sea-ee, Monte Carlo, Monte Carlo,*

vollere the boy of my heart waits for me-ee... Persischer Garten. Lange Wörter. Chiaroscuro? Transparenz? Ich wette, katastrophale Aktionen und zentrifugale Fluktuation, so etwas würde ihm gefallen, die Frage ist nur, wie ich das in einem persischen Garten unterbringe? Nun, vielleicht bringe ich's doch fertig. Es sind schon merkwürdigere Dinge vorgekommen. Ein leeres Blatt Papier. Es war einmal, es war einmal... eine Maid, die hütete Schweine... persische Gärten. Satrapen – sicher, Satrapen hießen sie. Es ist so herrlich draußen, und irgendwoher kommt plötzlich Musik. Im Schweiße meines Ange-sichts, o Gott, mit soviel langen Wörtern wie nur mög-lich. Und die Musik draußen spielt *Valencia*. >Sind Sie noch da, Mrs. Jansen? Sie sind nicht ausgegangen? Mir ist eben ein neues Märchen eingefallen. Es war einmal.(

Gerissen wie nur eine, diese Frau, hart wie Eisen, und so bedacht auf ihr Eigentum! Sie machte die schlimmste Szene, wenn nur ein Tropfen Wein auf einen ihrer Louis-Quinze-Stühle fiel. Echtes Louis Quinze, versteht sich.

Man erklärt solche Charaktere immer damit, dass man sagt, ihre Gedankenwelt sei wie durch Schotten aufgeteilt – wasserdicht voneinander getrennt – aber mir ist das nie so vorgekommen. Alles wirbelt durcheinander wie das Bilgenwasser im Laderaum eines Schiffes, alles wird in demselben Raum durcheinandergespült, keine Rede von Schotten. Feen, rote Rosen, Besitzstreben. Selbstver-ständlich empfinden diese Leute nicht wie wir – Lilien im Mondenschein – ich glaube an ein Leben nach dem Tode. Dafür habe ich meine Beweise. Und wir finden unseren lieben, vertrauten Leib drüben wieder – Samuel hat vergessen, seine *suppositoires* zu kaufen – Mitleid wäre in diesem Falle fehl am Platz – mit solchen Leuten gehe ich nie in teure Restaurants. Ganz unnötig, bringt

sie nur auf dumme Gedanken. Das ist nicht nett, wirklich nicht –Aber trotzdem singen all die kleinen Vögelein – Psychoanalyse könnte vielleicht helfen. Adler ist gesünder als Freud, meinen Sie nicht auch? – Englische Richter irren nie – Das Klavier ist ganz ägyptisch empfanden.

Das alles wirbelt in demselben Schiffsbauch durcheinander. Keine Schotten...

Nun, ich versuche, Rene das alles zu erzählen, und kichere viel dabei, und plötzlich unterbricht er mich.

»Aber – die Frau kenne ich doch! Ich kenne sie sehr gut. Sie glauben mir wieder nicht. Diesmal müssen Sie mir glauben. Hören Sie zu, sie sah so aus...« Er beschreibt sie ganz genau. »Und das Haus war so...« Er zeichnet eine kleine Skizze hinten auf einen Briefumschlag. »Hier sind die Palmen. Hier ist die Eingangstreppe. Der gräßliche englische Butler, den sie hatten –erinnern Sie sich? Hier die zwei Vitrinen mit Jade und die zwei anderen Vitrinen mit einer Porzellansammlung. Die doppelte Rundtreppe –erinnern Sie sich, wie sie da abends immer herunterkam en?«

»Ja«, sage ich. »Ich weiß, wie man eine Treppe hinab schreitet, ich schon.««

»Welches Schlafzimmer hatten Sie? Hatten Sie das im zweiten Stock mit dem grünen Atlasdiwan im Vorraum zum Badezimmer?«

»Nein. Ich hatte ein ganz gewöhnliches im dritten Stock. Aber was für ein Aufgebot an Parfümflaschen! Ich träume noch manchmal davon.«

»Es war ein lächerliches Haus, nicht wahr?«

»Mir hat es großen Eindruck gemacht«, sage ich. »Es ist das einzige Millionärshaus, in dem ich überhaupt je gewohnt habe.«

»Ich habe in noch viel reicherem gewohnt. Ich habe in

einem gewohnt, da waren die Leute so reich, dass eine Melodie ertönte, wenn man die Wasserspülung zog. Reiche Leute – die können einem leid tun. Sie haben keine blasse Ahnung, wie man sich amüsiert. Entweder haben sie überhaupt keinen Geschmack, oder, wenn sie welchen haben, dann sperren sie sich in eine Art Mausoleum ein.«

»Na, und Sie werden das alles ändern, nicht wahr?«

Natürlich, es besteht kein Zweifel, der Mann hat in diesem Haus gewohnt, und er kennt die Leute. Man sollte meinen, das bestärke unser Vertrauen zueinander. Ganz und gar nicht, es macht uns nur mißtrauisch. Kein Zweifel, strikte Anonymität ist bei solchen Gelegenheiten von Vorteil.

Wann ist das alles passiert, und was hat er für eine Geschichte dazu parat? War er eine Zeitlang in Frankreich, ist hier in Schwierigkeiten geraten und dann in die Fremdenlegion gegangen? Ist das seine Geschichte? Ach, was geht mich eigentlich seine Geschichte an.

Vermutlich erzählt er jeden Tag eine andere. Ich sage steif: »Entschuldigen Sie mich einen Augenblick«, und gehe hinunter in die Toilette.

Auch diese Toilette kenne ich gut, auch hier ein Spiegel, der mir vertraut ist.

›Ja, ja‹, sagt er, ›als du das letzte Mal hier herein-schaustest, sahst du ein bißchen anders aus, nicht wahr? Würdest du mir glauben, dass ich von allen Gesichtern, die ich sehe, jedes einzelne behalte, dass ich ein geisterhaftes Bild bewahre, leicht wie ein Echo, und es jedem Gesicht zurückwerfen kann, wenn es wieder in mich hineinschaut?‹ Alle Spiegel in allen Toiletten tun das.

Aber es könnte schlimmer sein. Du bist jetzt gerade in dem Stadium, wo das Trinken dich hübsch macht, ehe du hässlich davon wirst.

Er sagt: »Dauernd verschwinden Sie in der Toilette. C'est agacant.«

»Warum auch nicht?« sage ich und fixiere ihn. »Ich werde eben alt.«

Er runzelt die Stirn. »Nein, sagen Sie das nicht. Reden Sie nicht so. Sie sind nicht alt. Aber Sie sind schon an einen Punkt gekommen, wo Sie Angst vor dem Jungsein haben. Die haben Ihnen Angst gemacht, nicht wahr? Warum lassen Sie sich von denen Angst machen? Die versuchen das immer, so oder so.«

»Danke für den guten Rat. Ich werde versuchen, mich daran zu erinnern. Und jetzt bin ich in der Stimmung für den nächsten *fine*.«

»Aber Sie haben doch gesagt, Sie fingen an zu weinen, wenn Sie zuviel trinken. Und ich habe einen Abscheu vor Leuten, die weinen, wenn sie betrunken sind.«

»Mir ist kein bißchen nach Weinen zumute. Habe mich nie im Leben wohler gefühlt.«

Er sieht mich an und sagt: »Nein, ich glaube nicht, dass Sie weinen werden. Also gut.«

Da steht schon ein neuer Brandy. Ich spritze das Soda hinein und beobachte, wie die Bläschen vom Boden des Glases aufsteigen. Ich werde langsam trinken, diesmal.

»Machen Sie nicht zu lange. Trinken Sie Ihr Glas aus, und dann gehen wir.«

»Wohin denn?«

»Nun, in Ihr Hotel oder zum Boulevard Raspail. Ganz wie Sie wollen... Sie sind so eine dumme Frau«, sagt er, »so eine dumme Frau. Warum wollen Sie mir immer noch etwas vormachen? Schauen Sie mir jetzt in die Augen und sagen Sie, Sie wünschen sich's nicht.«

»Natürlich wünsche ich's mir.«

»Warum wollen Sie dann nicht? Sagen Sie mir doch

wenigstens, warum Sie nicht wollen. Etwas, das Sie gern hätten und das ich auch gern hätte –«

»Etwas so Unwichtiges.«

»Ach, wichtig!« sagt er. »Aber es wäre doch nett. Sagen Sie mir wenigstens, warum Sie nicht wollen, oder ist das zuviel verlangt?«

»Oh, das ist nicht zuviel verlangt. Ich will es Ihnen sagen. Es ist, weil ich Angst habe.«

»Angst«, sagt er, »Angst! Aber wovor haben Sie denn Angst? Sie denken, ich erwürge Sie, oder ich schneide Ihnen die Kehle durch, nur wegen des schönen Ringes, den Sie da haben. Ist es das?«

»Nein, ich weiß genau, dass Sie mich wegen meines Ringes nicht umbringen würden.«

»Dann haben Sie vielleicht Angst, ich bringe Sie um, nicht weil ich auf Geld aus bin, sondern weil ich gern Böses tue. Aber das ist ja gerade Ihre Dummheit. Bei Ihnen habe ich nichts Böses im Sinn.«

»Es gibt immer die eine, bei der Sie nichts Böses im Sinn haben, nicht wahr?«

»Ja, es gibt immer die eine«, sagt er. »Ich möchte ganz nah bei Ihnen liegen und Ihre Arme um mich spüren.«

Und mir alles, alles sagen. Das Sprüchlein hat er mir schon einmal gesagt.

»Oh, reden Sie nicht mehr davon.«

»Gewiß«, sagt er. »Aber vorher möchte ich einfach aus Neugier gern wissen, wovor Sie solche Angst haben. Trinken Sie aus und sagen Sie's mir. Nur um meine Neugier zu befriedigen.«

Ich trinke. Sein Ton hat mich irgendwie verletzt. Ich bringe kein Wort heraus. Meine Kehle schmerzt, und ich bringe kein Wort heraus.

»Sie haben Angst vor mir. Sie denken, ich bin *me-*

chant. Sie denken eben doch, ich könnte Sie umbringen.«

Wenn ich dächte, dass du mich umbringst, dann würde ich auf der Stelle mit dir gehen, dann würde ich nichts mehr fragen. Mehr noch – du könntest alles Geld bekommen, das ich habe, und meinen Segen noch oben-drein.

»Ich glaube nicht, dass *Sie plus mechant* sind als andre Leute. Eher weniger.«

»Wovor haben Sie dann Angst? Sagen Sie's mir. Es interessiert mich. Vor den Männern, vor der Liebe? Was, immer noch? Unmöglich.«

Du gehst friedlich eine Straße entlang. Du stolperst. Du fällst in die Dunkelheit. Das ist die Vergangenheit – oder vielleicht auch die Zukunft. Und du weißt, es gibt keine Vergangenheit, keine Zukunft, es gibt nur diese Dunkelheit, die sich kaum merklich langsam verändert und doch immer dieselbe bleibt.

»Sie wollen wissen, wovor ich Angst habe? Na schön, ich will es Ihnen sagen. Ich habe Angst vor den Männern. Und ich habe noch mehr Angst vor den Frauen. Und ich habe sehr große Angst vor der ganzen verdammten menschlichen Rasse. Angst vor denen?« sage ich. »Natürlich habe ich Angst vor denen. Wer hätte keine Angst vor einem Rudel verdammerter Hyänen?«

Ich denke: ›Oh, halt doch den Mund. Hör auf. Was hat das für einen Sinn?‹ Aber ich kann nicht aufhören. Ich tote weiter.

›Und wenn ich Angst sage – das ist nur so ein Wort. Eigentlich meine ich Hass. Ich hasse ihre Stimmen, ich hasse ihre Augen, ich hasse ihre Art zu lachen. Ich hasse das ganze verfluchte Theater. Es ist grausam, es ist idiotisch, es ist unglaublich scheinbarlich. Ich hatte niemals den Mumm, mich umzubringen, sonst wäre ich schon längst

nicht mehr da Ums so schlimmer für mich. Lassen wir's jetzt gut sein.«

Jetzt weiß ich alles über mich, ich weiß es. Du hast es mir ja so oft gesagt. Du hast mir nicht den Fetzen einer Illusion gelassen, in den ich mich hüllen könnte. Aber bei Gott, ich weiß auch über dich Bescheid, und ich möchte nicht mit dir tauschen.

Alles kaputt, alles kaputt. Nun, weine nicht darüber. Nein, ich will nicht darüber weinen. Aber wenn ihr euch doch gegenseitig in Stücke risset, ihr verdammt Hyänen, und je schneller, desto besser. Soll es doch untergehen. Soll es doch geschehen. Soll er doch enden, dieser kalte Wahnsinn. Soll es doch geschehen.

Erst fünf Minuten ist's her, da war ich im Deux Magots, in meinem verdammt schwarzen Fähnchen hier, kicherte und schwatzte von Antibes, und jetzt liege ich im Elend, in tiefer Finsternis. Ganz allein. Keine Stimme, keine Berührung, keine Hand. Wie lange muß ich so liegen? Für immer? Nein, diesmal nur ein paar hundert Jahre, meine Liebe.

Ich ziehe mich langsam und schmerhaft aus der Finsternis. Da bin ich nun, und da ist er, der arme Gigolo.

Er sieht traurig aus. Mit leiser Stimme und zum ersten Mal mit sehr starkem Akzent sagt er: »Ich habe Wunden«, und spricht »Wunden« so seltsam aus, dass ich nicht versteh'e, was er meint.

»Was haben Sie?«

Ich blicke mich um. Habe ich geschrien, gebrüllt, geflucht, geweint, eine Szene gemacht? Schaut jemand her zu uns, beachtet uns jemand? Nein, niemand. Die Frau am Pult sitzt mit niedergeschlagenen Augen da. Ich kann genau die Blautönung ihrer Lidschatten erkennen. Wieviel seltsame Dinge nehmen hier ihren Anfang, und sie

sehen das alles mit an, diese Frauen, die da in Cafes thronen – thronen wie Idole. Und besonders die im Dome.

»Was haben Sie?«

»Schauen Sie her«, sagt er, immer noch im Flüsterton. Er wirft den Kopf zurück. Da ist eine lange Narbe, sie läuft quer über seine Kehle. Jetzt versteh ich, was das heißt: von einem Ohr zum anderen. Eine lange, dicke weiße Narbe. Seltsam, dass ich sie nicht schon früher bemerkt habe. Er sagt: »Das ist eine. Ich habe noch andre. Ich bin verwundet worden.«

Er sagt das nicht prahlerisch und auch nicht klagend. Es klingt bestürzt, auf eine ganz unpersönliche Weise bestürzt, als ob er mich, ausgerechnet mich, fragt – warum, warum, warum?

Dich bemitleiden? Warum sollte ich das? Niemand hatte je Mitleid mit mir. Sie kennen keine Gnade.

»Ich auch«, sage ich mürrisch. »Moi aussi.«

»Ich weiß. Ich sehe es. Ich glaube Ihnen.«

»Nun«, sage ich, »wenn wir anfangen, einander zu glauben, wird es ernst, nicht wahr?«

Ich möchte heraus aus diesem Traum.

»Aber warum sollten wir einander nicht glauben? Warum sollten wir diese eine Nacht einander nicht glauben? Werden Sie glauben, was ich Ihnen jetzt sage? Ich möchte unbedingt mit Ihnen schlafen.«

»Ich habe es Ihnen von Anfang an gesagt, Sie verschwenden nur Ihre Zeit.«

»Was ist Ihnen nur passiert, was ist passiert?« sagt er. »Einmal müssen Sie etwas Schlimmes erlebt haben, dass Sie so geworden sind.«

»Einmal ? Das war nicht einmal. Das hat Jahre gedauert. Es ist ein langwieriger Prozeß gewesen.«

Er sagt: »Das spielt keine Rolle. Ich weiß jedenfalls,

dass ich so mit Ihnen machen könnte« – er bewegt seine Hände wie ein Bäcker, der Brotteig knetet – »und dass Sie danach eine andere wären. Ich weiß es. Glauben Sie mir.«

Ich beobachte den kleinen Teufel, der in meinem Kopf Fratzen schneidet. Er trägt einen Zylinder und einen Lendenschurz und singt ein rührseliges Lied – *The roses all are jaded and the lilies in the dust.*

Ich sage: »Wer möchte jetzt noch so tun, als wäre etwas Unwichtiges doch wichtig?«

»Ach, wichtig, unwichtig – das sind doch nur Worte. Wenn wir eine kleine Weile glücklich sein, eine kleine Weile alles vergessen können, ist das nicht wichtig genug?...Gehen wir doch jetzt. Wir gehen in Ihr Hotel.«

»Nein.«

Lass mich in Ruhe. Ich bin müde.

»Immer noch rien à faire?« Er fängt an zu lachen.

»Immer noch rien à faire. Absolut rien à faire.«

Aber alles ist jetzt so anders, ich kann ihm nicht ins Gesicht sehen.

»Ich muß gehen. Bitte. Ich bin so müde.«

Im Taxi sage ich: »Pfeifen Sie doch die Melodie, ja? Die, von der Sie sagten, es sei der Marsch der Legion.« Er pfeift sie sehr leise. Und ich sehe durchs Fenster die Straßen vorübergleiten. Zum Hotel de l'Esperance.

Ich bin in einem kleinen, weiß getünchten Zimmer. Draußen scheint heiß die Sonne. Ein Mann, der mir den Rücken zukehrt, pfeift diese Melodie und putzt dabei seine Schuhe. Ich habe ein sehr kurzes schwarzes Kleid an und Pantoffeln ohne Absätze. Meine Beine sind bloß. Ich beobachte gespannt den Gesichtsausdruck des Mannes, als er sich umdreht. Er behandelt mich jetzt schlecht, er betrügt mich jetzt. Er bringt oft andere Frauen mit

nach Haus, die ich bedienen muß, und das gefällt mir nicht. Aber solange er lebt und in meiner Nähe Ist, bin ich nicht unglücklich. Wenn er stürbe, brächte ich mich um.

Einfalle wie aus dem Kino. (»Schlag dir um Himmels willen deine Kinoflausen aus dem Kopf.«)

»Worüber lachen Sie jetzt?« sagt er.

»Nichts, nichts. Ich habe die Melodie so gern. Was meinen Sie, ob ich das wohl auf einer Schallplatte bekommen könnte?«

»Ich weiß nicht.«

Wir sind an der Tür des Hotels.

»Gute Nacht«, sagt er. »Schlafen Sie gut. Nehmen Sie eine große Dosis Luminal.«

»Ja. Und schlafen Sie auch gut.«

Ich bin nicht traurig, als ich die Treppe hinaufgehe, nicht traurig, nicht glücklich, ohne Bedauern, ohne viele Gedanken. Nur dass ich im Geiste deutlich das Röhrchen Luminal vor mir sehe und die Whiskyflasche. Für den Fall...

Ich stehe gerade vor meiner Tür, da macht es ›klick‹, und alles ist dunkel. Ich kann das Schlüsselloch nicht finden. So muß ich über den finsternen Treppenflur bis ans Ende der Treppe hinübergehen und das Licht wieder einschalten.

Ich taste nach dem Schalter, da sehe ich einen oder zwei Meter von meinem Gesicht entfernt den Lichtpunkt einer Zigarette. Ich stehe da und fixiere ihn – eine lange Zeit, kommt es mir vor. Dann rufe ich: »Wer ist das? Wer ist da? Qui est lá?«

Aber ehe er antwortet, weiß ich's schon.

Ich mache einen Schritt nach vorn und lege meine Arme um ihn.

Ich halte ihn umarmt und fange an zu lachen, weil ich so glücklich bin. Da stehe ich und halte ihn fest an mich gepreßt – so unheimlich glücklich. Auf diesem dunklen Treppenabsatz habe ich jetzt alles fest in meinen Armen – Liebe, Jugend, Frühling, Glück, alles, was ich verloren glaubte. Ich war ein dummes Ding, nicht wahr? Zu glauben, dass für mich alles schon zu Ende wäre. Wie könnte es denn zu Ende sein.

Ich hebe die Hand und berühre sein Haar. Das habe ich mir schon immer gewünscht, seit ich ihn zum ersten Mal sah.

»Habe ich dich erschreckt?«

Er hat das Licht angemacht. Er sieht erfreut aus, aber auch überrascht.

»Nein, nein«, sage ich. »Ja, ein bißchen... Nein.«

Aber ich spreche mit Flüsterstimme und schaue mich ängstlich um. Wovor fürchte ich mich denn? Es ist niemand auf dem Flur, nichts. Nichts als die Schuhe des Vertreters neben seiner Tür, wie üblich mit nach außen gerichteten Spitzen pedantisch hingestellt.

Er nimmt mir den Schlüssel aus der Hand, öffnet die Tür und schließt sie hinter uns. Wir küssen einander leidenschaftlich, aber schon ist etwas falsch. Ich bin unruhig, mit halbem Herzen woanders. Hat mich jemand gehört? War jemand gerade wach und hat gelauscht?

»Es ist dunkel hier drinnen. Einen Augenblick, das habe ich gleich.«

Der Schalter in meinem Zimmer lässt entweder die Lampe am Bett aufleuchten oder die über dem Waschbecken hinter dem Vorhang – je nachdem, wie weit man ihn dreht. Aber er funktioniert nicht richtig und macht immer das, was man gerade nicht will. Ich probiere eine Weile herum, ehe ich die Lampe am Bett zum Brennen

bringe.

Jetzt springt mich das Zimmer an – es lacht, es triumphiert. Das große Bett, das kleine Bett, der Tisch mit dem Luminaröhrchen, das Glas und die Flasche Evian, die zwei Bücher, die Uhr, die auf dem Sims tickt, die Speisekarte. ›T'as compris? Si, j'ai compris.‹ Vier Wände, ein Dach und ein Bett. *Les Hommes en Cage*. Genau das.

Da sind wir nun. Nichts kann uns mehr aufhalten.

Vier Wände, ein Dach, ein Bett, ein Bidet, ein Scheinwerfer, der erst das Bidet und dann das Bett anstrahlt – nichts kann uns mehr aufhalten.

Alles was du willst; alles was ich will. Keine Vergangenheit, die uns rührselig stimmt, keine Zukunft, die uns aus der Fassung bringen kann. Ein schwieriger Moment, wenn man aus der Übung ist – ein Moment, der einen kalt werden lässt, kalt und wachsam.

»Möchtest du einen Whisky?« sage ich. »Ich habe welchen hier.«

(Sehr originell. Wetten, dass vor mir noch nie jemand auf die Idee gekommen ist, die Kluft auf diese Weise zu überbrücken.)

Ich lege Hut und Mantel ab, hole die Whiskyflasche. Ich spüle das Zahnpflegglas aus, mache mir darin einen Drink und nehme für seinen das Evianglas, das sauber ist. Alles tue ich so langsam wie möglich. Zeit, Zeit, gib mir Zeit – eine Minute noch, nur eine Minute, noch nicht.

Wir setzen uns auf das kleine Bett. Er nimmt einen Schluck Whisky und stellt das Glas weg.

»Ist er nicht in Ordnung? Magst du ihn nicht?« »Doch, er ist in Ordnung. Ich möchte nicht trinken.« »Meiner schmeckt furchtbar. Er schmeckt nach Mundwasser.«

»Warum trinkst du ihn dann? Trink ihn doch nicht.« Trotzdem nippe ich weiter. Kleine Schlucke. Noch nicht,

noch nicht, eine Minute noch. Du wirst nicht grausam sein, ja? Um Gottes willen, sag etwas Nettes zu mir. Aber in seinen Augen liegt Ironie, während er mich beobachtet. Ich glaube nicht, dass er etwas Nettes sagen wird. Im Gegenteil. Aber das ist ganz natürlich. Es war zu erwartene Technik.

Ich sage: »Es ist komisch, manche Männer versuchen einen mit Alkohol vollzupumpen, und andere wollen einen am Trinken hindern. Ganz automatisch. Da scheint irgendein mächtiger Instinkt am Werke zu sein. Irgendein Rasseninstinkt – ja, bestimmt hat's mit der Rasse zu tun.«

Er sagt: »Jetzt eben auf dem Treppenflur – du wußtest, dass ich es war?«

»Ja, natürlich.«

»Aber, woher konntest du es wissen, ehe ich ein Wort gesprochen hatte?«

»Ich wußte es eben«, sage ich hartnäckig.

»Dann wußtest du auch, dass ich hinter dir die Treppe heraufkam. Du hast damit gerechnet.«

»O nein. Das nicht. Absolut nicht.«

Er lacht und legt seine Hand auf mein Knie unter meinem Kleid. Ich hasse das. Es erinnert mich an – schon gut...

»Du spielst gern Komödie, nicht wahr?«

»Wie meinst du das – Komödie?«

Ich hätte keinen Whisky auf den Brandy trinken sollen. Das macht mich streitsüchtig. Zorn und Ärger durchzucken mich... Komödie, was für eine Komödie? Eine Komödie, mein Gott! Das verdammte Zimmer grinst mich an. Die Uhr tickt. Qu'est-ce qu'elle fout ici, la vieille?

»Ich trinke noch einen Whisky.«

»Nein, trink nichts mehr.«

Oh, scher dich zum Teufel. Ich stoße seine Hand weg und stehe auf.

»Nun sag mir eines. Du denkst, ich hätte schon die ganze Zeit gewollt, dass du hier heraufkämst, und alles andere, was ich heute abend geredet habe, hältst du für Komödie? Komödie, so sagtest du doch?«

»Ich wußte, du wolltest eigentlich, dass ich mit heraufkäme – ja. Das konnte man leicht sehen«, sagt er.

Ich könnte ihn umbringen, weil er das in diesem Ton sagt und mich so ansieht dabei. Leicht, leicht, frei und leicht. Leicht zu täuschen, leicht zu quälen, leicht zu verspotten. Aber nicht noch einmal. O nein, nicht noch einmal. Du hast zu früh gezeigt, dass du grausam bist. Schlechte Technik.

»Hurra«, sage ich, »auf dein Wohl. Es war reizend von dir, heraufzukommen, und ich habe mich sehr darüber gefreut. Jetzt mußt du aber gehen.«

»Ich gehe natürlich nicht. Warum bist du so? Sei doch nicht so.«

»Nein, es hat keinen Zweck. Ich möchte lieber, dass du gehst.«

»Oh, ich werde nicht gehen«, sagt er. »Ich möchte mir diese Komödie ansehen. Du wirst jemanden rufen müssen, der mich hinauswirft. Au secours, au se-cours«, ruft er mit hoher Fistelstimme. »So etwa, falls du dich lächerlich machen willst.«

»Ich bin mein Leben lang so lächerlich gewesen, dass es auf ein bißchen mehr oder weniger jetzt nicht mehr ankommt.«

»Dann ruf doch. Los. Oder warum klopfst du nicht an die Wand und holst deinen Freund von nebenan zu Hilfe?«

Als er das sagt, werde ich ganz still. Um alles in der

Welt möchte ich keine Szene hier im Hotel.

»Ich will keinen Krach hier«, sage ich. »Aber du mußt gehen.«

»Warum?«

»Nun, weil ich's dir sage. Und du wirst auch gehen.«

»Einfach so?«

»Ja, einfach so.«

»Aber wofür hältst du mich – für ein Hündchen? Glaubst du denn, du kannst mich erst küssen und dann sagen ›Marsch raus‹? Du hast mich nicht genau angesehen. Ich mag das nicht«, sagt er, »wenn mir jemand Befehle erteilt.«

Nun, ich habe das auch nicht immer gemocht – wenn mir Befehle erteilt wurden.

»Also gut, ich bitte dich zu gehen.«

»Oh, du machst mich wütend«, sagt er. »Du machst mich wütend, du machst mich wütend.«

Und jetzt sind wir soweit – wir ringen miteinander auf dem schmalen Bett. Mir geht es in erster Linie darum, dass es ein stilles Ringen bleibt. Es darf uns niemand hören. Schließlich liegt er auf mir und preßt meine ausbreiteten Arme nieder. Ich kann mich nicht bewegen. Mein Kleid ist am Hals aufgerissen. Aber meine Knie halte ich fest zusammengepreßt. Es ist ein Wettkampf – ein Spiel im Schnee um einen Preis ohne Wert. Er atmet rasch, und ich kann sein Herz klopfen hören. Ich bin ganz ruhig. ›Das ist wirklich ein bißchen komisch‹, muß ich immerzu denken. Und außerdem: ›Er sieht *mechant* aus, er könnte *mechant* sein, dieser Mann.‹

Ich schließe die Augen, weil ich ruhig bleiben möchte, weil ich weiterhin denken möchte: ›Das ist wirklich verdammt komisch.‹

»Wir sind auf dem falschen Bett«, sage ich. »Und wir

haben auch noch alle unsere Kleider an. Genau wie die Engländer.«

»Oh, wir haben eine Menge Zeit. Wir haben die ganze Nacht vor uns. Wir haben Zeit bis morgen.«

Eine lange Zeit, bis morgen. Vielleicht hundert Jahre – bis morgen.

»Es gibt einen sehr guten Trick«, sagt er, »für Frauen wie dich, die so tun als ob und lügen und immerzu eine idiotische Komödie aufführen.«

Er erklärt es mir.

»Sehr gut, sehr gut. Wo hast du das gelernt? In Marokko?«

»O nein«, sagt er, »in Marokko geht das viel leichter. Da hat man vier Kameraden, die einem helfen, und dann ist es ganz leicht. Da kommt jeder dran. Das ist eine hübsche Methode.« Er lacht laut.

»Lieber Himmel«, sage ich, »du kannst doch deine reizenden Methoden auch beschreiben, ohne aus vollem Halse zu schreien.«

»Du denkst wohl, du bist sehr stark, nicht wahr?« sagt er.

»Ja, ich bin sehr stark.«

Ich bin stark wie die Toten, mein Lieber, so stark bin ich.

»Wenn du so stark bist, warum hast du dann die Augen zu?«

Weil Tote die Augen zuhaben müssen. Ich liege ganz still, ich bewege mich nicht. Nicht die Augen öffnen.

»Je te ferais mal«, sagt er. »Du bist selbst daran schuld.«

Als ich die Augen öffne, spüre ich, wie mir die Tränen aus den Augenwinkeln rollen.

»So ist's schon besser, so ist's schon besser. Jetzt sag:

›Ich befehle dir zu gehen, und du wirst gehen.««

Ich kann nicht sprechen.

»So ist's schon besser, so ist's schon besser.«

Ich spüre sein hartes Knie zwischen meinen Knien.
Mein Mund tut weh, meine Brust tut weh, denn es tut
weh, wenn man tot gewesen ist und wieder lebendig
wird.

»Jetzt wird alles in Ordnung gehen«, sagt er. »T'as
compris?« sagt er.

Natürlich, die Antwortformel lautet ›Si, j'ai compris.‹
Da liege ich und denke ›Ja, ich verstehe.‹ Und denke
›Zum letzten Mal.‹ Und denke gar nichts. Lausche einer
hohen, klaren, kalten Stimme. Meiner Stimme.

»Selbstverständlich verstehe ich. Natürlich verstehe
ich. Ich wäre ja schrecklich dumm, wenn ich das nicht
verstünde. Wenn du in der rechten Tasche des Reisene-
cessaires da drüben auf dem Tisch nachschaugst, wirst du
das Geld finden, das du haben willst.«

Er lässt meine Handgelenke los. Ich spüre, dass er ganz
still wird.

»Es ist nicht verschlossen. Nimm dir den Tausend-
Francs-Schein. Aber lass mir um Gottes willen das ande-
re, sonst gerate ich in eine üble Klemme.«

Aber wie schwer er ist – soviel schwerer, als man
glauben sollte...

»Du darfst nicht denken«, sage ich, »dass ich irgend-
wie verärgert bin – gar nicht. Jeder muß sehen, wie er ans
Seine kommt, nicht wahr? Mir liegt nur daran, dir eine
Menge Mühe zu ersparen.«

Höre nicht darauf, das bin nicht ich, die so spricht. Hö-
re nicht darauf. Hat mit mir überhaupt nichts zu tun – ich
schwöre es.

»Und ich fand es auch ganz reizend, wie du zu mir

warst«, sage ich. »Die vielen Geschichten, die du mir von dir erzählt hast, die hatten mir's angetan. Besonders die eine von deinen Wunden und deinen Narben – die hat mir großen Spaß gemacht.«

Ich halte den Arm vors Gesicht, weil mir ist, als wolle er mich schlagen.

»Ich möchte dir nur eine Menge Mühe ersparen«, sage ich, »eine ganze Menge vergeudete Zeit. Du kannst das Geld jetzt gleich haben, also wäre es doch nur Zeitverschwendungen, nicht wahr?«

Plötzlich spüre ich sein Gewicht nicht mehr auf mir. Er steht jetzt. Die Bewegung kommt so rasch, dass mir keine Zeit bleibt, die Arme um ihn zu schlingen oder zu sagen ›Bleib‹, zu sagen ›Tu das nicht, verlaß mich nicht so, bitte‹.

»Ja, du hast recht«, sagt er, »es wäre Zeitverschwendungen.« ›Du mit deinen Wunden – siehst du denn nicht, wie komisch du bist? Da konnte ich ja nur lachen. Anderer Leute Wunden – wie komisch die sind! Ich werde jedesmal lachen müssen, wenn ich an dich denke.‹

Ich halte noch immer den Arm über die Augen. Er geht hinüber zum Spiegel, sieht sich an, rückt seine Krawatte zurecht. Jetzt öffnet er das Necessaire. Ich behalte den Arm über den Augen, weil ich nicht sehen will, wie er das Geld herausnimmt; ich will ihn nicht weggehen sehen.

Er könnte doch etwas sagen. Gute Nacht könnte er sagen, oder Lebewohl, oder viel Glück oder so etwas.

Die Tür schließt sich.

Als er fort ist, drehe ich mich auf die Seite und ziehe die Knie an, mache mich so klein wie möglich, so dass meine Knie fast mein Kinn berühren. Ich weine so, dass es tief innen weh tut, dass Herz und Leib schmerzen. Wer

weint da? Dieselbe, die auf dem Treppenabsatz lachte, ihn küßte und glücklich war. Ich bin es, ich selber bin es, die hier weint. Die andere – wie soll ich wissen, wer die andere ist? Ich jedenfalls bin es nicht.

Ihre Stimme in meinem Kopf: ›Na, na, na, jetzt stell dir bloß vor. Was für ein amüsanter Aufenthalt! Strotzt geradezu von spannenden Erlebnissen. Die Schlußvorstellung von *XYZ und ihre Freunde oder Wirkungen eines alten Pelzmantels*. Die unwiderruflich letzte Vorstellung. Los, weine, allez-y. Encore. Tirez, wie man hier sagt. Nun, ruhig, ruhig. Mach dir alles in Ruhe klar. Du hast mit einem bildschönen jungen Mann zu Abend gegessen, und er hat dich geküßt, und du hast tausend Francs dafür bezahlt. Verflucht billig, besonders bei dem schlechten Wechselkurs jetzt. Vergiß den Wechselkurs nicht, meine Liebe – aber das vergißt du schon nicht, wie? Und du hast ein paar Leute auf der Straße kennengelernt, und du hast ein Bild gekauft. Vergiß das Bild nicht, das soll dich doch erinnern – woran sollte es dich eigentlich erinnern? Oh, ich weiß – an das menschliche Elend.‹

Er wird mich anstarren, sanft, demütig, resigniert, spöttisch, ein wenig verrückt. Wie er da in der Gosse steht und sein Banjo spielt. Und ich werde seinen Blick erwidern, weil ich gar nicht anders kann, werde daran zurückdenken, wie ich jung war, wie ich geliebt wurde und selbst liebte, Schmerz empfand und tanzte und den Tod nicht fürchtete, an all die Melodien, die ich in meinem Leben geliebt habe, und an jede glückliche Stunde. Ich werde seinen Blick erwidern, und ich werde sagen: ›Ich kenne den Text zu jeder Melodie, die du auf deinem verfluchten Banjo je gespielt hast. Nun, ich darf nicht mehr singen – da hast du's. Finie la chanson. Das Lied ist aus. Schluß.‹

Dann werde ich an dieses Hotel denken, mir ganz genau vorstellen, wie das Bett aussah, und die Witzblätter auf der Toilette. Da war dieser ganz ordinäre Witz, über den ich so lachen mußte, weil er mit Gott unterzeichnet war. Einfach so – G.O.T.T., Gott. Ein Witz, von Gott. Und so ein feiner Humor! Nicht einmal Engländer kommen darin vor.

Sie sagt: ›Ich unterbreche dich gar nicht gern beim Weinen. Ich weiß, das ist deine Lieblingsbeschäftigung, aber ich muß dich daran erinnern, dass der Mann von nebenan wahrscheinlich jede verdammte Einzelheit gehört hat, und dass er jetzt auf die Fortsetzung wartet. Vielleicht nicht ganz das, was man hätte erwarten sollen. Aber trotzdem – ganz amüsant.‹

Ich höre auf zu weinen. Ich strecke meine Beine aus. Ich fühle mich sehr erschöpft.

›Und noch etwas‹, sagt sie. ›Wenn er das ganze Geld genommen hat – und das ist doch so gut wie sicher – das wäre eine schöne Geschichte, wie?‹

Ich stehe auf und putze mir die Nase. Es ist Blut im Taschentuch. Ich schaue in den Spiegel und sehe, dass mein Mund geschwollen ist, und er blutet noch immer, wo er mich gebissen hat. Dann gehe ich hinüber zum Reisenecessaire.

›Los, schau nach. Es ist besser, du weißt Bescheide

Ich fasse in die rechte Tasche, ziehe das Geld heraus und sehe es an. Zwei Hundert-Francs-Scheine, ein Tausender.

›Nanu! Was für ein Kompliment! Wer hätte das gedacht?‹

›Ich wußte es‹, sage ich, ›ich wußte es. Darum habe ich ja geweint.‹

Ich nehme das Zahnpflegglas und schenke es halb voll

Whisky. Auf dein Wohl, Gigolo, schicker Gigolo. Ich verneige mich tief. Noch ein Glas.

Ich trinke noch einen Whisky.

Ich weiß das zu schätzen, liebster Gigolo, ich danke dir von ganzem Herzen. An so höfliche Gesten bin ich nicht gewöhnt. Darum: Auf dein Wohl. Und noch einmal: Auf dein Wohl.

Ich bin sehr betrunken. Ich sehe das Gesicht des Russen vor mir und die Bewegungen seines Mundes, während er sagt: ›Madame Venus se fachera‹ – ›Ach, die!‹ sage ich. ›Was kümmert mich die? Sie hat nie etwas für mich getan, außer dass sie mir eine Menge üble Streiche gespielt hat.‹ →Das macht sie bei jedem«, sagt er. ›Trotzdem, nehmen Sie sich vor ihr in acht. Nehmen Sie sich in acht, nehmen Sie sich in acht.‹

Ein Gesumme von Stimmen, aber man hört immer nur ›Femmes, femmes, femmes, femmes‹ Und das Rattern eines Zuges, das sagt: ›Paris, Paris, Paris, Paris.‹ Madame Venus ist zornig, und Phoebus Apollo geht weg von mir, den Boulevard hinunter, wo er sich in der Gosse verbirgt. Anschrift einfach nur: Mons. P. Apollo, Gosse. Aber ich weiß sehr wohl, dass alles nur Einbildung ist, Halluzination. Venus ist tot; Apollo ist tot; selbst Jesus ist tot.

Nur eines ist übriggeblieben auf der Welt: eine riesige Maschine aus hellglänzendem Stahl. Sie hat unzählige gelenkige Arme, auch aus Stahl. Lange, dünne Arme. Am Ende eines jeden Armes sitzt ein Auge, dessen Wimpern steif sind von Wimperntusche. Wenn ich genauer hinsehe, erkenne ich, dass nur einige von diesen Armen Augen haben – andere haben Lichter. Die Arme mit den Augen und die Arme mit den Lichtern sind alle überaus gelenkig und sehr schön. Aber der graue Himmel, der den Hintergrund bildet, erschreckt mich... Und

die Arme winken im Takt zu Musik und Gesang. Etwa so: ›Hotscha-hotscha-hotscha...‹ Und ich kenne die Musik; das Lied kann ich singen.

Noch einen Whisky. Verdammte Stimme in meinem Kopf, ich werde dich schon zum Schweigen bringen...

Ich wanderte im Zimmer auf und ab. Sie ist fort. Ich bin allein.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass sie fort ist.

Zieh deinen Mantel an und geh ihm nach. Es ist noch nicht zu spät, es ist noch nicht zu spät. Zum letzten Mal, zum letzten Mal.

Ach, ich kann nicht, meine Liebe. Nicht weil ich zu stolz wäre oder so etwas Ähnliches, sondern weil meine Beine sich so komisch aufführen.

›Komm zurück, komm zurück, komm zurück, sage ich. So. Immer wieder. ›Du mußt zurückkommen, du sollst zurückkommen. Ich werde dich zwingen zurückzukommen. Nein, das ist falsch. Ich meine, bitte komm zurück, ich flehe dich an zurückzukommen‹

Ich presse die Hände auf die Augen und sehe ihn. Er geht den Boulevard St. Michel entlang nach Montparnasse zu und denkt: ›Sale femme. Lächerliches Frauenzimmer‹

›Komm zurück, komm zurück, komm zurück, sage ich. Er hört nicht.

Er geht weiter, so schnell er kann. Er friert und ist verärgert.

›Du magst keine Männer, und du magst auch keine Frauen. Du magst nichts und niemanden. Sauf ton sale cerveau. Alors, je te laisse avec ton sale cerveau.‹

(Ein Monstrum. Das Monstrum, das bloß kriechen kann – oder fliegen. Ah! nur fliegen.)

»Aber wozu diese Geste des Verzichts auf Geld?‹ ha-

dere ich. ›Es war einfach lächerlich. Du weißt doch, dass du es schon bereust. Kehr um und hol es dir. Du könntest hereinkommen, könntest sagen »Ich habe etwas vergessen«, es nehmen und wieder hinausgehen. Komm zurück, komm zurück, komm zurück.‹ Das ist die schwere Mühe, die unsagbar schwere Mühe, unter der das menschliche Gehirn zusammenbricht. Aber nicht, ehe das Werk vollbracht ist, nicht ehe der Berg versetzt ist.

›Komm zurück, komm zurück, komm zurück.‹ Er zögert Er bleibt stehen. Ich habe ihn. ›Hör doch. Du hörst mich jetzt, nicht wahr? Es ist noch nicht spät – noch nicht einmal zwölf. Die Tür ist offen. Du brauchst nichts weiter zu tun, als die Treppe hinaufzugehen. Wenn dich jemand anspricht, sagst du: »Die Dame in Nummer 41 erwartet mich, sie rechnet damit, dass ich komme.« Das sage.‹

Ich sehe ihn ganz deutlich vor mir. Ich darf ihn keinen Augenblick loslassen.

›Komm zurück, komm zurück, komm zurück.

Er darf nicht erst klopfen müssen, denke ich. ›Er muß sofort eintreten können.‹

Ich stehe auf und will den Schlüssel außen an die Tür stecken. Er fällt mir aus der Hand. So lasse ich die Tür ein wenig offenstehen.

›Ich habe alle meine Kleider noch an, denke ich. ›Wie töricht.‹

Ganz schnell ziehe ich mich aus. Ich verfolge jeden seiner Schritte.

Jetzt biegt er ganz unten in meine Straße ein. Ganz deutlich sehe ich ihn vor mir. Er biegt ganz unten in meine Straße ein. Ich sehe die Häuser.

Ich lege mich zu Bett. Zitternd liege ich da. Ich bin sehr müde.

Nicht ich, nein. Hab keine Sorge, es ist mein sale cerveau, mein Gehirn ist müde. Mach dir deswegen keine Sorge – kein sale cerveau mehr.

Ich denke: ›Wie furchtbar ich aussehen muß! Ich muß das Licht ausmachen.‹

Aber das spielt ja keine Rolle. Jetzt bin ich ganz einfach und ohne Angst; jetzt bin ich ich selbst. Er kann mich anschauen, wenn er will. Ich werde nur sagen: ›Siehst du, so habe ich geweint, weil du weggegangen bist.‹

(Oder habe ich so geweint, weil ich nie mehr singen werde, weil das Licht in meinem sale cerveau ausgegangen ist?)

Jetzt ist er vor dem Hotel angekommen.

Er drückt auf den Knopf, und die Tür geht auf.

Jetzt kommt er die Treppe herauf.

Jetzt bewegt sieh die Tür, die Tür geht weit auf. Ich lege den Arm über die Augen.

Er kommt herein. Er schließt die Tür hinter sich.

Ich liege ganz still, mit dem Arm über den Augen. So still, als wäre ich tot.

Ich brauche gar nicht hinzusehen. Ich weiß es.

Ich denke: ›Ist es der blaue Morgenrock oder der weiße? Das ist sehr wichtig. Ich muß das herausbekommen – es ist sehr wichtige

Ich nehme meinen Arm von den Augen. Es ist der weiße Morgenrock.

Er steht da und schaut auf mich herab. Seiner selbst nicht sicher; seine hündischen Augen flackern.

Er sagt kein Wort. Gott sei Dank sagt er kein Wort. Ich schaue ihm gerade in die Augen: es ist das letzte Mal, dass ich für einen anderen armen Teufel von Menschen Verachtung empfinde. Das letzte Mal...

Dann lege ich meine Arme um ihn und zieh ihn herunter aufs Bett und sage: »Ja –ja –ja...«

Dieses Buch gibt es nur bei Zweitausendeins im Ver-
sand (Postfach, D-6000 Frankfurt am Main 61),
oder in den Zweitausendeins-Laden in Berlin,
Essen, Frankfurt, Freiburg, Hamburg, Hannover,
Köln, München, Saarbrücken.

JEAN RHYS WERKE
ZWEITER BAND

© 1985 by Rogner & Bernhard **GmbH&Co. Verlags
KG, München**
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3807702148

Irrfahrt Im Dunkel erschien erstmals 1934 unter dem Titel
Voyage in the Dark bei Constable and Company Limited
und wurde 1967 wieder verlegt
bei Andre Deutsch Limited, London
© 1967 by Jean Rhys

Guten Morgen, Mitternacht erschien erstmals 1939 unter dem Ti-
tel
Good Morning, Midnight bei Constable and Company Limited
und wurde 1967 wieder verlegt
bei Andre Deutsch Limited, London
Erstmals deutsch 1969 bei Hoffmann und Campe
© 1967 by Jean Rhys

Satz: Max Vornehm Druck und Bindung:
Druck- und Verlags-Gesellschaft mbH Darmstadt
Printed in Germany
scan by macska Ö 2001

corrected and new layout by párduc 2003 2003/I-1.0
in memoriam to macska who died in 2002